Schatzkästlein

des

Gevattersmanns.

Von

Berthold Auerbach.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1856.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Ueber der Stubenthüre

ist noch in manchen Häusern in Stadt und Dorf ein Brett, worauf Bücher zur Erbauung und Erheiterung liegen. Man darf es wol auch als ein Sinnbild ansehen, daß man beim Eintritt in eine Häuslichkeit die gesammelte Einheit dessen was den Familiengeist bestimmt, über sich habe.

Der Gedanke, daß es vergönnt wäre, auch ein Plätzchen auf jener obern Schwelle zu haben und in stillen Stunden angerufen zu werden; wer fühlte sich nicht dadurch erhoben? Wer aber mit dem Wunsche käme, alles Bisherige zu verdrängen, wäre dessen nicht würdig.

Sieh nun zu, ob und wie du dieses Buch und was es enthält, einreihen kannst zu dem, was du schon hast. Mache es damit wie mit allem andern: Was du als wahr erkennst, das halte fest; und das Uebrige? — dabei denke, daß eben noch Niemand die volle Wahrheit erschöpft hat, und daß eben darum die Menschen von Geschlecht zu Geschlecht an der Erkenntniß arbeiten.

Laß dir hierin helfen, aber hilf du auch mit. Du kannst es.

Zum richtigen Verständniß dieses Buches mußt du dir noch kurz von seiner Geschichte erzählen lassen:

Viermal, von 1845 bis 1848 erschien ein Kalender unter dem Titel: „Der Gevattersmann." In einer Auswahl sind hier im zweiten Theile die darin enthaltenen Geschichten zusammengestellt.

Die Jahrgänge sind nicht unter einander gemischt. Einzelne Geschichten werden dir als bekannt erscheinen, weil sie vielfach in Blätter und Schullesebücher übergegangen sind; darum mußten sie nichtsdestominder hier ihre Stelle behaupten.

Die Geschichten, die du in diesem Buche findest, sind aus mancherlei Betrachtungen entstanden. Es ist nicht nur Ernstes und Lustiges, sondern auch Heiliges und Weltliches, wie man's nennt, neben und durcheinander gestellt; aber das Heilige und Weltliche darf im Leben nicht getrennt sein; es ist gerade die Aufgabe des vielverschrieenen neuen Geistes: die echte Frömmigkeit in allem Thun und Denken zu erwecken und zu befestigen.

Freilich fehlt noch Mancherlei, was nothwendig auch in diesem Buche hätte besprochen werden müssen; aber eben dazu sind allerlei Menschen auf der Welt, daß Jeder nach seinem Maße thue, was ihm zukommt, und eben dazu hat jeder noch Lebensraum vor sich, daß er mit der Zeit noch Anderes in die Hand nehme zum Frommen des Vaterlandes und seiner Mitmenschen.

Inhalt.

Zweiter Theil.

Jahrgang 1845.

Jahrgang 1848.

Anhang.

Erster Theil.

Das Sparkassenbüchlein.

Freilich, sagte der Schlossermeister Werner in der Wasserstraße, freilich geschehen in unsern Tagen keine Wunder mehr, aber man steht doch manchmal an einem Abgrunde und eine Hand reißt einen weg, die mehr Macht hat als eine einzelne Menschenhand, und wenn man sich dann besinnt, kommt's einem wie ein Wunder vor. Mir schwindelts noch, wenn ich dran denke, was aus mir hätte werden können, wenn nicht der heilige Geist, der in einem guten Menschen waltet, mich gepackt hätte und wenn nicht noch etwas an mir gewesen wäre, was er hätte packen können.

Ja, Nachbar Weber, eure Jaquardstühle in eurer Gebildfabrik sind sehr kunstreich und ich verstehe noch nicht, wie Grund und Gebild zu gleicher Zeit gemacht wird, aber der große Webstuhl der Welt, in dem so ein menschlicher Lebenslauf nur ein einziger Faden ist, ist noch viel kunstreicher zusammengesetzt, noch viel schwerer auszukennen, und wenn man so einen menschlichen Lebensspinnfaden auszieht, sieht man an ihm, ebenso wie ich vor Kurzem im Mikroskop am wirklichen Spinnenfaden gesehen habe, daß er siebenfach zusammengezwirnt ist. Ich will euch erzählen wie Ich gezwirnt worden bin und fast hätte es einen dicken Knoten gekriegt oder wäre gar abgerissen.

Ihr wißt, ich bin als Waisenkind aufgewachsen und hatte keinerlei Anhang in der Welt. Ich war ein junges leichtes Blut, als ich beim Zunftmeister in der Schulgasse als Geselle stand. Der Meister, ihr habt ihn ja noch gekannt, war ein stiller behäbiger Mann, er sprach nicht viel um einen Groschen, dafür war's aber auch um so gewichtiger, wenn er nur nickte, oder einmal ein Wort an einen richtete. Als er mir den ersten Wochenlohn auszahlte, sagte er: „Peter, du hast genug an der Hälfte, das Andere behalte ich und lege es zusammen, bis wir's auf die Sparkasse thun können." Und so geschah es auch. Wenn einem der Meister was sagte, hatte keiner den Muth zu widersprechen.

Am Palmsonntag vor der Kirche ging er mit mir nach der Sparkasse. Mein Name wurde in ein großes Buch eingetragen und ich bekam ein kleines Büchlein, drin stand wieder mit schönen Buchstaben mein Name und auf dem zweiten Blatte meine ersten Ersparnisse. Es waren sieben Thaler. Das Büchlein, es war in graugesprenkeltes glattes Papier eingebunden, war so sanft anzurühren und war so fest bei einander, daß ich es so lieb hatte, ich kann es gar nicht sagen. So äußerte sich bei mir die erste kindische Freude, Etwas vor mich gebracht zu haben und es gibt gewiß kein glücklicheres Gefühl, als sich zum erstenmale sagen zu können: du hast und bist noch etwas mehr als das was da so herum lauft, es gehört noch etwas zu dir, was man dir nicht ansieht und das hast du dir selber erworben.

Immer wieder hätschelte ich mein Büchlein und las nach der Kirche gewiß hundertmal meinen Namen und mein Capital und es kam mir sonderbar vor, daß der

Name da drin mein ist, daß ich Peter Werner heiße und daß die Zahl sieben Thaler das und das bedeutet und daß das ich bin und das alles zu mir gehört, und staunend ging mirs auf, wie das so seltsam und so wunderbar ist, daß ein Mensch dem andern auf etwas Geschriebenes hin sein Eigenthum gibt und der bewahrts ihm und gibts ihm wieder und noch mehr dafür. Es war mir, wie wenn ich jetzt erst auf die Welt gekommen wäre und zum erstenmale sähe, wie das Alles zusammenhängt.

Fröhlicher habe ich noch keine Frühlingszeit gehabt, als jene vom Jahr 46, das auch ein gutes Weinjahr geworden ist. Wenn ich sah, wie alles draußen so schön sproßte und wuchs, so mußte ich immer wieder denken: du hast auch einen Acker, wenn man ihn auch nicht sieht und da wächst auch was drauf und dein Acker — ist dein Sparkassenbüchlein.

Ich war so in mir vergnügt, daß ich mir das Rauchen abgewöhnte. Es war ein wahrer Geiz in mich gekommen und ich ruhte und rastete nicht, bis ich wieder ein Anständiges beisammen hatte und am Tage vor Jacobi trug ich wieder eine runde Summe hin und der Finanzrath Menninger, der die Sparkasse aus Menschenfreundlichkeit mitverwaltete, wünschte mir Glück und trug das Ausgehändigte ein mit den Worten: „Heute fünf Thaler erhalten."

Aber seltsam! Als ich den zweiten Eintrag überlas, war meine Freude bei weitem nicht so groß als wie das erstemal. „Es geht doch langsam," dachte ich verstohlen in mir, „du brauchst lange, ehe du zu etwas Erklecklichem kommst —" aber ich hieß den Gedanken schweigen und war bald wieder lustig und guter Dinge.

Wenn ich am Tage, besonders aber Abends an dem

Gebäude vorüberging, darin die Sparkasse war, sagte ich fast laut vor mich hin: „So, da oben bist du, mein Geld, du ruhst Tag und Nacht nicht und verdienst dir Zinsen; das ist gut, es schafft jetzt noch Eins für mich und ich will dir schon nachhelfen, will dir neue Rekruten schicken."

Hätte ich das nur immer vor mich hingesprochen! Aber ich sagte es bald auch einem Nebengesellen, einem Pfälzer, der uns zugereist war, der zuckte die Achseln und lachte spöttisch über meine kindische Genügsamkeit.

„Was willst du mit dem Bettel anfangen?" sagte er. „Die reichen Leute allein, die habens gut, die essen und trinken und schlafen und lassen dieweil ihr Geld arbeiten und wenn sie in der Frühe erwachen, so können sie guten Morgen Feierabend sagen. So lang man das nicht kann, ist man ein armer Schelm." Ich kümmerte mich wenig um seine Worte, ich war ja nicht arm und war auch kein Schelm, aber wie das so geht, es bleibt doch etwas in Einem stecken. Es sind zweierlei Menschen in jedem und es kommt darauf an, welchen man anruft. Ich ließ mich verleiten, wieder ein Bischen zu rauchen und auch sonst kleine Ausgaben nicht zu scheuen, ich wollte mein junges Leben genießen und es dauert ja doch so lange, bis man auf diesem Weg etwas Erkleckliches vor sich gebracht hat. Dennoch war ich dabei nicht glücklich und holte mir zu meinem Troste oft am Sonntag Morgen mein Sparbüchlein aus der Truhe und freute mich, daß das Alles da drin so feststeht und mir doch nicht durch die Finger laufen kann. Es war eine gedruckte Zinsenberechnung mit in dem Büchlein und ich wollte ausrechnen, wieviel mein Reichthum bereits ertragen habe; sieben Thaler

ertragen zu fünf vom Hundert jeden Monat zehn Pfennige und fünf Thaler ertragen sechs Pfennige monatlich, und jenes im Jahr zehn Silbergroschen und sechs Pfennige und dieses sieben Silbergroschen sechs Pfennige. Ja, das stand Alles da, aber ich hatte nicht zu gleicher Zeit und gar nie am ersten eines Monats eingelegt und mit den Tagen, Wochen und den Bruchtheilen konnte ich nicht auskommen. Mein Pfälzer dagegen war ein fertiger Rechner und Schreiber, er sagte mir auf Heller und Pfennig hin, was ich zu fordern hätte und sang mir meinen ganzen Reichthum in der Weise des Jägers von Kurpfalz vor, warf mein Büchlein an die Decke und rief: „da fliegt der ganze Reichthum Peter Werners, des großen Capitalisten!"

Das Büchlein fiel aufs Angesicht und mir wars als wäre es gekränkt. Ich hätte es gern um Verzeihung gebeten, als ich es abwischte, ich versteckte es in meine Truhe und zeigte es nun dem Nebengesellen nicht mehr.

Da brach gegen Weihnachten ein großer Brand aus in der Stadt und ehe man Hülfe bringen konnte, schlugen die Flammen aus dem Hause, worin die Sparkasse war. Mir brach das Herz im Leibe, als ich das sah und ich weinte, als ich hörte, daß das Hauptbuch verbrannt sei. Mein ganzes Besitzthum war jetzt auf einmal dahin. Mein Nebengeselle aber lachte mich aus und sagte: „Du Narr, was weinst du? Der Staat hat ja die Sparkasse garantirt, und du hast ja deinen Schuldschein. Der Staat muß dich bezahlen."

Ich war beruhigter, denn leider ist es ja so und noch jetzt unter gar vielen Menschen, daß sie meinen, was der Staat leisten muß, das kommt aus einem unsichtbaren Beutel, der vom Himmel herabhängt, aus dem man nur

zu nehmen und nie hinein zu thun hat. Jetzt zeigte ich meinem Pfälzer wieder mein Büchlein, gab's ihm aber nicht in seine Hand und er fand alles in Ordnung.

Als wir aber Nachts im Bett schliefen, weckte er mich und rief: „Peter, wir werden beide reiche Leute und wir können es auch dahin bringen, daß unser Geld für uns arbeitet und wir thun gar nichts mehr als spazieren fahren."

Ich meinte, er träume noch, aber er erklärte mir, daß wir Beide nach Kalifornien auswandern, wo man das Gold aus dem Boden gräbt. Das war mir schon recht, aber ich wußte nicht, woher das Reisegeld nehmen. Da sagte er, daß mein Sparkassengeld dazu ausreiche. „Du hast es ja einen Bettel geschimpft?" fragte ich. „Das ists nicht mehr," erwiederte er, Licht anzündend. „Mir ist im Schlafe eingefallen, wie das zu machen. Komm, steh auf, gib mir einmal dein Büchlein her."

Mir war selber, als wenn die geschriebene Zahl sich durch ein Wunder in Hunderte und Tausende verwandelt haben könnte, ich sprang aus dem Bette, schloß meine Truhe auf und holte mein Büchlein.

„Richtig!" rief der Pfälzer. „Gut ists! Prächtig! Das wird kein Mensch anders sehen. Hier steht: „Heute fünf Thaler erhalten." Das Wort „heute" wird sonst nie geschrieben, wirst sehen, wie ich hexen kann. Aus dem Worte „heute" mache ich „hundert". Dann haben wir genug und wir können mit Goldklumpen Fangball spielen."

Ich zitterte am ganzen Leibe und rief: „Das thue ich nicht! Das kannst du nicht! Das darf man nicht! Das kann man nicht!"

„Gib her, ich will dirs zeigen,“ sagte er.

Noch widerstrebte ich, aber der böse Geist regte sich als Neugier in mir und ich sagte: „Wie willst du das machen? Probir zuerst auf einem andern Papiere, du verdirbst mir sonst mein Büchlein und ich komme in Ungelegenheit und verliere noch das, was mir gehört.“

Die Feigheit des bösen Willens gab mir ein, das zu sagen; ich hoffte, daß er es nicht machen könnte, um dadurch von meinem bösen Gelüste erlöst zu sein und wünschte doch wieder, daß er es könne. Man ist in solcher Lage wie besessen, wie vom Wirbelwind gefaßt.

„Gib her!“ schrie der Pfälzer, „und mach mich nicht zornig, sonst zittert meine Hand und ich verderbe es unnöthig.“

Ich konnte nicht mehr widerstreben. Ich preßte die gefalteten Hände zusammen und stand zitternd dabei, wie er mit fester Hand in mein heiliges Büchlein hineincorrigirte und als er, mit dem Munde die Tinte trocken hauchend, das Büchlein an sein Gesicht hielt, war's mir, als ob er meine Seele verschlinge. Ich wollte sehen, was er gemacht, aber er zeigte mir's noch nicht und als er jetzt mit einem kleinen Messer radirte, war mir's, als ob man an meiner Seele schabte; aber jetzt schlug mir's wie eine Flamme aus dem Gesicht und eine Stimme sagte: „Du bist reich und wirst noch tausendmal reicher.“

Ich las, da stands: „hundert fünf Thaler erhalten,“ und kein Mensch, der nichts davon wußte, konnte merken, daß hier etwas geändert war, und das Hauptbuch war ja verbrannt.

Der Pfälzer zog mich jubelnd im Tanz auf der Bodenkammer umher und rief immer: „Jetzt geht der lustige

Tanz an und wird Lebenlang aufgespielt und wir tanzen durch die Welt, lustig bis zum Kehraus."

Wir lagen wieder im Dunkel in unserm Bette und der Pfälzer verstand es, eine Welt voll Glanz und lauter Lustbarkeit vor mich hinzuzaubern. Ich war schon auf dem Meere, ich spielte schon Fangball mit Goldklumpen, ich fuhr in einer Kutsche mit vier Schimmeln und auf dem hintern Sitz saß ein Bedienter, der reichte mir auf einen Wink immer frischgestopfte silberbeschlagene Meerschaumpfeifen mit brennendem Zunder obendrauf in den Mund und ein Andrer schenkte mir Champagner ein und meine Frau saß daneben und hatte einen grünen Schleier auf dem Hut.

Mein Pfälzer schlief bald ein, er hatte sich stark verausgabt, mir allerlei Träume vorzumalen, und auch ich sank endlich in Halbschlaf, da durchzuckte es mich plötzlich und ich wachte auf, wie aus einem Rausche. Mir war ganz klar alles was geschehen war, meine Kiste stand ja offen und ein heller Mondstrahl fiel schräg auf die glitzernde Decke meines Sparbüchleins und zitterte darauf. Ich sprang aus dem Bette. Nein, das darf nicht sein, lieber will ich alles verlieren, ich zerreiße mein Kleinod. Aber seltsam! Mich dauerte das Büchlein, das ich so sehr geliebt hatte. Ich nahm es mit ins Bette und schlief endlich ein.

Der Meister fragte mich oft was mir fehle, ich sehe so verstört und übernächtig aus. Ich konnte es ihm nicht sagen, und wenn er und die Meisterin und die Kinder ein freundliches Wort mit mir sprachen, fuhr es mir wie ein zweischneidig Messer in die Seele: die denken noch immer, du seist brav. Die wissen nicht, was du gethan und was

du noch thun willst, du betrügst sie um ihre Gutheit. Sie würden dich alle hinausjagen, wenn sie wüßten, wer du bist. — Oft, wenn ich zu Tische saß, war mir, als müßte jetzt plötzlich ein Gerichtsdiener kommen, mich in Ketten legen und in ewige Gefangenschaft bringen. Ich hielt mir oft die Hand an den Mund und schrack plötzlich zusammen, denn ich fürchtete oft, daß ich unwillkürlich Alles ausspreche, was vorgegangen ist. Ich konnte gar nicht begreifen, wie ich die Worte zurückhalten kann, und was ist es denn, womit ich sie banne? Warum spreche ich das aus und nicht auch das andre? Ich meinte oft, ich hätte schon Alles verrathen, ich wußte nicht mehr, was von mir bekannt und was verborgen ist. Wenn man mich etwas fragte, stotterte ich, denn ich mußte vorher die Worte und Gedanken wegschieben, die zuerst herauswollten.

Noch heutigen Tages habt ihr mir schon oft vorgeworfen, und meine Kathrine neckt mich besonders gern darüber, daß ich lieber Alles thue, als mir ein Geheimniß aufladen zu lassen. Und es ist wahr, wenn ich etwas habe, das ich verborgen halten muß, ist mir immer, als hätte ich ein Glas in der Tasche und unversehens wird mir's zerschlagen. Könnt euch also denken, wie hart es mir wurde, ein schweres Geheimniß über mich selbst zu bewahren.

Daß ich von da an nichts mehr in die Sparkasse that, versteht sich von selbst, ja ich machte allerlei Umwege, nur um nicht durch die Straße zu gehen, in die jetzt die Kasse verlegt war.

Ich konnte mit Niemand von meiner Seelenqual reden, als mit dem Pfälzer, und als ich ihn einst in stiller Nacht

fragte, ob er glaube, daß es Menschen gebe, die ein Verbrechen gethan und dennoch heiter und wohlauf lebten, da lachte er mich aus und wußte hundert Geschichten zu erzählen von Lug und Trug, und daß der ein Narr sei, der nicht nehme wo er nehmen könne.

Der Meister nahm noch mehrere Gesellen, denn wir hatten viel Arbeit bei der Einrichtung des neuen Zuchthauses, und jetzt waren so viele Fremde in der Schlafkammer und überall bei uns, daß ich mit dem Pfälzer selten ein heimlich Wort reden konnte. Nur als wir einst im Zuchthause arbeiteten, sagte er zu mir: „Siehst du? Da herein kommen die dummen armen Teufel, wir, wir gehören zu den Großen, und wir fahren in Kutschen wie die Großen.“

Ich sah, wie die Welt nichts merkt von dem, was in einem vorgeht, und eine gewisse Ruhe kam endlich über mich. Nur wenn die Kinder des Meisters bei herannahenden Weihnachten an Feierabenden hüpfend und springend plauderten: „Ich weiß was, aber ich darf's nicht sagen,“ zuckte mir das wie ein Blitz vom Himmel, nein wie ein Schwert durch die Seele. Diese guten Kinder wußten von Bescheerungen, die für den Meister und uns Gesellen vorbereitet wurden, und ihr offenherziger Kindessinn spielte ein leichtes Versteckens mit ihrem Geheimniß, sie mußten wenigstens sagen, daß sie ein Geheimniß hatten, und sich dadurch die Last leichter machen, und ich — wie weit ab war ich von der Kindesunschuld, und ich, ich war ein geheimer Verbrecher, wenn auch noch nicht die ganze That geschehen war, ich war's in mir, vor meinem Gewissen, vor Gott.

Es war am Weihnachtsabend, da kam das Dienst-

mädchen des Finanzraths Menninger, ich stand an der Hausthüre und sie sagte mir, ich solle gleich zum Finanzrath kommen und mein Werkzeug mitnehmen.

„Ich? Warum grade ich?"

„Ja du, grade du. Oder bist du zu gut dazu? Mach hurtig und komme gleich nach."

„Nein, wart' ich geh mit."

Als mir das Mädchen zuerst den Namen nannte, erschrack ich in's Herz hinein. Ist denn deine That schon jetzt bekannt, und mußt du schon jetzt mit heraus? Du wolltest ja warten bis zum Frühjahr?

Die innere Angst und Verzweiflung sieht überall Gespenster und muß sie sehen. Es sind die bösen Geister des eigenen Herzens, die sie umtanzen. Nicht einmal der Gedanke konnte mich beruhigen, daß ja ein Gerichtsbote, und nicht ein Dienstmädchen gekommen wäre, wenn man von meinem Verbrechen wußte.

Ich war voll Furcht, ich fürchtete überall, Jeden und Alles.

Ich ging mit dem Mädchen. Es war ein frisches helles Wesen, in ihren Augen brannten schon die Weihnachtskerzen.

„Was siehst du mich so an?" fragte ich unterwegs.

„Mein Vater war auch Schlosser," lautete die Antwort, „und er sagte oft: der Schlosser gehört zum Pfarrer und zum Doctor, dem Einen vertraue man seine Seele, dem Andern seinen Leib, und dem Schlosser sein Vermögen. Der heilige Petrus ist unser Zunftheiliger, und Viele halten seinen Himmelsschlüssel für nichts als für ihren Kassenschlüssel."

„Du bist gescheit, wie heißest du denn?"

„Wegen unserer Gescheitheit könnt' ich Lise heißen und du Hans, aber ich heiße Kathrine."

„Grad wie meine Mutter selig.“

Wir waren am Hause des Finanzraths angelangt. Ich stieg eine breite Treppe hinan, Alles war erleuchtet und durchwärmt. Ich wurde in ein Zimmer geführt, dessen Boden mit weichen Teppichen belegt war. An den Wänden hingen Bilder in breiten Goldrahmen, in der Mitte stand ein rothsammtnes Sopha mit blühenden Pflanzen bekränzt. So haben's die Reichen, dachte ich, und mir stockte das Herz.

Der Finanzrath brachte mir eine mit Gold eingelegte Schatulle und sagte: der Schlüssel sei abgebrochen, ich solle öffnen. Es war ein englisches Schloß, ich hatte keinen so kleinen Dietrich bei mir und mußte wieder nach Hause, um solchen zu holen. Als ich wieder auf die Hausflur zurückkam, sagte der Finanzrath:

„Kathrine, ich muß noch einiges vorbereiten, hast du jetzt Zeit, mit dem Schlosser hineinzugehen und bei ihm zu bleiben?“

„Ja wohl.“

Ich ging mit Kathrine in das Zimmer, und unwillkürlich sagte ich: „Da läßt sich's gut leben; aber du dauerst mich, wenn du von diesem Teppichboden wieder einmal weg mußt in einen kleinen eignen Haushalt.“

„Das hat noch gute Weile,“ sagte Kathrine. „Aber ich seh schon, warum du dir's herausnimmst, Anderen das Zeugniß zu geben, daß sie gescheit seien, du hältst dich noch immer für eine Viertel-Elle gescheiter; aber das verstehst du noch nicht: man lernt in all der Herrlichkeit und Pracht, daß es Eins ist, ob man mit einem zinnernen oder vergoldeten Löffel ißt, auf dem Teppich oder auf dem selbstgewaschenen Boden herumlauft; es kommt drauf an,

ob man in Fried' und Rechtschaffenheit lebt und ein gutes Gewissen hat."

Der Dietrichbund fiel mir bei diesen Worten auf den Boden, und ich fand fast das Schlüsselloch nicht mehr, so flimmerte mir alles vor den Augen, und Kathrine lachte mich aus, daß ich wol nicht zu den Geschicktesten gehöre. Endlich, nach vielen Versuchen, drehte sich der Riegel, der Deckel hob sich und wie Thau von der Sonne beschienen glitzerte es uns entgegen. Ein Diamantenschmuck lag auf blauem Sammet.

Kathrine wendete sich nach der Thüre und rief ihrem Herrn, daß die Schatulle offen sei, aber kaum hatte dieser einen Blick in die geöffnete Schatulle geworfen, als er mir mit schwerem Griff die Hand auf die Schulter legte und rief: „Was ist das? Da fehlt ja die Brosche in der Mitte, mit den großen Diamanten."

Ich zitterte wie Espenlaub. Der Dietrichbund in meiner Hand klirrte zusammen: „So ist es doch, man sieht dir's an, wer du bist? Man hat eine Probe mit dir gemacht, eine falsche Probe, und jetzt wirst du gleich in Ketten gelegt." So sprach es in mir. Ich war nahe daran, auf die Kniee zu fallen. Da weckte mich die Stimme Kathrinens.

„Wie können Sie nur glauben? Ich war ja —"

„Ruhig, es kommt auch an dich, es wird sich zeigen. Du hast jetzt nichts zu reden. Nicht von der Stelle. Hier bleibst du," erwiederte der Finanzrath. Er rief nach seiner Frau. Sie kam und er erklärte ihr, daß er sie mit dem Schmucke seiner seligen Mutter habe bescheeren wollen, daß aber hier etwas vorgegangen sei, was sogleich untersucht werden müsse; es fehle die Hauptsache im Werthe von mehren hundert Thalern.

„Es steht dir frei,“ wendete er sich dann zu mir, „dagegen Einsprache zu erheben und es den Gerichten zu überlassen; andernfalls will ich dich selbst untersuchen, ob du nichts zu dir gesteckt, und meine Frau hier wird Kathrine untersuchen.“

„Mich? mich auch?“ rief Kathrine, und der Gedanke, daß auch sie, die so frei und heilig, so aus dem Herzen gesprochen hatte, dem schmählichen Verdachte preisgegeben war, ließ mich vergessen, was ich mir vorzuwerfen hatte. Ich stellte mich fest hin, biß die Zähne übereinander und man suchte mich aus.

Ich kann's nicht sagen, wie mir's war, und noch jetzt durchbebt es mich wie ein unnennbarer Schauer, wenn ich daran denke, wie ich an meinem ganzen Körper betastet und untersucht wurde. Ich kam mir vor wie ein Sklave, wie ein Thier, ich war kein Mensch mehr, ich war nicht mehr der ich bin. Und was noch von Vorwurf in meiner Seele gewesen, war verschwunden. Ein himmelschreiendes Unrecht war mir geschehen; klein, lächerlich, erbärmlich klein war das, was ich gethan, noch tausendmal mehr hätte ich thun können.

Freilich habe ich dies Letzte erst später gedacht, denn noch größer wurde meine Pein, als auch Kathrine untersucht wurde. Das war eine Entwürdigung, die kein Mensch verantworten kann, und als die zweite Magd herbeikam und rief, Kathrine habe gewiß den Schmuck in ihrer Haarkrone versteckt, und als sie ihr nun die Haare aufnestelte, und Kathrine dastand mit aufgelösten Haaren, todtenbleich, da verfluchte ich die ganze Welt, Vornehm und Gering, denn Alle sind darauf aus, einen unschuldigen Menschen zu verwüsten. Ja und unseresgleichen

sind noch schlimmer als die Vornehmen, denn diese wissen nicht was sie thun, wenn sie unsre Ehre unter die Füße treten, aber diese da, diese Nebenmagd, ist es nicht ein Fest, ein Triumph für sie, ihre Standesgenossin der Schande preiszugeben und selber dabei im Ehrenglanz zu stehen? Ja, ich verfluchte die ganze Welt, und mich und uns vor Allem.

Man fand natürlich nichts, und ich weiß nicht mehr was ich dachte, nur dessen erinnere ich mich noch, daß ich zur Kathrine sagte: „Trag's in Geduld, ich möchte dir's gern gut machen, was Du wegen meiner ausgestanden."

Fort raste ich, und wie ausgeraubt rannte ich durch die Straßen, ja meine Seele war wie aus dem Herzen geraubt. Ueberall brannten Lichter, überall war Weihnachtsfreude; mir war das innere Licht ausgelöscht.

Mein Pfälzer jubelte, als ich ihm das Geschehene berichtete. „Da siehst Du nun," rief er, „da siehst du gutmüthiger Narr, was die Vornehmen mit uns anfangen. Wer nicht reich und nicht vornehm ist, ist ihnen weiter nichts als ein ungehenkter Dieb. Jetzt wirst du dir kein Gewissen mehr daraus machen, ihnen abzunehmen was du kannst."

Die Schmach, die mir angethan war, half mir allerdings die innere Stimme beschwichtigen, und als ich Tags darauf müßig über die Straße gehe, die Glocken läuten, und ich verfluche eben wieder die Menschen, die jetzt zur Kirche gehen und nicht daran denken, wie sie ein armes Herz gekränkt, da begegnet mir plötzlich Kathrine.

„Ich kann nicht in die Kirche gehen," sagt sie zu mir. „Geh du auch für mich, und bete auch für mich,

daß Gott unser Herz vor Bitterkeit und Haß bewahren möge, und vergib du deinen Peinigern wie ich."

Schnell war sie entschlüpft und ich ging zur Kirche. Ich mußte meinem Pfälzer etwas vorlügen, als ich's that. Ich betete für Kathrine, für mich konnte ich es nicht, und doch kam wieder etwas von Frieden über mich.

Ich lauerte fortan Kathrinen auf, wo ich konnte, aber sie hielt mir nicht Stand; nur Einmal sagte sie mir flüchtig, sie könne sich nicht mit mir abgeben, es würde uns aufgelauert und es fiele neuer Verdacht auf uns.

Eines Samstag Morgens, ich stand in der Werkstatt und arbeitete an einem großen Doppelschlosse für das Zuchthaus, da kam Kathrine, brachte ein Vorhängeschloß, zu dem sie den Schlüssel verloren habe und sagte, ich solle es zum Feierabend ihr bringen.

Ich ging nach dem Hause des Finanzraths. Kathrine scheuerte die Treppe. Sie wischte schnell ihre Hand ab, reichte sie mir und sagte: „Gott Lob, wir sind Beide gerechtfertigt, es ist ein Brief und ein Päckchen von der Schwester des Herrn gekommen, worin sie schreibt, sie habe vergessen gehabt, die Brosche in die Schatulle zu thun."

„Und der große Herr kommt nicht und bittet mich um Verzeihung?" fragte ich.

„Er hat's thun wollen, nein," sagte Kathrine stotternd, „er hat mir aufgetragen, ich soll dir's zu wissen thun."

Ich sah, daß das nur eine Ausrede war und Kathrine gestand mir's; aber sie beschwor mich, keinen Groll in der Seele zu hegen, ich solle Eins ins Andre rechnen, ich hätte gewiß schon einmal im Leben etwas gethan, was nicht an den Tag gekommen sei, wenn's auch nur ein

kleines Unrecht gewesen wäre, und jetzt müsse ich auf andre Weise dafür büßen.

Ich hatte schon auf der Zunge, wieder ihre Klugheit zu loben, aber ich wagte es nicht mehr und sagte nur, ich nehme das an. Kathrine freute sich darüber und sagte mir ein Sprüchwort ihrer seligen Mutter, das ich sonst noch nie gehört habe, und das Sprüchwort paßte wie ein Wort vom Himmel: Wer Einen vor den Augen Anderer beschämt, nimmt ihm seine Sünden ab.

Welche brave Eltern mußte Kathrine gehabt haben, was hat sie mir nur in wenig Worten von ihrem Vater und ihrer Mutter erzählt!

Kathrine hatte keinen Diamantschmuck einer Mutter wie die Finanzräthin, aber das schönste Kleinod, das ein Kind reich in sich und wohlgefällig vor Anderen macht, ist ein guter Gedanke aus dem Herzen der Eltern, in ein gutes Wort gefaßt; das erbt sich fort von Kind auf Kindeskind und braucht keine Schatulle.

Ich schämte mich innerlich vor Kathrine und sagte ihr nur, ich wünschte, ihre Eltern wären noch am Leben, damit ich sie auch Vater und Mutter nennen dürfte.

Auf der Treppe des Finanzraths, wo ich in Angst, in Qual und Verzweiflung auf- und niedergegangen war, stieg ich jetzt in den Himmel; ein Fegefeuer im Herzen quälte mich noch, aber ich stand doch bei allen Seligen, die schon gestorben waren, und bei einer Glückseligen, die noch am Leben war und die mir jetzt abermals die Hand reichte. Ich war ihrer nicht werth.

Das war nun eine doppelte Freude, die mir im Herzen lebte, als ich von Kathrinen wegging; sie war aus Zweierlei gemischt. Einmal war die Unschuld an den Tag

gekommen, es war jetzt an dem großen Herrn sich Vorwürfe zu machen, und dann hätte ich ihm gewiß dafür gedankt, denn nur durch ihn hatte ich ja Kathrinen kennen gelernt und sie hatte mir versprochen zum Fastnachtsonntag mit mir zum Tanze zu gehen.

Fröhlicher war ich bis dahin in meinem Leben noch nicht gewesen als an jenem Fastnachtsonntage. Ich sagte Kathrine, daß ich ein großes Glück mache und sie in einer Kutsche mit vier Schimmeln abhole; sie versprach mir treu zu warten, wenn ich auch auf des Schusters Rappen daher käme. Noch wollte sich etwas in mir regen, wenn ich daran dachte, was ich noch zu thun hatte, um mein Ziel zu erreichen, aber Wein, Liebe und mein lustiger Kamerad halfen mir darüber weg.

Meine That ward immer geringer, denn ich hatte der Welt soviel zu vergeben, nicht sie mir.

Es war wieder am Palmsonntag Morgen, als ich auf das Drängen meines Kameraden endlich entschlossen war, mein Geld zu erheben, um dann in weiter Welt mein Glück und mit diesem Kathrine zu erobern.

Die Sonne stand hell am Himmel als ich nach dem Hause ging, in das jetzt die Sparkasse verlegt war. Ich wollte, daß der Pfälzer mich begleite, aber er ließ sich nicht dazu bringen.

Als ich gegen das Haus kam, pochte mir das Herz höher. Ein Buchfink saß auf dem Dachgesims und pfiff lustig, und wie man sich in solchen Augenblicken gern an einen Aberglauben hält, nahm ich mir ein Wahrzeichen und sagte mir: „pfeift der Vogel immerfort bis du ins Haus gehst, dann gehst du keck hinein und es gelingt; hört er aber auf und fliegt fort, dann ist es ein Zeichen, daß

du ins Unglück kommst, du kehrst noch um, verbrennst dein Buch und willst gar nichts." Als ich näher gegen das Haus kam, hörte der Vogel wirklich auf und flog davon. Ich zitterte, aber schnell faßte ich mich wieder und dachte: „Pah! was soll der dumme Aberglaube? Wie kannst du dich nur an so was heften? Jetzt thust du es gerad und zum Trutz, nur frisch drauf los, es muß gelingen, und es gelingt."

Ich trat in das Zimmer. Der Finanzrath Menninger stand hinter dem Tische und zahlte mehrere Einlagen aus, die erhoben wurden. Ein Anderer trug das Neueingezahlte ein. Daß gerade Menninger da war, das erschreckte mich anfangs, reizte mich aber gleich darauf wieder: das war ja der Mann, der eine so schwere Sünde an mir begangen hatte.

Ich wartete still, der Angstschweiß rann mir über den ganzen Körper, mein Büchlein klebte mir in der Hand, als wollte es sich gar nicht von mir trennen.

Endlich kam die Reihe an mich, ich reichte still mein Buch hin, der Finanzrath schob die Brille von den Augen weg auf die Stirne, schaute eine Minute in das Büchlein, alles war stumm, nur der gleichmäßige Pendelschlag der Uhr war vernehmbar, mein Herz pochte schnell wider die Brust.

„Sie haben gut gespart," sagte endlich der Finanzrath, öffnete den Eingang des Tisches und sagte: „Kommen Sie herein."

Ich ging ihm nach in ein inneres Zimmer. Hier stand die offene Kasse.

„Wollen Sie Papier oder Silber?"

„Papier."

„Groß oder klein?"

„Klein.“

Er gab mir ein Päckchen mit einem bedruckten Papierbande, darauf stand: „100 Thaler.“ Er ersuchte mich, nachzuzählen, während er das Uebrige ausrechnete und dann zurecht legte. Ich konnte die einzelnen Thaler nicht auseinander legen, so zitterte ich, und als er sich umwendend fragte: „Ist's richtig?“ nickte ich still. Er legte nun noch mehreres Einzelne auf den Tisch; aber plötzlich sagte er, die Brille wieder vor die Augen schiebend: „Sind Sie nicht der Schlossergeselle, der zu Weihnachten in meinem Hause war?“

„Ja.“

„Das freut mich, Sie zu treffen. Ich habe mir schon oft Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Sie noch nicht um Entschuldigung gebeten wegen des Verdachtes, den ich damals auf Sie warf, und der Sie augenscheinlich gekränkt hatte. Aber wie das geht, als ich es längere Zeit versäumt, redete ich mir ein, Sie seien nicht mehr in der Stadt. Ich bitte, nehmen Sie jetzt meine Entschuldigung an, und wenn ich Ihnen mit irgend etwas dienen kann, soll es mit Freuden geschehen. Ich habe Ihnen Unrecht gethan, und Sie machen mir eine Freude, wenn Sie mich.... Was haben Sie? Ist Ihnen nicht gut? Was ist Ihnen?“

Ja, wer kann sagen, welch ein Gedränge in solchem Augenblicke im Herzen ist? Da stand ich und hielt das Geld krampfhaft in der Hand, so viel hatte ich noch nie zwischen den Fingern gehabt, und vor mir auf dem Tische lagen noch Münzen, die tanzten auf und nieder, und Alles das ist mein. — Etwas in mir wollte frohlocken, aber ein Anderes riß mir Alles aus der Hand, und ich

hätte gern meine Seele mit hingegeben. Daß der Mann, den ich hassen und um dessentwillen ich allen Menschen Uebles thun durfte, daß gerade dieser jetzt mit gutherziger Milde mich anfaßte und eine Liebe zeigte, die sich keines Bekenntnisses, keiner Demüthigung scheut, das unterwarf mich, wo ich mich in Haß empört und mich selbst verdorben hatte. Ich war besiegt und erlöst, denn ich sah meine Verworfenheit. Eine höhere Macht hatte mich besiegt und mich hingetragen vor den Richterstuhl des Ewigen in Zerknirschung.

Ich fiel auf die Kniee und schrie: „Nein! Nein! Ich bin ein schlechter Mensch. Nehmen Sie, nehmen Sie das Geld."

Ich erzählte Alles.

Der Finanzrath war ein treuer, inniger Tröster; er sah meine Zerknirschung und richtete mich mit liebreichen Worten auf, aber in einem hatte ich noch einen schweren Stand bei ihm, er wollte durchaus den Pfälzer den Gerichten übergeben, und nur die Erwägung, daß auch ich dadurch unvermeidlich ins Unglück käme, bestimmte ihn davon abzulassen.

Der Pfälzer wurde mit einem Zwangspasse in seine Heimath geschickt, meine Verlobung mit Kathrine wurde im Hause des Finanzraths gefeiert, aber noch ehe wir die Sparkasse verließen, wurde mein Buch verbrannt.

Der Finanzrath ist mir ein treuer Freund geworden, und hat mir geholfen, mich hier ansässig zu machen, und mein Theobald hat nur darum einen so vornehmen Namen, weil der Finanzrath sein Gevatter ist.

Die begrabene Flinte.

Wie lange hat es gedauert, welche unsägliche Mühe hat es gekostet, um der Gewalt und Gewohnheit, die sich im heimlichen Gerichtsverfahren gefielen, die öffentlichen Schwurgerichte endlich abzuringen, und schon zeigt sich ihre so unbestreitbare Wirksamkeit, daß Niemand mehr zu widersprechen vermag. Es bildet sich ein Rechtssinn in Geschworenen und Zeugen aus, und selbst der Verbrecher muß nun eine Macht fürchten, der man durch keinerlei Lügenkünste mehr entrinnen kann.

Im Wirthshause zur Rose in Waldenzell saß an einem Winterabend der Pfarrer mit mehreren Bauern. Man sprach von einem erschossenen Wilderer aus der Nachbarschaft, und daß der Forstbeamte, der ihn getödtet, in den nächsten Tagen vor das öffentliche Schwurgericht gestellt werde. Der Flurschütze und ein Gemeinderath, die als Zeugen vorgeladen waren, wußten viel von dem Getödteten zu erzählen; sein ganzes Wesen hatte durch die Wilderei eine rohe Uebermüthigkeit angenommen, die keine Grenzen mehr kannte. „Wenn Ich auf der Jagd bin, muß der Jäger heim, so will Ichs haben," hatte er oft geprahlt und war in seiner Entmenschung einmal so weit gegangen, daß er dem Förster ins Angesicht hinein sagte: „Die Leber von einem Wilde ist mir nicht mehr gut

genug, ich muß einmal die Leber von einem Jäger fressen, den ich mir selber schieße."

So erzählte der Flurschütz und der Pfarrer sagte: „Nach dem alten römischen Rechte hat Niemand ein Eigenthum an dem Wild im Walde, es gehört dem, der es erlegt." Die anwesenden Bauern nickten zufrieden bei dieser Kundgebung, aber der Pfarrer fuhr fort: „Es liegt etwas Unheimliches in der Mordgier der Menschen: zuerst beginnt sie am Kleinen, dann aber steigt sie immer höher und setzt sich endlich einen Menschen zum Ziel. Ich mag nichts davon hören, wenn man von edler Waidmannslust und Jagdfreude singt und sagt: das ist nichts als aufgeputzte Sünde. Und daß es ehedem Menschen gegeben hat, die sich das Wild aus dem Walde haben in den Schloßhof treiben lassen, um es vom Fenster aus zu schießen und dabei zu lachen und zu scherzen, das war doch nichts als reine oder eigentlich unreine Mordlust. Wer eine Freude darin findet, ein Thier zu tödten, und es nicht aus Nothwehr oder zur Nahrung thut, der ist weit niedriger als ein Thier."

„O Gott, wie wahr sprechen Sie da," sagte hier der Rosenwirth Philipp, genannt Philp, mit heiserer Stimme, die man von je her an ihm kannte und die oft so krächzend war wie seine Sägmühle im Thale. „Ich will Ihnen erzählen, was ich selber erfahren und wovon ich mein Leben lang die heisere Stimme habe."

Alles rückte zusammen, als der Rosenwirth nach einer Weile fortfuhr:

„Drei Stunden von hier bin ich daheim. Mein Vater hat mich kurz gehalten in Geld, aber sonst habe ich treiben dürfen, was ich gewollt habe. Vom Soldatenleben her

habe ich gut mit der Flinte umgehen können. Mein Hauptmann hat mich zum Unteroffizier machen wollen, aber ich bin doch wiederum heim. Beim allgemeinen Scheibenschießen in Dornstett habe ich das Best gewonnen und das war eine doppelläufige Jagdflinte, ein sogenannter Zwilling. Ich habe einen Strauß in die Läufe gesteckt als ich heim ging, aber bald ist Anderes drein gekommen. Eben der Wilderer Veit, von dem vorhin erzählt wurde, eben der lauert mir eines Tages auf und will mir meinen Zwilling abkaufen. Ich geb' ihn aber nicht her, weil es ein Ehrenpreis ist, und wie ich so weiter darüber nachdenke, da fällt mir ein: was der Veit kann, das kannst du auch; du hast dann Geld, brauchst nicht mehr Sonntags daheim zu hocken und Wasser zu trinken. So ist mir's viele Tage im Kopfe herumgegangen und ich bin unlustig zu Allem; aber das böse Gelüst hat sich schon so stark in mir festgesetzt, daß ich nicht den Muth habe, ihm geradezu den Marsch zu machen, im Gegentheil, ich habe mir anders helfen wollen und habe mir eingeredet, ich kann gar nicht ein Lebendiges aufs Korn nehmen. Hundertmal habe ich vor mich hingesagt: Wenn du auch beim Scheibenschießen den Nagel im Schwarzen getroffen, es ist doch etwas Anderes, auf ein lebendiges Geschöpf anlegen.

Im dümmsten Kerl ist das böse Gelüste auf einmal so gescheit wie siebzehn Advokaten, und Schliche kommen an Tag, die man gar nicht ahnen sollte. Der Jagdteufel hat sich bei mir gar unschuldig gestellt und hat mir gesagt: „Probir's einmal, das ist kein Unrecht, das ist nur für die Probe.“ Ich probir's also und schieße zuerst auf Lerchen, denn das ist ein sicherer Schuß, weil die Lerche

immer grad aufſteigt und ſich das Ziel nur nach Einer Richtung verändert; da geht dann der Schuß in gleicher Richtung nach. Und wie ich ſo zum erſtenmale das kleine blutige Thier in der Hand habe, das noch warm iſt, da iſt etwas in mich gefahren wie ein Teufel und ich habe faſt laut vor mich hingeſagt: jetzt iſt die Welt mein! Nun habe ich ſogar auf Schwalben geſchoſſen und bald ſo genau immer vorgehalten, daß ich faſt nie mehr gefehlt habe. Und zuletzt bin ich in den Wald.

Es war mir Anfangs recht, daß der Veit ſo ein ausbündig berühmter Wilderer war; Alles was geſchehen iſt, iſt auf ihn gekommen, und die Leute haben viel davon gefabelt, wie ſich der Veit unſichtbar und wieder doppelt machen könne, denn der Veit hat mir Alles, was ich geſchoſſen habe, verkauft und ich habe blutwenig dafür bekommen; bald aber habe ich ſelbſt meinen Ruhm und mein Geld vollauf haben wollen und jetzt hat's geheißen: der Veit iſt nichts, der Philp, der iſt Meiſter — und freilich, mein gezogener Lauf und meine Spitzkugeln haben weiter gereicht. Der Spritzenmacher von Hallfeld hat mir alles zum Kugelngießen gemacht und mir Blei verſchafft und ich habe ihm dafür mehr als ein Dutzend Haſen und den Fuchs gebracht, von dem er jetzt noch die Pelzkappe trägt.

So habe ichs gegen zwei Jahre getrieben. Der Mond und ich, wir waren ſtets mit einander im Wald und von Angſt habe ich nichts mehr gewußt und nach und nach bin ich auch am hellen Tag hinaus über die Grenze, ich habe mir noch eine Flinte zum Auseinanderſchrauben angeſchafft und die habe ich ſtückweiſe in meinen langen Rockflügeln und in meinen Taſchen gehabt und dann im

Walde zusammengeschraubt. Nichts war vor mir sicher; wenn's nichts Anders gewesen ist, habe ich eine Amsel, ein Eichhörnchen vom Baum, die Lerche aus der Luft heruntergeschossen, erst später bin ich pulvergeizig geworden; Hasen waren für mich nur ein Spaß, am liebsten war mir, einen Fuchs zu schießen, aber ich habe auch einmal einen Luchs erlegt. Schonzeit hat's für mich gar nicht gegeben. Einmal, es war ein heller Samstag Nachmittag im Frühsommer; das Hochwild zieht sonst erst mit der untergehenden Sonne heraus, aber heute da kommt ein Hirsch, der mindestens ein Achtender zu werden verspricht und er kommt mir schußgerecht just oben auf dem hohen Dobelberge. Ich halte ihm aufs Blatt und losbrennen und einbrechen das war Eins. Ich geh' nun drauf los, aber wie ich vor ihm bin, richtet er sich wieder auf, ich will ihm die zweite Kugel in den Leib schicken, das thut aber kein rechter Jäger; ich setze also den zweiten Hahn in Ruh, ziehe meinen Nickfänger, greife dem Hirsch ins kolbige Geweihe, er schlägt mich ab, ich stoße nach ihm, aber plötzlich richtet er sich mit aller Macht auf und ich hänge mit meinem Gewehrhalfter im Geweihe. Ich habe noch Besonnenheit genug und schneide das Halfter durch, aber das Thier hat mich doch und wirft mich in die Luft und vom Felsen hinab in die Dobelklinge. Ich weiß nicht, war's Besonnenheit, daß ich fürchte, in meinen Nickfänger zu fallen, oder war's was Anderes, kurz, ich werfe das Messer weit weg und da liege ich nun mit zerschmettertem Schenkel auf einem Felsenvorsprunge. Im Fallen habe ich eine junge Eiche zusammengeknickt und die Holzsplitter reißen mir in den Schenkel, daß ich meine, tausend Schwerter schneiden auf mich ein. Wer nicht selber so etwas erfahren,

der kann nicht wissen, wie's einem dabei ist. Es geschieht dir Recht, sagte eine Stimme laut, es war meine eigene Stimme, die es gesagt, aber ich wendete doch den Kopf, als müsse es mir ein Anderer zugerufen haben. Ich knirsche die Zähne über einander und erhebe mich gewaltsam, aber ich kann mich nicht halten, auch meine rechte Hand ist wie gelähmt und jetzt erst rolle ich den ganzen Berg hinab. Es war, als ob die Felsen mit mir Ball spielten und es war ein Wunder, daß noch ein ganzer Knochen an mir ist. Nur weil ich mich fallen lasse wie ein Stück Holz, bin ich noch am Leben. — Da liege ich nun in der tiefen Schlucht, mit dem einen Fuße im Wasser. Das Blut rinnt mir am Körper herab und Blut quillt mir aus Mund und Nase. Ich schließe die Augen und meine, jetzt kommt der Tod, aber ich öffne sie wieder und da sehe ich etwas blinken. Es ist meine Flinte, die vor mir herabgestürzt ist; mein ganzes Verlangen ist nach ihr und ich meine, ich wäre wieder stark und unverletzt, sobald ich sie in der Hand hätte, aber dort liegt sie und blinzt immer wie ein Auge, das da sagen will: komm her, warum sind wir jedes allein?

Nur mit Mühe gelingt es mir, meinen Fuß aus dem Wasser herauszuheben, ich halte ihn wie wenn es ein Stück Holz und nicht mein eigen Glied wäre.

Von da an erinnere ich mich mehrere Stunden nichts mehr. Ich muß geschlafen haben und als ich erwache, zittert schon das Abendroth durch die Bäume, ein Fink jubelt in einer Tanne über mir, ein Goldammer pfeift seine langgezogenen Töne auf der Kronenspitze einer Erle und nicht weit von mir streckt jetzt ein Fuchs seinen neugierigen Schelmenkopf aus seinem Bau. Seine Lichter

sind gerade auf mich gerichtet und er schüttelt mit dem Kopfe, als wollte er sagen: du bist noch nicht reif, ich muß schon noch ein paar Stunden warten, bis ich an dich komme. Ich brülle laut auf vor Qual und wie ich meine Stimme höre, ist mir plötzlich, als wäre ich selbst ein Thier, nichts Anderes. Der Fuchs verschwindet und ein Nußhäher kommt daher geflogen und wiegt sich auf den Zweigen und krächzt bald wie ein greinendes Kind, bald wie eine miauende Katze.

Seid ihr schon einmal in der Nacht aufgewacht und es knappert eine Maus im Stubenboden? Das ist ein Gerassel, wie wenn's gar nicht von dem kleinen Thierchen kommen könnte. Richtet man sich auf, dann merkt man erst, wie es ist und wo. Es muß sein, daß man im Liegen ganz anders hört, als wie im Stehen oder Sitzen. So ist mir's damals gewesen, es war alles viel mächtiger, aber es hat mich doch getröstet, daß ich alles noch ordentlich und deutlich unterscheide, ich habe noch meinen Verstand und ich muß schon wieder aus dem Elend herauskommen.

Jetzt höre ich im Dorfe das Abendläuten, es klingt ferne, weit. Im Boden, auf dem ich liege, ist ein seltsames Surren und Brummen und das summt so fort, da raschelt etwas im Stechpalmenbusche, der gerade über meinem Kopfe ist und mir ist's wie ein glückliches Zeichen, daß der Giftbaum mir so nahe. Wenn meine Qual nicht bald endet, kann ich ja durch ihn sterben, ich zernage dann den Busch mit den Zähnen. Aber welche Qualen muß ich dann noch dulden, ist's nicht besser, so sterben? — Eine Hirschkuh kommt mit ihren Kitzen an den Bach und die Jungen spielen um sie herum und trinken, mich

ärgert die Frechheit des Wildes: alle sind gekommen, um mir zu sagen, daß ich ihnen nichts mehr thun könne, ich schreie laut auf und verscheucht springen sie davon. Endlich wird es Nacht, aber der Mond scheint es grade darauf abgesehen zu haben, in die Schlucht hineinzuschauen; meine Flinte und der Bach glänzen. Der Thau hat sich niedergesenkt auf Gras und Stein, ich lecke ihn begierig ab, aber er löscht meinen Durst nicht, ich will mich zum Bache niederbeugen, aber ich vermag es nicht und fürchte bei größerer Anstrengung mit dem Kopfe hineinzufallen. Mich schüttelt ein Fieberfrost und ich erwache aus einem fürchterlichen Traume, in dem mir alle Thiere des Waldes erschienen waren, alles was fliegt und kriecht, und sie sangen und schrien und höhnten und hackten auf mich los. Es ist Tag geworden. Auf den hellen Buchen jagen die Eichhörnchen einander auf und ab und knurren dabei und die Vögel singen so lustig und zumal eine Drossel will gar nicht aufhören; ich versuche sie zu verscheuchen, aber es gelingt mir nicht, ich will Menschenhülfe haben und die Thiere schweigen machen, aber jetzt höre ich, daß meine Stimme heiser geworden. Auf meinem Fuße spielen Eidechsen und scheinen einander zu haschen. Ameisen kriechen mir über das Gesicht und eine Heuschrecke, die mir auf den Mund hüpft, fresse ich auf. In der Blutlache, die um mich herliegt, tummeln sich Mücken und Käfer und eine kleine Schlange kommt herbei und erhascht von den blutangefüllten Thieren und es zieht ihr durch den ganzen Leib und sie wendet mehrmals ihren Kopf nach mir. Eine Gabelweihe wiegt sich in der Luft und stößt ihr krächzendes Freudengeschrei aus, und plötzlich schießt sie hernieder in die Thalschlucht, ich meine, sie sinkt auf mich herab

und schließe die Augen, aber sie hat ein Vogelnest in der Nähe entdeckt und bald höre ich es daraus winseln, und wiederum als ich die Augen öffne, schaut der Fuchs so morgenvergnüglich aus seinem Baue, als wollte er in mir sein künftiges Futter nochmals begrüßen. Was werden die Thiere zuerst von dir anfressen? spricht es in mir. Gewiß die Augen, die so oft nach ihnen ausgeschaut, nach ihnen gezielt, o, die werden ihnen munden — und mir ist's, als sprängen mir die Augen aus den Höhlen.

Jetzt höre ich es wiederum im Dorfe läuten und weiß wie sie sich rüsten zur Kirche zu gehen, und Ich liege hier einsam und verschmachtend. Freilich hatte ich sie ausgelacht, wenn sie mich fragten, wo ich wiederum diesen und jenen Tag gewesen, und ich hatte es mir verbeten, mir nachzuforschen; aber sie hätten nicht darauf eingehen sollen. Niemand in der Welt ahnt mein Unglück, niemand ahnt, daß ich in Todesangst liege. Jetzt treten sie in die Kirche, jetzt dröhnt die Orgel, jetzt singen sie, jetzt predigt der Pfarrer und jetzt läutet es wieder. Ich mache in Gedanken alles mit, was drin im Dorfe vorgeht. Andacht habe ich nicht, aber ich freue mich doch, daß es Sonntag Nachmittag ist, denn am Nachmittag gehen die Kinder in den Wald, um Erdbeeren zu suchen, und da kann es nicht fehlen, es muß mich Eins finden. Wenn ich nur hätte laut rufen können! Aber das ist das Fürchterlichste, daß mir die Stimme versagt. Wenn ich nur meine Flinte dort bei mir hätte! Ich habe ja noch Kugelbüchse und Pulverhorn. Ich hätte Nothschüsse thun können, man mußte mich dann hören. Aber das treulose Werkzeug! Dort liegt es jetzt, verläßt mich, läßt mich allein. Beim Gedanken an mein Pulverhorn fasse ich doch wieder einen

Trost; ich hatte von meinem Großvater gehört, daß sie im Feldlager oft ihre Speisen in Ermanglung des Salzes mit Pulver gesalzen hatten. Es gelingt mir die Hand an den Mund zu bringen, und ich verschlucke eine Ladung, aber sie will nicht hinab, ich reiße Gras in meiner Nähe aus und verschlucke es mitsammt dem Pulver, das belebt mich seltsam, aber bald überfällt mich ein unendlicher brennender Durst und ich ergebe mich drein, hier zu verschmachten. Der Mittag ist heiß, Alles so still, man hört nichts als die Käfer kriechen und hie und da von einem leisen Windzug einen dürren Ast vom Baume fallen.

Auf dem Ahorn über mir sitzt ein Waldspecht und wendet den Kopf hin und her und unter die Flügel, und pustet und schüttelt sich, und seltsam war's, was mir dabei einfiel, als ich dem Thierchen zusah: wie das den Kopf bewegt und dreht und wendet, geschickter als der Mensch seine Hand, es macht alles damit, und ich... ein Mensch, wie ungeschickt bin ich mit meinem Halse, Hände und Füße sind mir wie bleiern und gelähmt, mein Hals ist frei, aber ich kann mich nur wenig damit bewegen, meinen Kopf nur in wenig Wendungen bringen. Wenn der Mensch auch Hände hat, so ist das nur ein Ersatz für die Ungelenkheit seines Halses.

Das weiß ich noch ganz deutlich, daß ich das gedacht habe, und ich habe mich immer verglichen mit den Thieren, ich bin jetzt auch nicht mehr als eines von ihnen, und dazu noch das ungeschickteste und hülfloseste.

Der Schlaf will mich übermannen, aber ich wehre mich dagegen. Ich will es nicht versäumen, daß ich die Kinder rufen kann, die nun bald kommen müssen und

Beeren suchen. Dort am Felsen hängen Himbeerranken übervoll, aber wer kann hinauf? Nur der Blattmönch, der da drinnen nistet.

Ein Gewitter steigt am Himmel auf, graue Wolken mit kupferfarbigem Rande; ein Theil des Berges liegt ganz im Schatten, um so heller und glitzernder aber ist alles gegenüber in Osten, alles zeichnet sich mit den schärfsten Umrissen in den blauen Himmel, ein grellgelbes Licht fällt in die Tiefe. Alles ist noch stiller im Walde. Die Vögel fliegen lautlos heim. Wehe! Jetzt kommen auch die Kinder nicht. Dunkel steht der Himmel über mir und jetzt beginnt es zu donnern und zu blitzen. Wie? Wenn nun ein Blitz mich tödtete? Mir wäre wohl. Blitz ich rufe dich, hier nimm mich, verzehre mich! So spreche ich vor mich hin und in der Thalschlucht brüllt der Donner, so habe ich ihn noch nie gehört. Die ganze Erde zittert. Knall auf Knall kracht es, und es ist als ob die ganze Welt zu Grunde ginge, und ich allein liege da am Boden und spüre das Zittern der Erde wie ich so daliege, hülflos, unbeweglich auf ihr. Ich schütte mein Pulver aus, vielleicht lockt es den Blitz und verzehrt mich mit ihm, aber plötzlich rauscht ein Regen hernieder und säuselt durch die Bäume, tropft in den Bach und klatscht auf die Felsen. Ich schlürfe den Regen wiederum von den Gräsern. Durch und durch sind meine Kleider tropfnaß. Die Wunde an meinem Schenkel fließt auf's Neue, mit äußerster Anstrengung reiße ich mir mit den Zähnen Stücke aus meinem Hemde und verbinde mir damit die Wunde. Ich habe die Kleider abgelegt, aber ich kann sie nicht mehr anbringen, und so liege ich fast entkleidet, blutend, lechzend, und warte auf den Tod. Von den Stechpalmen-

blättern über mir trinke ich frische Tropfen, indem ich die Zweige niederbeuge. Bald scheint die Sonne wiederum hell, Alles glitzert und schimmert, und ich sehe das Stück eines Regenbogens, der jetzt da draußen über der Welt am Himmel steht. Wie jubeln jetzt die Vögel wiederum so lustig, wie ist Alles so neu erquickt, nur ich, nur ich muß verkümmern wie ein angeschossen Wild. . . . Bei diesem Gedanken fällt mir ein, mit welcher Gier ich alles Leben verfolgt, und wenn ich es auch nicht erschlagen, mich doch freute, ihm einen Treff gegeben zu haben. Da liegst du jetzt, liegst da, bist selber nichts als ein angeschossenes Wild. Wer bist du, der du dich zum Herrn gemacht über Leben und Tod, der du aus dem Tod dir das Leben geholt? Da kommen die Raben und setzen sich still auf den Felsen mir gegenüber und schauen einander an. Wer weiß, was sie sich sagen? Und jetzt putzen, zupfen und rupfen sie sich, und jetzt fliegen sie wiederum auf und krächzen. Warum könnt ihr nicht zu den Menschen reden? Warum könnt ihr denen da drinnen nicht sagen, daß hier einer der ihrigen liegt und nach Rettung von ihnen lechzt? Ihr kennt nur euch einander, ihr Thiere des Waldes, den Menschen kennt ihr nicht, und darum ist er euer Feind, und dort schleicht jetzt der Vater Fuchs wieder und trägt ein Rebhuhn in seinen Bau und drinnen hör' ich es rammeln. Hätte ich nur deinen Bau früher gekannt, ich hätte dir dein Handwerk gelegt! Und jetzt höre ich im Dickicht eine Sau an Eicheln knarfeln. Die Jagdlust regt sich nochmals und macht mich fast froh, und läßt mich vergessen wer ich bin und wo ich bin, bis endlich wiederum der Gedanke über mich kommt: du bist jetzt nichts mehr als eine Beute der Thiere. Die Raben

kommen, sie werden sich laben und sättigen und an dir ein Fest feiern, an deinem Aase, tausendmal fröhlicher als alle die Lust war, die du von ihrem Tode erobert hast!

Zum erstenmale in meinem Leben fürchtete ich die Thiere, Ich war das Wild, sie der Jäger. Ich weiß nicht wie es kam, aber plötzlich mußte ich denken: wenn ich nur ein Baum wäre! Das ist doch das glücklichste Geschöpf auf der Welt, das steht fest im Grund, wächst und gedeiht und läßt sich was vorsingen in seinem Kopfe, und weiß nichts von Sterben bis plötzlich die Axt kommt und dann bricht's zusammen. Wenn ich nur ein Baum wäre! Und wie ich mich so hineindenke in das Leben des Baumes, wie das in den Wurzeln saugt, durch Stamm und Zweige rinnt und hinaus zu den Blättern fließt — da auf einmal, es ist wie ein Wunder, und so ist's gewiß gewesen in alten frommen Zeiten, da sehe ich einen Brunnen vom Felsen rinnen, es tropft in gleichmäßigen Absätzen, und woraus? aus einer abgeknickten, wie mit dem Messer abgeschnittenen Ahornwurzel; diese Wurzel ist gewiß durch das Felsstück, das mit mir herabgerollt ist, abgeknickt worden, und jetzt kann der Saft nicht mehr hinauf in den Stamm und tröpfelt nieder, so hell, so perlklar. Es gelingt mir, mich der Wurzel zu nähern und ich trinke ihren frischen Saft; wie das labt! wie das kühlt! Aber es fließt bald sehr spärlich, und ich fürchte es versiegt, ich beiße mit den Zähnen noch ein Stück davon ab, und es fließt wieder reichlicher, aber bald kommen immer nur in langen Zwischenräumen einzelne Tropfen, ich harre still, bin aber oft, da ich mich schwer bewegen kann, so ungeschickt, daß ich den einzelnen Tropfen verschütte. Und doch fühle ich mich gestärkt durch den Saft aus der Wurzel des Baumes.

Wiederum läutet es im Dorfe und wiederum singt eine Goldammer ihren Abendsang, und die Nacht kommt und der Mondschein glitzert im Bach, auf den Gräsern und am Flintenlauf. In dieser zweiten Nacht thu' ich kein Auge zu. Ich will den Tod kommen sehen, er soll mich nicht im Schlafe überraschen; ich will ihm frei in's Auge schauen, wie ich es oft gethan. Ich höre die Eulen krächzen, fast bellen wie kleine Hunde. Ich höre das Jammergeschrei aus Vogelnestern, darin Wiesel und Marder ihren Raub begehen; ich höre den leisen Tritt des Fuchses. Ich sehe wiederum die Hirschkuh mit ihren Kitzen kommen; jetzt scheuche ich sie nicht mehr. Vor mir steht's wie geschrieben: Mensch! du bist Nichts, nein, weniger als ein Thier, wenn die Mordgier deine Lust ist. Das Thier mordet nur um seinen Fraß zu erhaschen. Der Mensch aber mordet, weil ihm Morden eine Lust ist. Mensch! du bist weniger als ein Thier. — So wirbelt sich Alles vor mir die lange bange Nacht. — Ich sehe den Morgen mit wachenden Augen herbeikommen. Zuerst ein leises fahles Dämmern und mit ihm einige Sonnenstrahlen, immer deutlicher wird Alles. Ich höre endlich die Morgenglocke klingen und denke nur noch, wie sie läuten wird, wenn man mein nacktes Gebein findet und begräbt. Ich war ergeben. Um die Baumwurzel hat sich ein röthlicher Rost gelegt, sie tropft nicht mehr, so viel ich auch daran kaue und sauge. Ein Igel raschelt an mir vorüber, und sein Kopf ist wie ein Menschenkopf! Wie lange habe ich kein Menschenantlitz gesehen! Werde ich je eins wiedersehen? Da, plötzlich, ein Schuß knallt. Es stürzt und kollert Etwas, es rutscht über die Felsen, es knackt und knistert durch die Gebüsche, ein Hirsch stürzt

herab und gerade auf mich los, sein Haupt liegt auf meiner Brust, er zuckt noch einmal und verendet auf meinem Leibe. Mein Gesicht ist blutbespritzt, und als ich die Augen abwische, sehe ich in die offenen gläsernen Augen, die nach mir schauen, so barmherzig und so vorwurfsvoll. So liege ich, das todte Thier auf mir, und kann es nicht abwälzen. Wohl zwei Stunden liege ich so und denke: nun mußt du sterben, und vielleicht ist es das angeschossene Thier, das dich jetzt tödtet; wenn nur meine Kraft noch hält, bis der Jäger kommt, der das Wild geschossen; er muß einen großen Umweg machen, um hier in die Thalschlucht zu kommen . . . Endlich und endlich höre ich Schritte. Sie halten inne, da ich zu schreien versuche. Der Jäger kommt näher und zieht mich unter dem blutenden Thiere hervor und rettet mich.

Ich lag mehrere Wochen krank; mein Fuß wurde heil und auch die Hand hatte ich nur verstaucht, aber meine Stimme habe ich nicht wieder bekommen.

Ich habe meine gerichtliche Strafe im Gefängniß erleiden müssen, trotzdem ich sie schon ganz anders, und ärger als Menschen strafen können, erlitten hatte. Man hat mir gesagt, ich könnte Einsprache erheben oder um Gnade bitten, aber ich habe meine Strafe ohne Widerspruch angetreten. Es hat mir fast wohl gethan, auch vor den Menschen büßen zu können.

Auch meine Doppelflinte hatte man gefunden und mir gebracht, aber als ich wieder rüstig war, trug ich sie hinaus in die Dobelschlucht, jetzt nicht mehr zum Jagen. Ich habe sie dort begraben, es wird sie kein Mensch mehr finden..."

So erzählte der Rosenwirth Philp, und die Nachbarn, die fortgingen, drückten ihm still die Hand, der Pfarrer aber saß noch lange bei ihm.

Der letzte Heimathstag eines Auswanderers.

Leb wohl, du theures Land, das mich geboren,
Die Ehre ruft mich, ach, so fern von dir!
Und, ach, die süße Hoffnung ist verloren,
Die ich gehegt zu ruhen einst in dir!

Mit diesem zu ganz anderer Stimmung gesetzten Liede erwachte der Zimmermann Wolfgang — genannt Zimmerwolf — im Morgengrauen, und es war ihm, als hätte ihm im Traume Jemand das Lied vorgesungen.

„Die Ehre ruft mich, ach, so fern von dir!"

Ja, das paßte auf ihn, denn er war eben bereit übers Meer zu ziehen, nicht weil er schon ganz verarmt war, sondern weil er seine Verarmung vor sich sah, jetzt stand er noch in vollem Ansehen und mit diesem ging er.

Wolfgang war ein wohldenkender Mensch, der auf viele Dinge ein Augenmerk hatte und dem manches zu Herzen ging, was er nicht laut werden ließ. „Die Ehre ruft mich, ach, so fern von dir!" so summte er nochmals mit geschlossenen Augen, aber innerlich wach vor sich hin. Jetzt richtete er sich auf und schaute zuerst in der Stube umher, wo sich beim fahlen Morgenlichte die großen Kisten mit den schwarzen eisernen Reifen und Eckblechen unterscheiden ließen.

Die Stube war so weit und groß, denn nur wenige Stücke vom alten Hausrathe waren noch da, weil die Käufer diese erst nach Abgang der Auswanderer an sich nehmen wollten. Wolfgang war's, als hörte er noch die Anbote der Steigerer, die vor wenigen Tagen hier laut geworden waren.

Auf der Streu neben ihm lag seine Frau und seine acht Kinder. Besonders das Gesicht des jüngsten, eines Knaben von kaum zwei Jahren, der sein Händchen auf dem Munde der Mutter liegen hatte, als wollte er es ihr zum Kusse hinreichen und jeden Klageton damit zurückdrängen, besonders das Angesicht dieses Kindes hatte einen seltsamen Glanz.

Alle schliefen ruhig. Wolfgang erinnerte sich, daß er nur in kurzen Absätzen geschlafen hatte, denn wenn die Kisten um das Bette herum gepackt stehen, da ist es als ob auch die Ruhe mit hineingelegt wäre; die Seele wandert schon mit dem Gepäcke, das nun bald auf unbekannten Wegen dahinrollen wird. Ist das nun schon bei kleinen Tagereisen, von denen es wieder eine Heimkehr gibt, wie viel mehr bei einer Reise über's Meer, beim Scheiden auf ewig.

Wolfgang war sonst ein starker und fester Mann, der das Augenmaß, dessen er bei seinem Handwerk bedurfte, auch in allen Lebensverhältnissen zur richtigen Anwendung brachte, und im Leben wie in seinem Handwerke gab es nichts, was ihm Schwindel machte, er war allezeit fest, wo es galt, die Balken zum Baue zusammenzufügen, aber heute war er gar seltsam bewegt; er konnte das gar nicht bewältigen, und ehrlich gestanden, er wollte es auch nicht. Wolfgang hatte seine Eltern begraben und zwei Kinder

und er ließ immer den Schmerz vollauf walten, denn er wußte, daß eine unterdrückte Trauer, eine durch Zerstreuung verscheuchte, um so bitterer wiederkehrt, er gab sich daher immer dem Schmerze völlig hin; er machte es dabei, wie wenn er sich verwundet und geritzt hatte, er drückte das Blut noch aus, und dann heilte die Wunde um so schneller.

Es ist bei allem Schmerz und Unglück nichts unpassender und wirkungsloser, als wenn man dem Betroffenen zuruft: beruhige dich doch, nimm dich zusammen, bedenke, das Unglück könnte noch so und so sein, und darum sei zufrieden. Das ist fruchtlos und fordert den Betroffenen zu einer Abwehr und Vertheidigung auf, die aus dem Kummer heraus um so schmerzlicher ist, weil man dabei um so verlassener vor sich selbst und undankbar und schwach vor den Theilnehmenden erscheint.

Weit heilsamer ist es, wenn der Theilnehmende bekennt: du hast Recht, daß du jammerst und trauerst, thue dir keinen Zwang an, jedes Ding hat sein Recht, der heutige Tag und der morgige aber auch. — Das ist dann ein Zuspruch, der aufhilft.

Wolfgang richtete sich auf, er war aufgestanden, und als er die Thüre in die Hand nahm, öffnete seine Frau die Augen und sagte leise: „O Wolfgang, das ist die letzte Nachtruhe daheim.“

„Du hast Recht,“ erwiederte Wolfgang in gleichem Tone, „aber bleib noch ruhig, du hast's heute doppelt nöthig, daß du deinem Schlaf keinen Abbruch thust, und weck die Kinder nicht und denk, wir bleiben ja mit Gottes Hülfe bei einander.“ Er öffnete die Thüre und ging hinaus. Vor der Thüre aber stand er seltsamerweise still. Dieses eigenthümliche Schättern der Stubenschnalle, wie sie

jetzt in den Riegel fiel, das war ein Ton, der ihm auf einmal seine ganze Kindheit vorzauberte. Wie oft hatte er diesen Ton gehört und unter wie viel tausenderlei Verhältnissen, wenn Vater und Mutter aus- und eingingen, und Befreundete kamen und er selbst. Plötzlich stand die Zeit vor ihm, da er zum erstenmale die Stubenschnalle aufmachen konnte, als er sich streckte und mit dem kleinen Händchen hinaufreichte, aber er konnte nur mit der linken Hand die Klinke herabdrücken, lange nicht mit der Rechten, und seltsamerweise war sein Lebenlang die Linke die gewandtere Hand geblieben.

Ja, das Klinken der elterlichen Stubenthüre hat etwas gar Seltsames, es ist wie ein still verborgener Glockenton im Gemüthe, den Niemand anders kennt und versteht, und tausend vergessene Geschichten wachen davon auf. Und hier die Schwelle! Wie oft war Wolfgang darüber gestolpert als Kind und besonders über eine Astwurzel, die jetzt noch nicht ausgetreten war.

Hätte sich aber unser Wolfgang überall so lange aufgehalten als bei der Thürklinke und Schwelle, er wäre sein Lebenlang nicht zum Auswandern gekommen. Nun ging er aber rasch die Treppe hinab und durch das Dorf. Alles schlief noch, und nur die Schwalben zwitscherten auf den Dachgesimsen, die Hähne krähten aus den Häusern und die Vögel sangen auf den Bäumen und die Thiere brummten in den Ställen.

Wie ein abgeschiedener Geist, der ungesehen wieder heimkehrt, derweil Alles im Schlafe liegt, so wanderte Wolfgang durch das Dorf. An manchem Hause blickte er länger hinauf, er hatte es selber mit aufgerichtet; es erzählte von Mühen und Sorgen, aber auch von fröhlichem Maiensetzen.

Jetzt war er draußen auf dem Felde, als eben die Sonne in Purpurpracht am Himmel stand und Lerchen, die man nicht sah, in der Luft jubelten, als sänge die Morgenröthe hell und laut. Unwillkürlich hob Wolfgang seinen Hut und starrte hinaus und hinauf: „Ist denn die Welt so schön — und wieviel tausend und tausendmal vergißt man's!"

Er wußte nicht was er dachte und empfand, aber seine Seele war in der Welt und die Welt in ihm.

In einem tiefen Fahrgeleise am Wege trippelte eine Lerche lange Zeit vor ihm her, als fürchte sie ihn gar nicht, als scheue sie nicht vor ihm; denn es gibt Augenblicke, wo die Natur das andächtige Herz des in ihr Wandelnden zu fühlen scheint, und der Mensch ist nicht mehr der gefürchtete Feind der Thiere, sondern ihr vertrauter Genosse, der mit ihnen theilt die Herrlichkeit der Erde. Das ist die Zeit der Verheißung, die die Propheten in heiligen Stunden geschaut und die noch immer über Menschen kommt in ungeahnten heiligen Augenblicken.

Jetzt aber war Wolfgang auf seinem Acker. Wie oft hatte er ihn umgepflügt, darauf gesäet und geerntet, und jetzt stand die Saat in voller Pracht und in ihm sprach es: „Dank dir, o Erde, du gabst mir meines Leibes Nahrung. Sei gesegnet und gib Anderen, die dich jetzt eigen nennen, die treue Frucht, daß sie sich ihres Daseins freuen. Seid gesegnet, seid gesegnet, ihr Fluren meiner Heimath auf immerdar!"

Er grub eine Scholle auf aus seinem Acker und wickelte sie in ein Tuch. Er wollte sie in der fernen Welt zum Angedenken haben. Er wollte sie ausstreuen auf seinem Ackerfelde in der neuen Heimath.

Lange saß dann Wolfgang auf dem Bauholz bei den Linden, wo er so oft und Jahrelang Axt und Beil geführt. Der Tag wurde lauter, die Morgenglocke tönte und Wolfgang saß still und ließ Farbe, Licht und Ton in sich einziehen. Und immer wieder holte er tief Athem, als könnte er nicht genug die Luft der Heimath trinken. Er pflückte sich einen blühenden Lindenzweig vom Baume und steckte ihn auf den Hut, und nun kehrte er wieder ins Dorf zurück. Er mußte Stundenlang im Felde gewesen sein, denn im Dorfe war bereits alles lebhaft. Bei Jedem blieb Wolfgang stehen und sprach mit ihm, alle Heimathsangehörigen waren jetzt nahe Freunde geworden, es gab keinen Unterschied mehr. Beim Küfer Matthes blieb er am längsten, denn der hatte seine Kuh gekauft. Er streichelte das Thier noch einmal, und mit dem frischen Klee im Maul glotzte ihn das Thier still an, dann aber fraß es wieder ungestört weiter. Es schien jetzt behaglicher zu leben in der Genossenschaft, als früher in der Einsamkeit.

Im Elternhause fand Wolfgang schon Frau und Kinder wach und in ihren amerikanischen Kleidern. Besonders die Knaben freuten sich sehr mit ihren grauen Hüten und grünen Bändern, und baten den Vater, daß sie solche den ganzen Tag aufbehalten dürften, während die Mutter gesagt hatte, daß die guten Kleider nach der Kirche wieder eingepackt würden. Das älteste Mädchen, das die Morgensuppe auftrug, hatte verweinte Augen. Der Vater ermahnte die Kinder nochmals, daß sie auf der Reise ja recht folgsam sein, sich immer an die Mutter halten, und nicht zerstreuen sollten, ja, er drohte den Knaben, daß, wer nicht gut thäte, auf dem Schiffe hoch oben an dem Mast in ein

Seil gebunden werde, und nichts zu essen bekäme als ein Stück von einem Wallfisch.

Vater und Mutter sahen einander oft lächelnd an, da sie hörten, welche fabelhaften Dinge sich die Kinder von Amerika dachten. Der älteste Knabe wollte sich eine Doppelflinte anschaffen und sich einen Bären zähmen und ihn in den Wagen spannen, und das zweite Mädchen wollte sich einen Taubenschlag voll Truthühner anschaffen, und auf einem Vogel Strauß spazieren reiten. Der zweite Knabe weinte, weil ihm seine Geschwister Alles wegnähmen und ihm gar nichts ließen von den Gegenständen — der Einbildung. Dieser Streit wurde leicht geschlichtet, aber des ganzen väterlichen Ansehens bedurfte es, um einen andern gegenwärtigen beizulegen.

Jedes Kind hatte für die Reise seinen eigenen Löffel bekommen, und da es Streit gab, da jedes den schönsten haben wollte, mußte der Vater mit einem Messer Nummern darauf kritzeln, damit jedes den seinigen kenne.

Jetzt läutete es zur Kirche, und Eltern und Kinder machten sich gemeinsam auf den Weg.

Die Gespielen riefen auf dem Wege den Kindern, sie möchten mit ihnen gehen, aber die Kinder hielten sich getreulich um die Mutter, und diese konnte fast nicht vorwärts kommen, bis sie zu Zwei und Zwei geordnet, Hand in Hand voraus gingen.

Natürlich hatte man unterwegs manches Lob und auch Mitleid zu hören über die braven armen Kinder, die schon so weit fort müßten, und die Kinder thaten ganz stolz und gravitätisch in ihren neuen weiten Kleidern, denn sie waren heute Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, und das merken Kinder sehr und haben's gern.

In der Kirche, als die Orgel erklang und der Gesang ertönte, hielt sich Wolfgang den Hut vor das Gesicht; es hatte ihn noch Niemand weinen gesehen, und jetzt wußte er nicht wie es kam, Thränen rannen ihm über die Wangen; aber bald schaute er auf und er war in tausenderlei Erinnerungen und Vorstellungen. Er wäre keine Minute erschrocken, ja hätte es ganz natürlich gefunden, wenn plötzlich Vater und Mutter und alle Gestorbenen dagewesen wären, ja er meinte, sie müßten da sein, und sein unsteter Blick suchte sie.

Der Pfarrer predigte über die Allgegenwart Gottes, und es war wohlthuend da er ausführte, wie es eine Tröstung sei zu wissen, daß fern überm Weltmeere Menschen seien, die gleich denken mit uns, deren Gedanken sich zu uns wenden, wie wir zu ihnen, das gäbe ein Bild und eine Ahnung von der Einheit der Menschheitsfamilie. Zuletzt sprach er ein Gebet für Diejenigen, die jetzt von unserem leiblichen Auge scheiden, die aber mit uns sind und sein werden im Geiste des Allgegenwärtigen, und der schöne Spruch, der allzeit wiederkehrt, beim Neugeborenen wie am offnen Grabe eines Entschlafenen, als ein fester Gruß beim Willkommen und beim Scheiden, der traf heute das Herz aller Zuhörer und sprach sich von ihren stummen Lippen nach: „Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse sein Antlitz dir leuchten und sei dir gnädig, der Herr erhebe sein Antlitz über dich und gebe dir Frieden. Amen!“ Amen! sprachen Alle und manche Stimme zitterte, besonders aber die Wolfgangs und seiner Frau. Der Pfarrer hatte diese nicht genannt, aber es machte ihnen das Herz übervoll, da sie sahen und hörten, wie jetzt die besten Wünsche Aller sich über sie ausgossen.

Als die Kirche zu Ende war, wartete Wolfgang an der Thüre auf seine Frau, er faßte sie an der Hand, schickte die Kinder heim und ging mit ihr zum Pfarrer.

„Es ist mir wie damals, wo wir zum Pfarrer gegangen sind, uns zur Trauung anzusagen," bemerkte die Frau, als sie am Pfarrhause klingelten.

Wolfgang nickte still.

Beim Pfarrer sagte er, wie er es nie vergessen werde, daß Er und die ganze Gemeinde für ihn um den Segen gebetet, und entschuldigte sich, daß er nicht zur Nachmittagskirche komme, er habe noch mancherlei zu besorgen und habe nun auf ewig Abschied genommen von dem Hause, wo er es gelernt habe und so oft daran erinnert worden sei, was es heiße, ein Mensch zu sein.

Der Pfarrer überreichte nun Wolfgang einen amtlich beglaubigten Auszug aus dem Kirchenbuche, worin Name und Geburt der Kinder Wolfgangs verzeichnet war.

Ungeschickterweise zog Wolfgang seinen Beutel und wollte diese Mühwaltung bezahlen. Der Pfarrer aber wehrte das ab und sagte: „Gebt das, was ihr mir zugedacht, dem ersten armen Landsmann, der euch in der neuen Welt begegnet."

„Meine Hand darauf!" sagte Wolfgang, diese ausstreckend, und fuhr dann fort: „Leben Sie wohl und Gott vergelte Ihnen Alles, was Sie an uns gethan, und wenn das Kreuz auf dem Grabe meiner Eltern einmal verwittert, lassen Sie mich's nur wissen, ich will's gerne bezahlen. Ich will so bald es mir gut geht ein eisernes machen lassen."

Auch der Frau reichte der Pfarrer die Hand, aber sie sprach kein Wort und weinte nur immer. Der Pfarrer gab ihnen noch das Geleite bis vor das Haus.

Die Frau weinte und sagte dabei: „Man sieht jetzt erst, wie gut die Menschen gegen einen sind, wenn man von ihnen fort muß.“

„Jetzt ist's genug,“ sagte Wolfgang, als er mit seiner Frau auf dem Heimwege war, „jetzt ist's genug geweint und getrauert, und nun ist's vorbei. Wir sind schon auf der Reise, und jetzt muß man die Augen offen haben zu was Andrem. Komm nur heim, ich habe einen Matrosenhunger und die Kinder werden warten.“

„Ja heim, das ist kein heim mehr,“ wollte die Frau sagen, aber sie schluckte es hinab mit ihren Thränen.

Mit dem eigenen Hunger ebensowohl als mit dem unruhigen Warten der Kinder hatte Wolfgang Recht gehabt. Die Eltern trafen Händel, die sie schlichten mußten, denn der graue Hut des zweitjüngsten war in eine Pfütze gefallen, und er behauptete, der Aeltere habe ihn gestoßen und wollte nun dessen Hut dafür haben, obgleich er ihm zu groß war. Ein einfaches Fingeraufheben Wolfgangs stellte die Ruhe her. Er duldete es nicht, daß die Mutter dem zweitjüngsten eine Mütze gab, denn es hatte sich herausgestellt, daß er gelogen hatte. Der Knabe mußte nun den ganzen Tag mit dem fleckigen Hut herumgehen; er sollte die Folgen dessen tragen, was er gethan, und Wolfgang that sehr wohl, schon frühe und in kleinen Dingen daran zu gewöhnen. Bei Tische wurde Wein getrunken, was sonst noch nie im Hause geschehen war, und jedes Kind durfte einen Schluck aus dem Glase des Vaters trinken.

Die Redseligkeit der Kinder erheiterte die Eltern bald, und nach Tische kamen die Nachbarn und Verwandten

und die Leute, denen das Geschirr gehörte, von dem man heute noch gegessen hatte.

Die Frau ließ sich's nicht nehmen, das Geschirr wohlgescheuert abzugeben, und sie wollte fast weinen, als ihr Geschirr, das sie so lange gehandhabt hatte, fortgetragen wurde, bis Wolfgang sagte: „Willst ein Pfännle machen? Guck, dein linker Mundwinkel sieht grad aus wie das Schnäuzle an deinem braunen Milchtopf. Wenn du mir jetzt gleich lachst, schaff' ich dir drüben ein halbes Regiment davon an, und ich ruhe nicht, bis wir so viel Kühe haben, daß du sie alle in Einem Tage voll melken kannst; und ein Butterfaß schaff' ich dir an, das muß so breit sein wie die Rentmeisterin, wenn sie sechs Unterröcke anhat und noch einen gesteiften Rock obendrauf."

Die Frau lachte in der That, und jetzt wünschte sie sich, wenn's nur gleich in der nächsten Viertelstunde fortginge; daß es noch bis Mitternacht daure — sie wisse nicht, wie sie das aushalten könne.

Wolfgang überließ seine Frau den Weibern und ging mit einigen Kameraden das Dorf hinauf. Die Kinder wurden in die Nachmittagskirche geschickt. Als diese zu Ende war, saß Wolfgang bei einer Anzahl von Männern auf dem Mäuerchen am Rathhausbrunnen, man rauchte, man schwatzte und gähnte, oft aber war alles schweigsam, und das fiel heute Wolfgang zum erstenmale auf. Er dachte vor sich hin: Wenn du einst einsam bist, denke daran, daß man bei einander auch nicht viel von einander gehabt hat, aber freilich, es ist doch anders, wenn man's haben könnte, als wenn . . . .

„Wer geht mit einen Schoppen trinken?" hieß es endlich, und fast der ganze Trupp sammelte sich im Wirths-

haus. Man saß aber nicht lange hier beisammen, als eine Nachricht einen großen Theil der Anwesenden und auch Wolfgang auf die Straße führte und hinaus an's äußerste Ende des Dorfes, denn die alte Margareth hatte einen Brief von ihrem Sohne aus Amerika bekommen.

Die alte Margareth saß auf der Bank vor ihrem Hause und hatte einen braungelben Briefumschlag, der rothgekreidelt und fünffach besiegelt war, in der Hand. Viele Männer und Frauen umstanden sie: „Da kommt der Wolfgang, der kann besser lesen!“ hieß es. Wolfgang erhielt den blaulinirten Bogen und las:

„Herzliebe Mutter mein!

Wie ich versprochen, will ich dir schreiben wie es bei mir geht, seitdem ich von dir Abschied genommen habe; wenn ich daran denke, spüre ich noch immer einen Stich im Leibe, und ich meine immer, es kann gar nicht sein, daß wir gar so weit von einander sind, aber ich sehe schon, daß du weinst, wenn ich davon anfange, und darum mache ich einen Hops, aber nicht wie damals, wo ich in die Kalkgrube gefallen bin und fast verbrannt wäre. Jetzt bin ich aber über einen viel größeren Graben und dein Sprichwort hat Recht: man soll nicht Hopsa! schreien, ehe man über'm Graben ist, und kannst dich darauf verlassen, ehe ein Jahr vergeht, schicke ich dir ein Brieflein mit Etwas darin, daß du auch zu mir kommen mußt, aber vergiß ja nicht, daß du deine Kaffeemühle auch mitbringst. Laß sie frisch wetzen. Du sollst mir alle Tage Kaffee kochen und ich will dir folgen, will's machen wie du, ich will ihn auch in die Untertasse schütten; ich seh dich vor mir, wie du das Schälchen in der linken Hand hast und den linken Ellbogen auf die rechte Hand stützest und

blasest; du sollst mir künftig auch den Zucker nicht sparen und ihn nicht in den Mund nehmen, nein, fünf Stück in jede Tasse, aber keine so kleine wie Erbsen, nein, wie rechtschaffene Hühnereier. Hast du denn deine Hühner noch alle, und legt die gelbe Pocklerin noch? Sag' ihr einen schönen Gruß. Ja Mutter, ich bin lustig und darum schreibe ich dir, und ich habe dir nicht geschrieben, weil ich es nicht gewesen bin. Jetzt aber, du solltest nur sehen wie ich aussehe. Sie heißen mich nur den gesunden Schwaben. Man spottet in der Welt viel über die Schwaben, aber man hat sie doch überall gern. Es ist nicht uneben, was mir einmal ein studirter Landsmann gesagt hat: Wenn ein Schwab ganz für sich allein ist und nies't, sagt er sich selber: zur Gesundheit. Ich thue das jetzt auch. Es ist mir aber auch schlecht gegangen. Ich habe gar arg am Heimweh gelitten, und ich sage umgekehrt wie daheim: wenn eine Brücke über's Meer wäre, es wären auch schon Viele wieder heim; aber jetzt bin ich zufrieden. Ich stehe hier in Arbeit, man muß hier gar viel arbeiten, aber das Essen und der Verdienst ist auch gut. Es geht hier einem wie beim Einpflanzen der Kohlsetzlinge in's Krautland: in den ersten Tagen sind sie lahm und welk, und man meint sie kommen nicht auf, bis sie einmal tüchtig eingeregnet sind, und sie werden mit der Zeit tüchtige Krautköpfe, ich hab' jetzt auch so einen Krautkopf.

Wenn noch Andere herüber kommen, möchte ich ihnen guten Rath geben: daß sie sich nicht als grüne Deutsche, wie man hier die neuen Einwanderer heißt, vergaloppiren. Kleider und besonders Schuhwerk mitbringen ist gut und vortheilhaft, weil das Alles hier theuer ist und auch

schlecht gemacht wird, nur für den Schein auf den Kauf. Handwerkszeug und Feldgeräth aber kann man nicht brauchen, weil das hier ganz anders ist. Wenn man ein bischen Englisch kann, kommt man auch viel besser fort. Beim Ueberfahrtsvertrag muß man sich immer hineinschreiben lassen, wieviel man bezahlt hat, sonst wird man nochmals angeschmiert. Unterwegs muß man sehr aufpassen, um nicht den Zug zu versäumen, es sind zwei von uns zurückgeblieben und haben besonders zahlen müssen.

In Bremen da haben sich Viele noch lustig gemacht, sie haben das Heimweh vertrinken wollen, aber das kommt viel schwerer, wenn man's so wegschwemmen will. Der alte Schneiderlorenz hat in Einem Mittag zwei Gulden verthan und hat dabei immer geschrieen: in der neuen Welt gilt das alte Geld nicht mehr. Jetzt ist er Lumpensortirer in einer Papiermühle und hat kein altes und kein neues Geld. Ich bin auch in den letzten Tagen drüben herum gelaufen wie wenn ich halb schlafen thäte, und doch muß man da gerade am meisten aufpassen, wenn man sein bischen Sach nicht verlieren will. Im Auswanderungshaus in Bremerhaven haben wir's gut gehabt, ich kann nicht anders sagen, aber es weiß kein Mensch wie lang einem die Zeit wird, wenn man gar nichts anzufangen weiß, und sie sprechen dort ein Deutsch, das ist so gut wie Wälsch. Jetzt wirst aber lachen, Mutter, ich hab' von des Matthesen Agath von Lauterbach stricken gelernt, und das ist mir gut bekommen in mancherlei Art; die Kappe ist noch nicht ganz fertig, wird's aber, ihr sollet, will's Gott, zur Hochzeit kommen. Jetzt will ich euch aber weiter sagen, wie es uns ergangen ist. Beim jüngsten Tag kann kein größeres Durcheinander

sein, als wenn man mit einander zuerst auf's Schiff kommt, und Anfangs ist es grad als wär's unmöglich, daß man da bei einander sein kann. Es ist wie wenn man noch beim Heimfahren vom Markt auf einen gesteckt besetzten Wagen voller Menschen kommt. Alles schreit: du kannst nicht herein, du hast keinen Platz mehr! und wenn man sich doch eindrängt, glaubt man, man erstickt, aber wenn der Wagen zwanzig Schritt gefahren ist, da schüttelt sich's doch wieder zusammen und man findet, daß doch noch wohl Platz da ist, wenn einem auch der Fuß ein bischen pelzig wird. Immer drei und drei müssen bei einander wohnen in einem Kasten, und das heißt man eine Koje. Am besten ist's, wenn man in einem kleinen Kistchen das Nöthigste hat, was man unterwegs braucht, denn das Hauptgepäck wird in das untere Schiff verpackt und das kriegt man nicht zu sehen bis man anlandet, und das dauert lang. Ja Mutter, so auf dem Schiffe merkt man doch, daß man gar verwöhnt ist, und sich noch nicht genug mit Wenig zu behelfen weiß. Ich hab' gemeint, ich hätt's auf meiner Wanderschaft gelernt, aber es hat doch nicht ausgereicht. Und wenn einem dann so das Land aus den Augen schwindet, dann kommt einem auch etwas Salzwasser in die Augen. Und wie die Matrosen hinaufgeklettert sind und haben die Segel gelöst, da hat der Schneiderlorenz zu mir gesagt: das ist auch ein saures Brod, und jetzt hat er ein noch saureres. Ihr werdet mich auslachen, Mutter, aber ich bleib doch dabei: das beste auf dem Schiff ist die Seekrankheit; das ist eine weise Einrichtung Gottes, die hilft hinüber über alles Heimdenken, und da liegt man und weiß gar nichts mehr von sich, und möcht' am liebsten sterben. Erst nach

und nach kommt's einem wieder bei, daß man doch noch etwas von der Welt weiß und will, und ich habe mir gar seltsame Gedanken gemacht, warum man sich denn so viel abplagt um das bischen Leben, um die paar Jahre, es ist nicht der Mühe werth; aber nach der Hand lernt man doch wieder, daß es wohl nöthig ist. Und glaubet mir, das Aergste auf dem Schiff ist eigentlich die lange Zeit die man hat. Wie froh bin ich da gewesen, daß ich hab' Stricken gelernt, ich hab' mich auslachen lassen, aber es ist mir doch gut bekommen. Die Lützenhardter Bettelleut, die die Regierung hinübergeschickt hat, die waren am lustigsten, die haben gegeigt und Clarinett geblasen, die haben nie so ordentliche Kost gehabt. Und unser Schiffsbrot war doch so hart wie Stein, daß es Viele zu Pulver zerklopft haben, um es mit ein bischen Seewasser (denn süßes Wasser bekommt man nicht viel) hinunter zu bringen. Der brave Lehrer von Horklingen hat ein bischen Englisch verstanden, und er hat unentgeltlich eine regelmäßige Schul unter uns errichten wollen, daß wir's Alle lernen. Ein paar Tage ist's gegangen, und wir haben ihm die Worte nachgesprochen wie in der Schul', aber da haben die Schelme Alles verdorben, und ich und noch zwei aus dem Hessischen sind beim Lehrer verblieben und jetzt kommt mir's gut, daß ich ein bischen Englisch kann.

Wir sind die ganze Zeit mit gutem Wind gefahren, aber Mutter, wenn's endlich heißt Land! und man sieht einen dunklen Streifen weit, weit, ihr könnet euch nicht denken wie's da ist, da merkt man's erst, wie lieb man den Boden gehabt, und einen Stein thät' man küssen wie den besten Freund.

Und wenn man dann festen Boden unter sich hat, man meint, es könnte gar nicht wahr sein.

Ich habe an diesem Briefe schon vor vier Wochen geschrieben, und schreibe heute und lege euch heute auch gleich ein Goldstück bei, ihr werdet es unter dem Siegel finden.

Mit der Ueberfahrt von Bremen aus haben wir 42 Tage gebraucht und sind im Ganzen zufrieden gewesen.

Am schwersten ist's, wenn man hier an's Land kommt, da sitzt ein jeder auf seinem Koffer und hat Angst, daß er selber mit dem Koffer gestohlen wird, denn das ist ein Räubervolk, das da auf einem hereinkommt, und die wissen zu schmeicheln und zu heucheln, daß man meinen sollt', man hätte lauter frischausgekrochene Engel vor sich, aber es ist ein Räubergesindel. Drum soll sich nur Jeder an die Deutsche Gesellschaft halten, das sind wohlthätige Männer, die unentgeltlich das Beste rathen, und wer hierher kommt, soll sich nur gleich vornehmen, jede Arbeit zu thun die ihm vorkommt; man muß auch oft aus seinem gewohnten Gewerbe auswandern, bis man wieder zu ihm heimkommt. Ich habe sechs Wochen Straßen pflastern geholfen, bis ich meinen jetzigen Platz bekommen habe, aber das ist schön, wenn man hier zu Lande rechtschaffen ist, bekommt man Credit, und kann mit Nichts zu Etwas kommen; ich bin jetzt auf dem Weg. Am besten gefällt mir, daß es hier zu Lande die größte Ehre ist, wenn einer von sich sagen kann: Ich bin von geringer Herkunft und hab's zu etwas gebracht. Geburtsstolz gibt's hier gar nicht.

Wenn ihr mir schreibet, so machet den Brief nicht

frei, sonst bleibt er liegen, und wenn der Zimmermann Wolfgang hierher kommt, soll er mich nur gleich aufsuchen oder mir es vom Schiff aus sagen lassen, dann komm ich zu ihm. Er soll sich auch, sobald er auf's Schiff kommt, gleich dazu anschicken, dem Schiffszimmerer zu helfen, da gibt es immer zu thun und er hat keine lange Zeit und verdient noch was.

Ein gutes Wort habe ich vorlängst in dem Meeting gehört und das hat so geheißen: Deutschland ist unser Vaterland, Amerika ist unser Kinderland. Mutter, ihr müsset eben bald nach eurem Kinderland.

Es ist hier alles ganz anders als bei uns daheim. Die Kartoffeln werden mit dem Pfluge nachgesetzt und so bearbeitet den Sommer über, und auch mit dem Pfluge herausgethan. Die Frucht wird mit der Sense abgemäht, die ist besonders dazu gemacht und legt die Frucht schön hin. Zwei Stunden Weges schlägt man hier so wenig an, als bei uns daheim eine Viertelstunde. Ich will Keinem zurathen, Deutschland zu verlassen, aber wenn Eines zu mir kommt, will ich ihm thun, was ich kann, und das soll nur ein Jeder denken, daß man hier ohne Arbeit nichts bekommt, ich habe hier schon stärker gearbeitet, als bei uns daheim. Die Metzger tragen hier weiße Hemden über den Kleidern beim Fleischverkauf. Wirthshaussitzen, Spielen und Trinken ist hier fast gar nicht.

Der Amerikaner kommt in den Barroom, fordert einen Trunk Welschkornbranntwein oder Bier oder Wein, zahlt, trinkt und geht. Zeit ist hier das beste baar Geld.

Die Amerikaner sind gar häuslich und dabei auch sehr reinlich. Wer schmutzig daher geht, ist gewiß ein Deutscher

oder ein Irländer; auf Weißzeug hält man hier besonders viel und ganz vornehme Leute putzen sich ihre Kleider und Stiefel jeden Morgen und Menschen im schwarzen Frack spalten ihr Holz. Ich habe auch viele Bauern gesehen, die ihr Korn zu Markt führen und auf ihrem Wagen die Zeitung lesen. Das geschieht hier überhaupt sehr viel. Und wie die Menschen freier behandelt werden und doch folgen, so ist's hier auch mit den Thieren, man sieht hier fast gar keine Peitsche und keinen Sporn; überhaupt ist es ein gutes Zeichen, daß man hier die Thiere nicht abrackert, im Gegentheil ganz gut behandelt, das thun eben nur freie Menschen.

Nun habe ich aber genug geschrieben.

Nun, liebe Mutter, sage ich Euch von Herzen Lebewohl. Haltet Euch nur gesund und wohlauf, daß ich Euch noch lange bei mir haben kann. Verbleibe Euer David. Milwaukie im Staate Wisconsin, Schillerstraße Nr. 12."

Wolfgang hatte den Brief gelesen und die Mutter hatte immer weinend zugehört. Jetzt ging er wieder mit seinen Genossen in das Dorf. Es war ihm seltsam zu Muthe, noch hier eine so treue Kunde aus seiner neuen Heimath vernommen zu haben. Es war wie eine entgegengebotene Hand, die sich ihm aus der Ferne darreichte und die Weichheit, die ihn trotz allen Vorsatzes doch nicht verlassen hatte, verwandelte sich endlich in Muth und entschlossene Festigkeit. Er bedurfte deren noch, denn zu Hause fand er seine Frau wiederum in Thränen, aber er ließ sie gewähren; hatte er sich bekannt, daß jeder

Schmerz sein Recht haben müsse, so ließ er das auch bei Anderen gelten. Die Mutter hatte die Kinder gezwungen, daß sie sich noch am hellen Tage nieder legen mußten, damit sie in der Nacht leichter wach zu erhalten seien. Aber die Kinder waren voll Unruhe in der Kammer und als der Vater kam, schrien sie alle, er möge sie erlösen. Er befahl ihnen, um das Ansehen der Mutter nicht zu beeinträchtigen, noch eine Weile zu ruhen, dann aber entließ er sie scherzend.

Es zeigte sich, daß noch vieles zu ordnen und zu richten war, denn das bleibt immer: so lange man sich auch zu einer Abfahrt rüstet, rückt endlich die Entscheidungsstunde heran, ist doch noch manches zu richten und zu ordnen.

Wolfgang zog sein Sonntagskleid aus und er war wie ein Fremder, als er im Werktagskleide wieder im Dorfe erschien.

Es war in der Dämmerung, als Wolfgang, der heute sich überall bemerkt wußte, davon schlich und auf Umwegen nach dem Friedhof ging.

Es ist ein alter Glaube, daß man sein Gedächtniß verliere, wenn man viele Grabschriften lese und dieser Glaube hat allerdings eine wahre, wenn auch nicht wunderbare Bedeutung. Wer sich zuviel mit Abgeschiedenem und Vergangenem beschäftigt und es sich einprägt, dem schwindet das, was er im täglichen Leben zur Erinnerung braucht.

Wolfgang schwindelte es von den vielen Verstorbenen, von denen er hier las und endlich schritt er ohne Aufmerksamkeit an den vielen Kreuzen vorbei und blieb vor denen seiner Eltern und seiner beiden Kinder stehen.

Die Abendglocke läutete, er zog den Hut ab und faltete still die Hände.

Und als er jetzt zum letztenmale heimwärts ging, fiel ihm wieder das Wort ein, das er in dem Briefe Davids gelesen hatte. „Deutschland unser Vaterland, Amerika unser Kinderland!“ Die da aufgewachsen sind in Deutschland, finden selten ihr wahres und volles Gedeihen in der neuen Welt, es sind Wurzeln der Erinnerung ausgerissen und abgehackt, an denen man allezeit krankt, die Kinder aber gedeihen in der neuen Heimath, sie finden eine solche in ihr. Fahr wohl, o Vaterland, nimm uns auf, o Kinderland!

Es war schon Nacht, als der Wagen mit den Genossen aus dem Nachbardorfe ankam. Die Kisten wurden aufgepackt, und es war der letzte Liebesdienst, den die Nachbarn thaten, daß Wolfgang, so sehr er auch bat, dabei nicht Hand anlegen durfte. Die Kinder schliefen wieder und erwachten kaum, als man sie endlich auf den Wagen brachte.

Die Frau hatte den Aberglauben, daß es Unglück bringe, wenn man beim Ausgehen, nachdem man schon Abschied genommen, nochmals zurückkehrt, darum sagte sie, um diesem vorzubeugen, immerfort: ich habe gewiß noch was vergessen, ich komm noch einmal. Und als man endlich doch fortging, sagte sie dasselbe noch und nahm keinen Abschied vom Hause.

Als alles schon zur Abfahrt bereit war, sprang Wolfgang nochmals die Treppe hinauf, öffnete die Stubenthüre und machte sie wiederum zu und horchte auf das Klinken der Stubenschnalle. „Zum letztenmale,“ sagte er dann vor sich hin und sprang die Treppe hinab, aber mit einer

eigenen stillen Andacht machte er zuletzt auch noch vorher die Hausthüre zu; dann zog er mit den Seinen von dannen.

Als man durch das schlafende Dorf hinausfuhr und die Eltern hinter dem Wagen drein gingen, als ob sie ihrer eigenen Vergangenheit das Geleite gäben, sang der Nachtwächter:

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsre Glock hat Eins geschlagen:
Ein Gott ist nur in der Welt,
Dem sei Alles heimgestellt. —

Am Morgen, als man schon weit entfernt war von der Heimath, sah Wolfgang auf seiner großen Kiste einen Kranz liegen, den hatten ihm die Genossen ungesehen hingelegt; er nahm ihn auf und sagte seinen Kindern, daß sie ihm einst diesen Kranz aus der Heimath ins Grab legen sollten in der fremden Erde.

Denkmale Kaiser Josephs.

Wenn man Kaiser Joseph sagt, so weiß jedermann, daß damit Joseph II. von Deutschland gemeint ist, der im vergangenen Jahrhunderte in Wien gelebt hat und es ist nicht sein geringster Ruhm, daß er gar keinen Beinamen hat, nicht der Große, nicht der Gütige, nicht der Einzige, nicht der Gerechte, daß man nur Kaiser Joseph zu sagen hat und jedermann weiß, wer damit gemeint ist.

In Wien außerhalb der Burg ist ein schöner freier Platz, darauf ist das eherne Bild Kaiser Josephs, wie er zu Pferde sitzt, aufgestellt.

Leider hat ihn der Bildhauer in altrömische Tracht verkleidet, so daß wenig davon geblieben ist, wie er leibte und lebte, aber doch hat man in kaum vergangenen Jahren seiner gedacht und das Volk hat nicht umsonst im Jahre 1848 dem Standbilde des Kaisers die schwarzrothgoldene Fahne in die Hand gegeben. Er lebt noch in treuem Andenken und sollte in eherner Faust das Banner tragen zur Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes, das nun wieder — abgenommen ist.

Der Gevattersmann hat einen Freund, der nie am Josephsplatze vorüberging, ohne ehrerbietig vor dem Standbilde des Kaisers den Hut abzuziehen. Andere, die das bemerkten, forschten nach dieser Sonderbarkeit und spöttelten zum Theil darüber, der Mann aber erklärte ihnen:

„Es gibt keine schönere Freude, als mit ganzer Seele und ganzer Kraft zu lieben, oder noch besser, zu verehren, denn Verehrung ist Liebe zu einem Höheren, das uns doch wiederum so nahe ist, daß wir ihm uns traulich hingeben dürfen. Könnte man die Freude der Verehrung nur oft im Leben haben! Wir können leider oft nur damit zeigen, wem wir Verehrung zollen, indem wir vor laut Gepriesenem schweigen; aber da, wo sie uns gegeben ist, darf man sich nicht scheuen, ihr den Ausdruck zu verleihen und es ist das doppelte Pflicht, weil soviel Lüge, Heuchelei und Knechtsinn, soviel befohlene Empfindung sich als freie innere Neigung breit macht. Es gibt viele Menschen in der Geschichte, deren Thaten wir bewundern, wir staunen über die Fülle ihrer Kraft, aber achten, lieben und verehren können wir nur diejenigen, wo wir den willenskräftigen und sittlichen Beweggrund ihrer Handlungen sehen, und solche Menschen gibt es wenige. Die uneigennützigste Liebe und Verehrung ist aber die zu einem Verstorbenen. Kann ich von dem Kaiser hier noch etwas wollen? Kann er mir aus seiner ehernen Faust eine Gnade spenden? Ich will nichts, als in seinem Gedenken mein oft verzweifelndes Herz erbauen. Ich danke ihm in Andacht für seine unablässig bewährte Liebe und Rechtschaffenheit und das sollte jeder thun, um seinen Glauben an diese Tugenden immer wieder aufzurichten und im eigenen Herzen zu erwecken. Das Andenken der Männer, in denen sich die Menschenhoheit lebendig geoffenbart hat, ist das beste Erbe, das wir aus der Vergangenheit und der Geschichte überkommen, und es gibt Namen, die sind so fest und ewig wie die Sterne am Himmel, und wenn man auf offner See nicht mehr weiß,

in welcher Weltgegend man ist, so findet man seinen Weg auf Erden nach den Sternen am Himmel.

Freilich könnt ihr sagen: wozu brauchst du bei diesem Andenken den Hut abzuziehen? du kannst ja deine innerste Verehrung ebenso in Gedanken hegen? Ich will das nicht bestreiten. Aber nehmt alle Gebräuche, alle äußeren Bezeichnungen aus dem Leben und aus der Religion — die nur die heilige Fassung des Lebens ist — hinweg, und ihr habt nichts als eine kahle Oede, eine Zusammenhanglosigkeit und babylonische Sprachverwirrung, wo keiner mehr Wort und Zeichen des andern versteht. Tausendmal übt man eine Gewohnheit, einen eingesetzten Gebrauch, ohne sich des Gedankens, der damit ausgedrückt werden soll, zu erinnern, aber hat man diesen nur einmal erkannt, so durchströmt bei jeder Uebung ein ruhiger Segen, ein Gefühl des Genügens und der Sättigung das Gemüth, so wenig man das jedesmal auch klar weiß. Darum möchte ich, daß alle Kinder, die hier vorübergehen, an eine Ehrenbezeigung gewöhnt würden, denn gute Gewohnheiten ersetzen oft gute Grundsätze, oder vielmehr sie machen sie zur Naturanlage und erwecken mit der Zeit durch Aufmerksamkeit und Nachdenken den weisen Grund ihres Bestehens."

„Stellst du aber Kaiser Joseph nicht zu hoch?" fragte einer der Zuhörer.

„Mit nichten. Mein Kaiser Joseph war ein wohldenkender und reinempfindender, war nicht nur ein braver, sondern auch ein rechtschaffener Mensch."

„Welchen Unterschied machst du denn zwischen brav und rechtschaffen?"

„Brav ist derjenige, der seine überkommene und über-

nommene Pflicht, wie es die gewohnte Ordnung erheischt, regelmäßig und treu erfüllt. Rechtschaffen aber ist derjenige, der noch außerdem das Rechte schafft, der noch neue Pflichten sich aufsucht und auferlegt, über die gewohnte Ordnung hinaus noch Neues und zwar das Rechte zu schaffen sucht. Rechtschaffen in der vollsten Bedeutung des Wortes war Kaiser Joseph und das ist das Beste, was man sagen kann und ihm doppelt anzurechnen, weil er sich von vielen Vorurtheilen und Gewöhnungen loszumachen hatte. Es ist kein geringes Lob, daß selbst Friedrich der Große von Preußen seine Bewunderung darüber aussprechen mußte wie Joseph: „an einem bigotten Hofe aufgewachsen, in Prunk erzogen, mit Weihrauch genährt und dennoch freisinnig, so einfach in seinen Sitten und bescheiden."

„Ist es aber nicht," fragte einer der Zuhörer, „ist es nicht ein Beweis von den Mängeln Kaiser Josephs, daß nur wenig von seinen Thaten verblieben ist und uns zu lebendigem Danke auffordert?"

„Freilich," war die Antwort, „hatte Kaiser Joseph große und leicht erkennbare Mängel; das hindert aber nicht die Verehrung vor ihm. Er hatte Fehler und Mängel, die der allgemeinen und beständigen Menschennatur und der Natur seiner Zeit angehören, aber er bewahrte und errang Tugenden durch freie persönliche Bewährung und manches Gute ward durch ihn Josephinisch genannt. Es gibt Niemand, in dem sich nicht die Mangelhaftigkeit der Menschennatur erkennen läßt, das Vollkommene ist der Gedanke Gottes allein. Der Hauptfehler Kaiser Josephs war, daß er auf Tugend und Einsicht der Menschen baute, während doch diese beiden im Laufe der

Zeit so verkehrt geworden waren; er aber blieb seinem Wahlspruche getreu: „durch Tugend und Beispiel“ zu regieren. Er wollte das Edle, das Reine, und als Menschenfreund scheute er zurück vor den harten Mitteln, die die Durchführung seiner menschenfreundlichen Absichten zur Zeit noch erheischte. Es war ein schweres Wort Friedrichs des Großen, daß er sagte: Joseph II. thue immer den zweiten Schritt, ehe er den ersten gethan. In der That verfehlte Joseph und übersah die Grundlagen, die zuerst gegeben sein mußten, bevor er die Ausführung seiner Plane verwirklichen konnte. Noch auf seinem Sterbebette, als ihm sein Arzt Quarin offen bekennen mußte, daß keine Genesung mehr sei, am 5. Februar 1790 sprach Joseph: „Ich vermisse den Thron nicht, fühle mich ruhig, nur etwas gekränkt, durch so viele Lebensplage so wenig Glückliche und so viele Undankbare gemacht zu haben.“ — Das aber ist ihm gelungen, was er als Hoffnung an Van Swieten schrieb: das Diadem mit der Liebe des Volkes zu zieren. Ja, wenn man eine Inschrift auf dieses Denkmal hier setzte, so müßte man die Worte wählen, die sich bei jenem Joseph in Aegypten finden: 1 Buch Moses Cap. 42, Vers 8: „Und Joseph erkannte seine Brüder, sie aber erkannten ihn nicht.“

* *
*

Der Freund ging mit seinem Genossen nach dem Augarten, den Kaiser Joseph mit der minder wohlgewählten als wohlwollenden Aufschrift versehen: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer.“

Es war am 1. Mai, dem Tage, der noch heute die

fröhlichen Wiener im Augarten versammelt und die Frühlingsfeier unwillkürlich zur Gedächtnißfeier für Kaiser Joseph macht. In diesem Garten hatte sich der Kaiser oft mit Leutseligkeit unter sein Volk gemischt, denn er hatte ja gegen den eitlen Hochmuth und die Abschließung der sogenannten höheren Stände oft geäußert: „Wenn ich nur mit meinen Standesgenossen verkehren wollte, bliebe mir nichts übrig, als in die Gruft der Kapuzinerkirche hinabzusteigen und daselbst meine Tage zu verbringen."

In einem abgelegenen Laubengang wurden hier, während rings sich Viele gedankenlos tummelten, manche Thatsachen von der Leutseligkeit und Menschenliebe Kaiser Josephs erzählt und wie er in Jeglichem gern den Bruder erkannte; aber auch die Mängel wurden unverhohlen ausgesprochen und wenn auch nicht ohne scherzhafte Einleitung zogen die Rückkehrenden in stiller Nacht den Hut ab vor dem Denkmale Kaiser Josephs.

Der Gevattersmann erzählt diese Geschichten gern und versetzt sich in die Zeit, als wäre er dabei gewesen; an der einen Geschichte hat er ein besonderes Familienerbe.

1. Die Kaiserfurche.

Es war gegen Ende August des Jahres 1769, als Joseph II im offenen Wagen durch das Land Mähren auf der Straße von Brünn nach Wischau fuhr. Seine Wange war geröthet und sein blaues Auge erglänzte hell beim Aufschauen nach dem Himmel, wie beim Ausschauen nach den fernen blauen Bergen, und wieder ruhte sein Blick freudig auf den Feldern am Wege. Ein großer Theil der Ernte war eingebracht, und schon begann man da und dort den Boden aufs neue umzupflügen. Da sagte der Kaiser zu dem neben ihm sitzenden Staatskanzler Fürsten Kaunitz:

„Sonderbar! Wenn ich die braunen Schollen der nährenden Erde betrachte, werde ich andächtiger als beim Ueberschauen der wogenden Saat, diese macht freudiger, aber jene denkender. Wie das wartet, still und schmucklos, und Säfte aus der Luft und aus den Wolken einsaugt, um sie dann dem Keime zuzuführen und ihn aufsprießen zu machen. . . . Dieser Brodem, der dort aus der offenen Furche aufsteigt, weht mich an wie ein Athem aus dem Munde der Mutter Natur. . . . Wie jetzt alles so hell farbig ist, und wie die Menschen, die die Thiere zu ihren Arbeitsgenossen gemacht, dort überall hin- und herziehen, und die Werkzeuge führen, die die Welt neu belebt. . . .

Segen, Segen über euch und euer Thun! . . . Wie müßte es sein, wenn man hoch oben vom Himmelszelte das Alles überschauen könnte, die Städte und Dörfer, die Wälder und Berge, die Menschen und Thiere, und hier unser Wagen, und da drin dieser Mensch hier, der jetzt noch lebt, noch athmet, den alle diese hier ringsum kennen und nennen, der sie gut und glücklich machen möchte, und doch nicht weiß, ob er kann. . . . Dort der Säemann, wie er so langsam schreitet und den Saamen streut! Die Natur ist treu und fest, sie gibt siebenfältig wieder, aber die Menschen, o die Menschen. . . ."

Der Kaiser ward still, auf seinem Antlitze schwebte ein Glanz und doch war es tief wehmüthig, er hatte die Arme auf der Brust fest übereinandergeschlungen und hätte sie doch so gerne ausgebreitet, um Alle brüderlich an sein Herz zu schließen.

Lange saß der Kaiser still in sich versunken, sah nichts und hörte nichts von der Welt um ihn her. Plötzlich befahl er, daß man anhalte. Die schnaubenden Rosse standen still, und hinter dem Wagen des Kaisers hielten die seines ganzen Gefolges. Der Kaiser stieg aus. Ein alter Bauer pflügte mit zwei Pferden im Ackerfeld am Wege. Er hielt eine Strecke innerhalb derselben inne und starrte verwundert drein, als er so viele Wagen mit geputzten Herren hier auf der Straße halten sah. Der Kaiser rief ihm, er möge seine Furche nur zu Ende ziehen bis an den Weg. Auf einen Ruck am Leitseil schritten die Ackerpferde vorwärts, und bald stand der Bauer mit Pferd und Geschirr bei dem Kaiser. Noch kannte er ihn nicht, und der Kaiser winkte seiner Begleitung, daß man ihn nicht verrathe.

„Wollt Ihr mir erlauben,“ fragte der Kaiser, „daß ich Euch den Pflug abnehme und eine Furche ziehe?“

„Warum nicht?“ sagte der Bauer, „aber ich glaub' nicht, daß Er's kann: das sieht sich leicht an, will aber doch gelernt sein.“

„Es gilt den Versuch,“ sagte der Kaiser und alle Umstehenden sahen staunend, wie der Kaiser die Pfluggabel in die Hand nahm und den Bauer ersuchte, seine Thiere anzutreiben. Dies geschah, und die Schollen hoben sich eine Strecke. Plötzlich aber hielt der Bauer inne, und sagte: „Halt! Er begreift das noch nicht recht. Er drückt den Pflug zu tief ein und bringt schlechten Lettenboden herauf, das verträgt der Acker nicht, der hat nur eine leichte Krume. Freilich, das hat er nicht wissen können.“

Der Kaiser schaute vieldeutig lächelnd zu seiner Umgebung, er gab ihr damit zu verstehen, was noch Anderes auf ihn und sein Reich Anwendbares damit gesagt sein könnte.

Und nun ging's wieder vorwärts, aber bald kam der Pflug aus dem Geleise. Der Kaiser wollte ihn halten, wollte einlenken und eindrücken, aber die Pferde waren im Gange und der Pflug strich, kaum eine Ritze machend, über die Stoppeln und schleppte den mit aller Kraft mühselig anstemmenden Kaiser nach, bis wiederum inne gehalten wurde.

„Warum schreit Ihr so auf eure Pferde hinein?“ fragte der Kaiser.

„Das muß sein,“ lautete die Antwort. „Das Vieh schläft ein, wenn man's nicht immer merken läßt, daß Jemand hinter ihm drein ist, der's weckt.“

Dießmal lächelte der Kaiser in sich hinein, und auch Viele aus seiner Umgebung thaten es.

Der Kaiser übergab dem Bauer den Pflug, und dieser zeigte ihm nun, wie man nur die gleichmäßige Richtung halten müsse, und daß die Pferde von selbst die Hauptsache thun, und wie diese Arbeit, zumal heute, wo es in der Nacht geregnet hatte, fast die leichteste von allen Feldarbeiten sei.

Bei der Wendung übernahm der Kaiser nochmals den Pflug, und jetzt nickte der Bauer oft, und sagte: „Er ist gelehrig," denn der Kaiser zog ebenmäßig die Furche von dem einen Ende des Ackers bis zum andern. Aber nicht sowohl von der äußern Anstrengung als von der zusammengenommenen Aufmerksamkeit, die eine innere Anstrengung ist, rann dem Kaiser der Schweiß von der Stirn, er trocknete sich ihn ab und sagte: „Das ist der freudigste Schweiß."

„Ja," lachte der Bauer, „wenn man's zum Spaß thut, kann's sein, aber wenn man's das ganze Jahr thun muß, und noch dazu fünf Tage Robot für den Herrn, da geht's anders. Aber jetzt ist's doch schön, jetzt hat doch auch einmal ein hoher Herr für mich gearbeitet. Darf ich nun fragen wer Er ist?"

„Später will ichs Euch selbst sagen," antwortete der Kaiser, und er ließ sich nun genau die Verhältnisse der Hörigkeit auseinandersetzen.

„Und weiß er, guter Herr," fragte der Bauer zuletzt, „welches der größte Schaden ist, den der Fröhner leidet?"

„Daß er nie zur Selbständigkeit kommt, nie zu seiner freien Menschenwürde."

„Da hat er über's Ziel hinausgeschossen," erwiederte der Bauer selbstzufrieden und pfiffig lächelnd, dann aber verfinsterten sich seine Mienen wieder, indem er fortfuhr:

„der größte Schaden ist nicht nur, daß man nicht zur rechten Zeit an die rechte Arbeit und an die eigene kommt, sondern noch mehr, daß man gar nicht mehr dazu kommen kann, daß man durch Frohnen das Arbeiten verlernt. Man gewöhnt in der Frohne sich und sein Vieh und Geschirr an Scheinarbeit, an verdeckten Müßiggang, und wenn's dann an's eigene rechte Geschäft geht, kann man nicht mehr, das Vieh will nicht, und selber hat man auch verlernt sich anzustrengen."

Unwillkürlich sagte hierauf der Kaiser, daß er nicht ablasse bis er die Bauern frei gemacht habe.

Der Ackersmann merkte schon, daß er mit einem vornehmen Manne zu thun habe, und mit pfiffig schlauer Weise treuherzig polternd legte er nun alle Mißstände der Gutsherrnunterthänigkeit auseinander, und sagte zuletzt: „Er scheint mir ein großer Herr, wenn Er seinen guten Kaiser Joseph einmal sieht, bericht' Er ihm doch Alles."

„Meint Ihr, daß der Kaiser helfen kann?"

„Nein, nicht ganz, aber doch ein gut Stück; er soll sich nicht irr und nicht abwendig machen lassen, wenn man ihm einreden will, daß das nicht geht."

„Glaubt Ihr, daß man ihm abredet?"

„Rathet mir gut, aber rathet mir nicht ab, hat jene Braut gesagt, und das sollte der Kaiser bei seinen guten Vorsätzen auch so machen. Er ist ein Mensch nach dem Herzen Gottes, aber doch nur ein Mensch, und er hat verdorbenes Zugvieh und schlechtes Geschirr. Er ist zu gut, er meint, Jeder sei so wie er, aber das ist nicht. Er hält alle Menschen für Seinesgleichen, aber sie sind nicht Seinesgleichen. Sie verderben ihm seine Gutthaten, sobald er den Rücken wendet. Er kann ja nicht überall

sein, aber Eines möcht' ich ihm noch sagen lassen: er sollte sich doch mehr schonen, daß wir recht lang, lang an ihm haben, und er soll nur scharf darauf losgehen. Morgen ist Montag, hat jener Bauer gesagt, und hat sein Heu am hellen Sonntag gemacht."

„Ihr liebt also den Kaiser, trotzdem er noch wenig für Euch gethan?"

„Jedes Kind weiß, wie gutherzig er ist, und wenn ich einmal seine Hand küssen dürfte, ich hätte genug gelebt."

Dem Kaiser standen Thränen in den Augen, er faßte die schwielige Hand des Bauern und sagte: „Ich bin Joseph, Euer Kaiser."

„O barmherziger Gott!" rief der Bauer und fiel in die Kniee und alle Anwesenden entblößten unwillkürlich das Haupt, ergriffen von der reinsten Offenbarung der Liebe zwischen Volk und Fürst.

„Steht auf," sagte der Kaiser, „man darf vor Niemand knieen als vor Gott, und Ihr selbst habt ja gesagt, ich bin nur ein Mensch, wenn auch ein leidlich guter Mensch. Ja, lieber Mann, wie ich hier Eure Hand halte, so möchte ich die Hand Eures ganzen, vor Allen ehrenhaften Standes halten, und Euch sagen: bewahret mir Eure Liebe, wie ich die meine Euch, und helft mir, Euch glücklich machen, und mich durch Euch; und diese Furche, die ich hier gezogen, soll ein Sinnbild sein meiner Wohlachtung für Euern Stand und meines Dichtens und Trachtens für Euch. Gedenket mein, wenn ich auch nicht mehr bin."

„Nein," rief der Bauer, „unser Herrgott wird ein Wunder thun so Einem wie Ihr . . . wie unser . . .

wie der Kaiser ist, so Einem muß er das Leben zehnfach verlängern zum Heil der Welt."

„Lebt wohl!" rief der Kaiser, dem Bauer nochmals die Hand schüttelnd, er konnte vor Rührung kein weiteres Wort hervorbringen, er schritt nach dem Wagen, stieg ein und — fort rasselte der ganze Zug.

Der Bauer stand auf seinem Acker und hielt die beiden Hände über dem Kopf ineinander gefaltet, als müsse er den schwindelnden halten; er wagte es lange nicht aufzuschauen, bis er endlich nur noch in der Ferne das blinkende Geschirr erschaute. Es war ihm wie den Erzvätern in der Bibel, denen im freien Felde eine Himmelserscheinung genaht war, und jetzt war Alles plötzlich wie früher: da die Pferde, der Pflug, der Acker, die Bäume, die Straße.

Erst als von den Nachbaräckern Andere herbeikamen, die von fern gesehen hatten, was geschehen war, wurde ihm alles wieder erinnerlich. Und wie ein Traum war's, als er sich von den Nachbarn in das Dorf zurückgeleiten ließ.

Hier erregte die Kunde von dem was geschehen war, eine große Unruhe. Jeder rannte zu seinem Nachbar und verkündete ihm was sich ereignet, und zuletzt wußte Niemand mehr wer es dem Andern zuerst gesagt.

Alles lief hin und her, ja man vergaß eine Weile, daß jetzt Essenszeit sei, es war wie wenn ein Wirbelwind plötzlich alles aus dem Geleise gebracht hätte.

Indessen auf jede noch so hochgehende Aufregung erfolgt eine Ermüdung und Abkühlung.

Die Stube des Bauern, der Wenzel hieß und einer der Gescheitesten im Dorfe war, füllte sich mit Männern und Frauen, und hätten sie nicht selber gesehen, wie der

Kaiser mit seinem Gefolge durch das Dorf fuhr und besonders freundlich nickte, sie hätten wiederum alles für Traum und Täuschung gehalten.

Der Spaßmacher des Dorfes, man hieß ihn nur den Finessensepperl, bewirkte aber bald eine andere Stimmung.

„Hat dir denn der Kaiser nichts geschenkt?“ fragte er.

„Nein!“

„Tausend Dukaten hätten ihm nichts geschadet, er führt ja immer, wie man sagt, eine große Kasse bei sich; aber wenn du mit mir thust, will ich dir noch mehr als tausend Dukaten verdienen. Deine beiden Rosse und deinen Pflug, und dich wie du da gehst und stehst, thue ich in einen Glaskasten und laß dich im ganzen Oesterreich von Ort zu Ort für Geld sehen, und lasse noch eine Tafel dazu malen, worauf der Kaiser vom Kopf bis Fuß in Gold und seine Hofleute in Tombak abgemalt sind, und ein Lied will ich auch schon dazu drechseln und das singen wir miteinander, und dann muß dich der Kaiser adeln und du heißest Graf von Pflugfeld, und du baust dir ein Schloß und ich bin dein Hofnarr.“

So suchte der Finessensepperl Alles in's Spaßhafte zu ziehen, aber es gelang ihm nicht ganz.

Der Richter des Ortes, innerlich verdrossen, daß nicht ihm diese Ehre widerfahren sei, wollte doch auch sein Theil davon haben und sagte: „Das darf nicht verloren gehen, das muß fest bleiben für unsern Ort, und daß ihr's wisset, ich bin der Erste, der's gesagt hat; für diese Sache muß ein Denkzeichen gestiftet werden. Laßt mich nur machen, ich werde euch schon morgen sagen was. Und dann ist unser Ort der erste im ganzen Kaiserreich.“

Dieser Vorschlag, so allgemein und unbestimmt er auch noch war, brachte doch eine gewisse Beruhigung über Alle; denn es gibt in der Unstetigkeit oder in Aufregung, die ein unverhofftes Ereigniß mit sich führt, nichts Befriedigerendes, nichts was mehr beschwichtigt, als die Aussicht, daß man nun noch etwas zu thun habe, wodurch man selbstarbeitend das gleichsam zugeflogene Glück festbanne.

Wie ein Held, dem ein großer Sieg geworden, ging Wenzel durch das Dorf, und bei aller Lobeserhebung und Bewunderung die ihm ward, sagte er seltsamer Weise immer: „Wenn ich nur wieder essen könnte. Ich habe seit heute Morgen keinen Bissen über die Lippen gebracht, und ich meine ich wäre jetzt für mein Leben lang satt und ich hätte mein letztes Brod gegessen und muß sterben."

Das gab sich indeß bald wieder, denn beim Pfarrer, zu dem jetzt Alles eilte, trank Wenzel ein Glas Wein auf das Wohl des Kaisers, und gleich darauf stellte sich der natürliche Hunger wieder bei ihm ein, den er gleich mit einem Halbpfund Käse und mit einem dreipfündigen Laib Brod zufrieden stellte.

Bei dieser Thätigkeit hörte Wenzel nochmals zu wie man Alles erzählte, und nahm es selbst für Wahrheit, daß man hinzufügte: der Kaiser habe ihn aufgefordert, er möge ihn bald einmal in Wien besuchen.

Es war gut, daß alles dies am Samstag Nachmittag geschehen war, denn der Sonntag gab arbeitsledige Zeit, um Alles noch einmal zu besprechen.

Der Pfarrer im Dorfe, ein aus dem Kloster entfernter Ordensgeistlicher, war eigentlich im Grunde des Herzens dem Kaiser feind, denn dieser hatte durch Aufhebung von 700 Klöstern mit 36,000 Ordensleuten viele

Gemüther gegen sich aufgeregt. Freilich blieben noch 1324 Klöster und darunter die reichsten, mit 27,000 Mönchen und Nonnen, aber das wurde ihm nicht angerechnet, vielmehr regte sich ein stiller und weitverbreiteter Aufruhr, weil Joseph alle geistlichen Verordnungen vor ihrer Kundmachung der Bestätigung durch die weltlichen Gerichte unterwarf, und so der geistlichen Herrschergewalt Einhalt that, andrerseits aber durch Anerkennung jeder Religionsform aller Ausschließlichkeit den Krieg erklärte.

Der Pfarrer durfte indeß überhaupt, und jetzt besonders nicht, offen bekennen, wie er dem Kaiser gesinnt sei, vielmehr floß sein Mund über von salbungsvollen Reden, wie sehr er den Kaiser verehre.

Der Ortsrichter sagte nach der Kirche, daß der Gedanke von ihm sei, in Wahrheit aber war der Plan vom Pfarrer eingeflößt, daß man auf der Stelle, wo der Kaiser gepflügt hatte, zum ewigen Andenken eine Capelle erbauen müsse. Es ist nicht zu bös gedacht, wenn man annimmt, daß der Pfarrer in diesem Vorschlage die hochgehende Begeisterung seiner Gemeinde in's Gegentheil zu verkehren hoffte, denn er wußte wohl, daß der Kaiser solchen Huldigungen nicht hold war, und wenn er nun, wie zu erwarten stand, den Vorschlag verwarf, so war damit das Andenken an seinen Edelsinn ausgelöscht und in Ketzerei verwandelt.

Mit doppelter Emsigkeit wurde nun die Herbstarbeit vollendet, denn die angesehensten Männer des Dorfes hatten sich bereit erklärt, nach Wien zum Kaiser zu gehen und ihm ihren Dank und die Art, wie sie ein Erinnerungszeichen dafür stiften wollten, zu erklären.

Die Annahme, daß der Kaiser den Wenzel ersucht

habe, zu ihm nach Wien zu kommen, galt immer mehr als fest und wahrheitsgetreu, und Wenzel wußte nichts dagegen zu thun. Manchmal wollte er 'eine Einrede erheben, aber er wurde bald mit seiner zu großen Bescheidenheit zurückgewiesen, und wie das so geht, man läßt sich eine ruhmvolle Aussage nach und nach gefallen und glaubt am Ende fast selbst daran.

Dennoch, als gegen Mitte Oktobers der vierspännige Wagen mit der Deputation und in ihrer Mitte der Pflug, mit Bändern und Blumen geschmückt, abfuhr, und als dabei alles voll Jubel war, wie wenn der Wagen mit Dukaten beladen wieder zurückkommen müsse, da war das Antlitz Wenzels, der doch als Held und Mittelpunkt von Allem galt, am wenigsten fröhlich, ja er sah mißmuthig drein und die Andern redeten ihm zu und erklärten ihm, das sei das Bangen vor der großen Freude und Ehre, die ihm widerfahre, und er solle sich doch ein Herz fassen und sein Glück recht und vollauf genießen.

Wenzel nickte ohne zu antworten, und wenn man überall, wo man einkehrte, ruhmredig erzählte, daß man vom Kaiser beschieden, zu ihm reise, war Wenzel allein still dabei. Endlich, als man in Wagram anhielt und sich noch einmal mit einem guten Trunk stärkte, weil man nun gleich gerades Weges in die Burg fahren wollte, widerrieth Wenzel dieses und sagte, man müsse sich zuerst vom Hofmarschall oder einem andern Bedienten anmelden lassen. Dagegen wehrte sich Alles, man wollte geraden Weges in die Burg fahren und hinauf zum Kaiser.

Nun erklärte Wenzel mit Zittern, daß es nicht wahr sei, daß ihn der Kaiser zu sich beordert habe, er

habe sich das so einreden lassen, er habe es nie selber gesagt, und darum müsse man sich jetzt zuerst anmelden lassen und um eine Audienz bitten. Da ging ein Schreien und Toben über den Wenzel los: „Du hast uns alle betrogen, es ist Alles nicht wahr. Jetzt zeigt es sich, daß du ein Lügner und Erzschelm bist; man darf dir gar nichts glauben.“ Der gute Mann, auf den noch vor einer Stunde alle stolz waren, und sich durch Zuthulichkeit beeiferten, ein möglichst großes Theil seines Ruhmes zu gewinnen, der war jetzt auf einmal Gegenstand der Verachtung und des Spottes, ja es wäre noch mehr geschehen, wenn nicht der Richter Einhalt gethan hätte. Wenzel betheuerte unter Thränen, daß alles wahr sei, nur die Einladung nicht. Wieder wußte der Richter eine Aushülfe, denn er war einmal darauf versessen, seinen großen Plan auszuführen und er erklärte: daß, wenn der Kaiser auch nicht ausdrücklich eingeladen habe, es doch stillschweigend geschehen sei, und im Gegentheil, er würde es noch besser aufnehmen, wenn er sähe, daß man auch das verstünde was er nicht gesagt habe.

Nun war wieder Ruhe und Friede und aller Ruhm fiel dem Richter zu, der war's ja, der den Kaiser verstanden hatte ohne dabei gewesen zu sein, und nicht der dumme Wenzel. Was kann der wissen? Es ist nur gut, daß der Kaiser sieht, wie nicht alle Bauern so dumm sind, wie der Wenzel, daß es im Gegentheil auch noch gescheite gibt.

So zog man nun mit erneuerter Freude und hochgeschwellten Erwartungen der Hauptstadt zu. Jeder wußte etwas beizutragen und sich dessen zu berühmen, daß er auch Theil habe an dem feinen Verständniß des Kaisers,

ja der Finessensepperl sagte, daß er ehrlich bekennen müsse, er habe dem Wenzel die Einladung eingeredet, denn er habe es ihm zutheilen wollen, daß er den gescheiten Gedanken gehabt habe, jetzt aber nehme er ihn für sich in Anspruch.

Als man des Stephansthurmes ansichtig wurde, schwenkten Alle die Hüte und riefen dem Kaiser ein Hoch! Nur Wenzel saß still und faltete die Hände.

Richtig fuhr der vierspännige Wagen durch das Burgthor, hielt an, und der Richter fragte die Wache, wo der Kaiser sei, sie wollten ihn sprechen. Dem Kaiser ward der seltsame Aufzug bald gemeldet und er hieß die Bauern eintreten. Sie wurden in ein großes Zimmer geführt und eine Weile allein gelassen. Sie wagten es nicht, hier mit einander zu reden und zupften nur einander, und jetzt drängten sie den Wenzel vor. Jetzt galt ihm wieder zuerst die Ehre.

Wenzel schaute immer unter sich, er meinte stets, er wäre in einer Wunderwelt, und der Boden müßte einsinken und die Decke einfallen. Auf seinem Acker hatte er frei und herzhaft mit dem Kaiser gesprochen, aber hier — er spürte es, es steckte ihm ein Zapfen im Hals und der Hut zitterte ihm in der Hand, so fest er auch die Krempe hielt.

Es öffnete sich nicht Schloß nicht Riegel, aus einem rothsammtnen Thürvorhange trat plötzlich der Kaiser.

„Grüß' euch Gott! Was wünschet ihr?" rief der Kaiser zutraulich.

Keine Antwort. Von allen Seiten fühlte sich Wenzel gestoßen und gezupft. Das war aber noch nichts gegen die Angst, die ihm den Hals zuschnürte, endlich stotterte er hervor: „Ich bin der Wenzel von Slawikowitz."

„Und was ist Euer Begehr?"

„Der Pflug . . . Der Herr Kaiser Majestät . . ."

„Ich verstehe Euch nicht. Was wünscht Ihr? Redet ohne Furcht, ich liebe es, wenn man frei zu mir spricht. Setzt Euch hier, alter Mann, Ihr scheint mir müde."

Wenzel setzte sich auf den seidenüberzogenen gepolsterten Stuhl und seufzte schwer. Nun nahm der Richter das Wort und sagte: „Das ist der Mann, dem der Herr Kaiser Majestät den Pflug abgenommen."

„Ah!" fiel der Kaiser ein, „jetzt erinnere ich mich, verzeiht, daß ich euch nicht alsbald erkannte."

„O nein! nein!" rief Wenzel, „das darf nicht sein. Was hat der Kaiser mich um Verzeihung zu bitten? Es ist ja grundgütig, daß er noch daran denkt, wie soll er mich noch kennen, da ihm diezeit tausend und tausend Menschen vorgekommen sind?"

„Und nun," sagte hierauf der Kaiser. „Was ist euer Wunsch? Was führt euch zu mir hierher?"

„Wir haben drunten auf unsrem Wagen," nahm der Richter wieder das Wort, „dem Herrn Kaiser Majestät den Pflug hergebracht, dem so große Ehre geschehen ist."

„Ich danke," erwiderte der Kaiser, „aber fragt nur den Wenzel selber, ich bin ein Stümper in der Feldarbeit. Ich danke euch, ich erkenne euern freundlichen Sinn, wenn ich auch eure Gabe nicht annehmen kann. Ich kann in meinen Staatsgeschäften keinen Pflug brauchen. Wollte Gott, die Zeit der Verheißung wäre da, wo man alle Schwerter in Pflugscharen verwandelt! Ihr müßt den Pflug wieder mitnehmen, er würde bei mir nur faulenzen und einrosten, aber ich danke euch für euren guten Willen! Ich erkenne ihn."

Der Kaiser machte eine Bewegung als wollte er sich wenden, da rief der Richter muthig:

„Wir haben noch eine Bitte. Der Herr Kaiser Majestät wolle uns gestatten, daß wir zum ewigen Andenken eine Kapelle auf den Acker bauen, wo der Herr Kaiser Majestät gepflügt hat!“

„Warum redet ihr nicht, Wenzel? Ihr könnt es doch? Ist das euer Wunsch?“

„Nein, ich bin nicht so . . . Der Plan geht von dem Herrn Pfarrer oder nein, von unserm Richter da aus.“

„Und ich,“ sagte der Kaiser, „mißbillige den Plan durchaus, sei er nun von eurem Pfarrer oder eurem Richter. Ihr guten Leute, zu welchen Irrthümern laßt ihr euch verleiten! Saget eurem Pfarrer, daß er euch um ein paar tausend Jahre zurück und zu Heiden verwandelt. Eine Ackerfrucht, die die Bedürftigen nähren sollte, als Opfer auf dem Altare verzehren machen, das ist das echte Heidenthum, aber einen Acker bestellen, daß Gottes Segen treu darin walte, daß die Halme aufsprießen und Sonne und Regen trinken und die Menschen nähren, das ist ein Gottesdienst dem keiner gleichkommt, das ist die Arbeit, der heiligen Natur dienend, ihr helfend, fördernd, daß sie die Segensfrucht hervorbringe. Was wollt ihr diesem Fleck Erde seine heilige, von Gott eingesetzte Bestimmung rauben? Ihr könnt ja beten in eurer Kirche und könnt beten auf eurem Felde, und das beste Gebet ist ein redliches Denken und ein rechtschaffen Handeln; welche Gebräuche dabei sein mögen, das ist Nebensache. Nein, der Acker soll bleiben und Frucht tragen für kommende Geschlechter, wenn ich nicht mehr bin und

wiederum zu Staub geworden, was vom Staube genommen. Und ihr lieben Leute, ihr sollt mir kein Zeichen stellen an den Acker, daß man ihn kenne. Laßt mich dünken, daß ich eine Furche gezogen durch mein ganzes schönes Land, daß die reife Frucht der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit und Friedfertigkeit zur Sättigung aller, die dessen bedürfen, daraus hervorsprieße. O könnte ich nur auch den Boden des Denkens neu bestellen. Aber ihr habt Unrecht, Wenzel, ich habe freilich den Pflug zu tief eingedrückt, daß schlechter Boden heraufgekommen ist, aber noch nicht tief genug, denn tief unterm schlechten Boden liegt wiederum fruchtreicher, ausgeruhter; ich fürchte nur, ich bin zu schwach, meine Hand ist nicht kräftig genug, ihn heraufzubringen. Genug, ihr lieben Leute, thue Jeder auf seinem Acker seine Pflicht, und das Andere sei Gott befohlen; aber das sage ich euch noch einmal: kein Zeichen, kein Merkmal, Nichts, behaltet es in Erinnerung, nicht wie und wo, sondern einzig, daß ich eure Thätigkeit ehre und hochhalte und euch gerne helfen möchte, Allen in meinem ganzen Reiche. Nehmt den Pflug nur wieder mit und laßt ihn fleißig sein bis er stumpf ist und, wie wir, in eine neue Schmiede kommt. Nochmals meinen Dank, ihr guten Leute. Hier noch einmal meine Hand, Wenzel. Denkt an mich wie ich an Euch! Lebt wohl! Gott befohlen."

Und verschwunden war der Kaiser wiederum hinter dem Vorhang. —

Ehe die Bauern die Burg verließen, wurden sie auf Befehl des Kaisers mit Speise und Trank bewirthet, aber es war wiederum seltsam, es mundete niemand als dem Wenzel, und so oft er ein Glas von dem heißblütigen

Vöslauer an den Mund führte, schaute er sich um, als grüßte er Jemanden und dann trank er bedächtig und mäßig.

Die Heimfahrt war nicht so fröhlich als der Auszug, nur die Wangen Wenzels brannten wie die eines Jünglings am Hochzeitmorgen.

Man brachte den Pflug wieder zurück und er wurde wenig geachtet wie Wenzel auch, ja man spöttelte über diesen und nannte ihn den alten Kaiserpflüger.

Im Dorfe sagte man erst leise und heimlich, dann aber immer lauter, daß der Kaiser ein Gottesleugner und Religionsverächter sei, er habe gesagt, man brauche gar keine Kirche und man solle nur seine neue Heilige verehren und die heiße Natur und die steht doch in keinem Kalender.

Es läßt sich leicht errathen, aus welcher Quelle diese Reden und Meinungen kamen.

Nur Wenzel betete jeden Morgen für den Kaiser und als gegen Ende Februars 1790 die Nachricht vom Tode des Kaisers kam und allerlei Gerüchte darüber gingen, sagte Wenzel: „Es ist dummes Geschwätz, daß dem Kaiser an Leib und Leben ein Leid geschehen sei. Er ist in andrer Weise vergiftet worden, aber mit keinem Gift, das man aus der Apotheke bekommt, sondern aus dem Herzen der Menschen und dieses Gift heißt: Undank und Verleumdung. Man hat ihm sein gutes großes Herz gekränkt und er hat da und dort widerrufen, was er in bester Absicht wollte, weil er niemand kränken mochte, aber ihn kränkten alle und so ist er gestorben."

Wenige Monate nach dem Tode des Kaisers begrub man auch den Kaiserpflüger Wenzel.

* * *

Die Nachwelt hat es doch nicht dabei gelassen, daß die That des Kaisers, die aus anspruchloser Herzensregung geschehen war, ohne Denkmal blieb; auf der Straße zwischen Austerlitz und Raußnitz ist am Wege ein Denkmal errichtet zur Erinnerung an das Pflügen Kaiser Joseph's. Die Furche aber, die er gezogen durch das Herz des Volkes, ist nirgends mehr äußerlich kenntlich und dennoch wird sie Frucht bringen zum Heile des Vaterlandes und der Menschheit.

2. Der Kuß des Kaisers.

„Der Kaiser kommt morgen durch unsern Ort,“ sagte eines Abends nach dem gemeinsamen Nachtgebete der jüdische Gemeindevorsteher Isaak zu dem Rabbinen. Dieser kraute behaglich in seinem langen weißen Barte, der ihm bis auf die Brust herabhing und murmelte vor sich hin: „Gesegnet sei er!“ „Amen,“ fuhr Isaak fort. „Aber wir sollten doch etwas veranstalten, ihn zu begrüßen. Es thut jedem, und wenn er noch so hoch steht, wohl, wenn er sieht, wie man ihn in Wahrheit liebt und gerade weil uns vom Amt nichts befohlen und nichts angesagt ist, muß der Kaiser sehen, daß es von freien Stücken geschieht. Der Pfarrer und der Ortsrichter, Männer und Frauen und Kinder gehen ihm entgegen und sie haben draußen an der Gemarkung eine Ehrenpforte gebaut. Ich kann's nicht wagen, den Vorschlag zu machen, daß wir auch dabei sein dürften, aus zwei Gründen nicht, denn erstlich, weiß ich im voraus, sie weisen uns ab. . .“

„Dann könnt Ihr den zweiten Grund in Rauch hängen!“ sagte der Gemeindediener, Tobias Heubauch genannt, weil er der Sage nach einst, um sich ein Ansehen zu geben, sich mit diesem Futter ausgefüttert hatte, versteht sich nur äußerlich. Alles lachte nur halb, denn man wagte es nicht ganz im Beisein des ehrwürdigen und

strengen Rabbinen, den noch niemand hatte lachen sehen. Auch der Vorsteher lächelte und fuhr fort:

„Und wenn sie's uns auch gewähren würden, wer wollte dabei sein, wo man nichts als Schimpf und Spott auszustehen hat? Was sollen wir nun machen?"

Der Rabbine faßte den Zipfel seines Bartes fest in die Faust, das war das Zeichen, daß er reden wollte und alle hörten stille zu indem er begann:

„Die Gemeinde kommt morgen früh in Feiertagskleidern in die Synagoge und dann wird sich alles zeigen."

Der Rabbine schlug ein großes Buch auf und legte die rechte Hand hinein; das war das Zeichen, daß sich die Gemeinde entfernen sollte. Denn er wollte jetzt wieder seine Thätigkeit fortsetzen, die nur in abwechselndem Beten und Studiren bestand.

Am Morgen ging Keiner mit seinem Quersack über Land, denn heute war ein Festtag. In der Synagoge an der östlichen Wand war Tobias beschäftigt, den Gesetzesrollen, die hier standen, sammtne und brokatne Umhüllungen zu geben. Je an zwei Doppelstäben sind hier die großen Pergamente aufgerollt, denn es ist alte Satzung, daß das Gesetz Mosis nicht aus einem gedruckten Buche, sondern aus geschriebenen Pergamentrollen in der Synagoge vorgelesen wird, und diese Rollen kommen nie hinaus in das freie Sonnenlicht, außer an dem Tage, da unter Gesängen und Gebeten von einer Familie eine neue Gesetzesrolle in die Synagoge gestiftet wird.

Nachdem jetzt mehrere Psalmen abgesungen waren, wurden die Rollen allesammt hinausgetragen auf die Straße; dort stellten sich die Träger auf, in ihrer Mitte der Rabbine, dessen Gesetzesrolle an den obern Enden der Stäbe

mit flimmernden silbernen Kronen geschmückt war. Auch die ganze Gemeinde stellte sich auf, hier im Innern des Dorfes, als bereits die Glocken von der Kirche zu läuten begannen, zum Zeichen, daß die kaiserlichen Wagen an der Gemarkung angelangt waren.

Auf der Freitreppe am Hause des Gemeindevorstehers Isaak, das der Synagoge gegenüber war, hatten sich die jüdischen Frauen und Mädchen versammelt; eine suchte sich hinter der andern zu verstecken, um nicht gesehen zu werden und wiederum drängte sich jede vor, um gut zu sehen.

Ein Hochrufen, aus dem besonders die hellen Kinderstimmen hervorklangen, ward vernehmbar. Jetzt kam ein Wagen mit zwei Männern in glänzenden Uniformen; er rasselte vorüber, ehe man noch Zeit hatte, den Mund aufzuthun. Es entstand ein bedauerliches Murren, daß der Kaiser so stolz und zornig vorüber gerasselt sei und nicht einmal gegrüßt hätte, und man stritt eben noch darüber, ob der zur rechten oder der zur linken Seite der Kaiser gewesen sei, als wiederum ein Wagen nahte. Aber jetzt ganz langsam und im Schritt. Nein, das war der Kaiser, und der Rabbine hob die Gesetzesrollen hoch und sprach mit lauter Stimme und die ganze Gemeinde sprach ihm nach:

„Gelobt seist du Jehovah unser Gott, König der Welt, der von Seiner Majestät Theil gegeben hat einem Menschen von Fleisch und Blut!"

Der Kaiser ließ still halten und sich diese in ebräischer Sprache gesprochenen Worte, die ein vorgeschriebener Segensspruch beim Anblick eines Fürsten sind, in das Deutsche übersetzen. Er nickte zufrieden und sagte dann:

„Ich muß auch euch sagen, daß ich diese Ehrenbezeugungen nicht liebe, ich reise durch mein Land, um euch arbeiten zu sehen, nicht um euch zum Müßiggehen zu veranlassen. Freilich, ihr Juden habt noch wenig nutzbringende Gewerbe, obgleich ich euren Kleinhandel nicht so verwerfe, wie andere thun: er belebt den Verkehr. Aber ihr sollt euch dran halten, mehr stetige, minder auf List und Trug abgesehene Thätigkeit zu erwerben. Meine Gesetze sollen euch darin schützen. Daß jeder nach seiner Façon selig werde, darüber kann ich keine Bestimmungen treffen, aber ich will, daß jeder nach seiner Fähigkeit glücklich werde; dafür will ich sorgen nach Kräften und habe auch an euch gedacht. Ihr habt viele Jahrhunderte Schmach und Elend erduldet, das soll nun ein Ende haben, in meinen Landen wenigstens; ihr sollt mir dann auf keinen Messias mehr hoffen, als auf den redlichen Lohn redlicher Arbeit."

Der Kaiser ließ sich nun die Beschaffenheit der Gesetzesrollen erklären und wiederholte nochmals, daß er keinen bürgerlichen Unterschied wegen Glaubensansichten bestehen lassen wolle.

„Ist es wahr," fragte er dann den Rabbinen, „daß ihr euch noch für das auserwählte Volk haltet und alle anderen geringschätzet, weil sie nicht eures Glaubens sind?"

„Hoher Herr!" erwiederte der Rabbi, „unser Gesetz ist nur für den verbindlich, der als Jude geboren ist, wir suchen nie einen andern zu bekehren, und wäre es nicht vernunftwidrig und gotteslästerlich, wenn wir einen geringschätzen wollten, der seinem eigenen Gesetze nachlebt und unseres nicht will, das auch ihn nicht will?"

Der Kaiser nickte zufrieden und sagte: „Ich liebe die

Treue, sie ist die höchste Tugend. Ihr habt sie unter tausendjährigen Martern bewährt."

Schon war er im Begriffe, das Zeichen zum Aufbruche zu geben, als bei einer Wendung sein Blick auf die Freitreppe und die versammelten Frauen und Mädchen fiel. Er stieg aus, und auf die Treppe zuschreitend, sagte er: „Und ihr, habt ihr kein Wort und kein Zeichen der Huldigung für mich?"

Es läßt sich nicht beschreiben, welch ein Gedränge an der Treppe war bei dieser Anrede. Viele drängten ins Haus hinein und überstürzten einander. Andere fielen gerade auf den Boden nieder und versteckten sich und wieder andere verhüllten mit den Schürzen ihr Angesicht. Nur ein Mädchen, das zuvorderst stand, blieb frei und unbeweglich, aber ihre geschwellten Lippen zuckten, aus ihren braunen Augen sprach eine seltsame innere Bewegung. Jetzt öffnete die Jungfrau den Mund und sagte:

„Die höchste Verehrung hat kein Wort!"

„Du verstehst zu schmeicheln," erwiederte der Kaiser lächelnd.

„Man schmeichelt der Sonne nicht, wenn man ihr still dankt, daß sie ihr Licht über alle Geschöpfe ausgießt."

„Wie heißest du?"

„Dina."

„Und dein Vater?"

„Ich, hoher Herr," sagte Isaak der Vorsteher.

„Ich habe einen Wunsch an dich, Dina," sagte der Kaiser. „Zum Zeichen, daß ich dein Volk, das Jahrtausende lang mißhandelte und verachtete, werthschätze und liebe, zum Zeichen für mich laß mich dir einen Kuß geben, ich will ihn dir nicht rauben. Willst du?"

„Ich will!“ sagte die Jungfrau und ihr ganzes Gesicht leuchtete wie ihre Augen.

Und der Kaiser neigte sich zu ihr und küßte sie auf den Mund.

Und jetzt stand er mit niedergeschlagenen Augen und das Mädchen blickte frei umher.

„Du scheinst mir spröde und herb,“ sagte der Kaiser endlich, „wie kommt es, daß du mir so leicht willfahrest?“

„Weil ich nicht den Mann, nicht den Menschen, sondern die Gnade des Kaisers geküßt habe.“

„Ich danke dir,“ sagte der Kaiser scherzend, „du bist wohl schon verlobt?“

„Ja!“

Alle Anwesenden sahen staunend umher, aber aus den versammelten Männern drängte sich jetzt ein hochgewachsener schlanker junger Mann mit gekrausten schwarzen Haaren und edlen blühenden Gesichtszügen.

„Und wo ist dein Verlobter?“ fragte der Kaiser.

„Der dort,“ rief das Mädchen, die Hand ausstreckend und der junge Mann wollte vorwärts schreiten, aber er war wie festgewurzelt.

„Wann heirathest du?“ fragte der Kaiser wieder.

„Wann es die Kaiserliche Majestät erlaubt!“

„Ich? Warum ich?“

„Weil man ihm das Niederlassungsrecht verweigert. Es soll ja nach altem Gesetz die Zahl der Familien nicht vermehrt werden, sie soll dieselbe bleiben, und mein Bräutigam hat schon einen verheiratheten Bruder.“

„Mädchen, du erinnerst mich an eine Bestimmung, die uns zweifeln macht, ob die Gesetze von Menschen oder von Teufeln gegeben sind. Doch sprich! Ist dein

Bräutigam auch ein Trödeljude. Wie kannst du nur deine Hand einem Menschen geben, der sich mit Schachern und Trödeln abgibt und ehrvergessen sich überall verspotten läßt, nur um einen Gewinn zu erhaschen?"

„Das eben ist's," sagte das Mädchen. „Mein Bräutigam ist ein Gerber. Er hat das Handwerk im Ausland erlernen müssen, weil ihn hier kein Meister annahm, und jetzt schließt ihn die Zunft aus und verwehrt ihm sein Handwerk zu treiben."

„Und ich gestatte es ihm hiemit," sagte der Kaiser und fuhr dann lächelnd fort: „Ich habe es viel lieber, ihr zieht den Ochsen die Häute ab und gerbt sie, als daß ihr mit eurem ehrlosen Schacher den Bauern die Haut abzieht. Ich will euch schützen in allem rechtschaffenen Thun und ihr sollt daran denken, daß ich einen Namen aus eurem alten Testamente habe, daß ich Joseph heiße. Ich begrüße hier eure Gesetzesrollen," schloß der Kaiser, sein Haupt entblößend, „ich ziehe den Hut ab vor jedem fremden Heiligthume, das in Wahrheit verehrt wird und keinen Menschen mit Haß verfolgt, weil er nicht das Gleiche und in gleicher Weise liebt. Der Religionshaß soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe. Haltet an eurem Gesetze und macht euch immer mehr fähig, dessen theilhaftig zu werden, was ich für mein ganzes Volk ohne Unterschied im Herzen hege."

Der Kaiser stieg ein und fast wären die Versammelten unter die nachfolgenden Wagen gekommen, denn so rannte alles in tollem Wirrwarr hin und her.

Nur Dina hatte sich auf die Treppe gesetzt und weinte unaufhörlich. Sie hatte ein starkes Herz bewiesen im

Angesichte des Kaisers, und jetzt war sie wiederum das schwache Mädchen.

Das Erstaunen machte sich in allerlei Ausrufungen Luft und soviel ließ sich aus dem verworrenen Geschrei enträthseln, daß Dina nicht Braut gewesen war, daß sie ihren Vater und den Bräutigam, der dastand und nicht wußte, ob er träume, mit dieser plötzlichen Wendung überrascht und gefangen hatte, denn Dina's Vater wollte dem armen Waisen, der noch dazu ganz aus der Art schlug, die Hand seiner Tochter nimmermehr geben.

Nun aber war alles Widerstreben beseitigt und als man sich hierüber genugsam ausgesprochen hatte, kam man wieder darauf, daß der Kaiser Dina geküßt hatte.

Der Gemeindespaßvogel Tobias Heubauch fand auch hier Gelegenheit zu seinen Witzeleien.

„Ein schöner Beweis," spottete er, „der Kaiser küßt das schönste Mädchen zum Zeichen, daß er die Juden auch lieb hat; wenn er das hätt' beweisen wollen, hätt' er mich küssen müssen oder da meine alte Schachtel, das wäre ein wirklicher Beweis, an den jeder hätte glauben müssen. Komm her, Gudula, warum hast du dich nicht hingestellt? Au waih! Ein armer Mann darf keinen Gusto haben, ist ein wahres Sprüchwort, das meine Großmutter schon gesagt hat."

Die Aufregung, die dieses Ereigniß hervorgebracht hatte, wollte sich noch lange nicht legen, und selbst die christlichen Mitbürger kamen vor das Haus Isaaks und hörten staunend was geschehen war.

Der so plötzlich zum Bräutigam gewordene junge Mann ging hin und her und wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte; bald wurde er geneckt, weil der Kaiser

zuerst seine Braut geküßt, bald wurde er beglückwünscht, weil ihm nun doch noch das Glück geworden sei, die schöne und tapfere Tochter des reichen Isaak heimzuführen. Und diese Neckereien und Glückwünsche waren wie die lautgewordenen Stimmen seines eigenen Herzens, bald war er glückselig über die ungeahnte Wendung seines Lebens, bald wieder traurig und ärgerlich, wenn er dachte, wie gering ihn eine Braut ansehen müsse, die der Kaiser geküßt hat.

Jeder wollte mit Dina sprechen, diese aber war unversehens verschwunden, hatte sich in ihre Schlafkammer eingeschlossen, und ließ den ganzen Tag weder ihre Eltern, noch ihren Bräutigam zu sich.

Am Abend jedoch kam sie herab in die Stube, und nach altem Brauch wurden drei Lichter angezündet und auf einem mit Kreide auf den Stubenboden gezeichneten Drudenfuß, worin ein Glückwunsch geschrieben war, nach herkömmlicher Weise eine Tasse zerschmettert und jeder der Versammelten bewahrte sich eine Scherbe davon. Das war nun die wirkliche und feierliche Verlobung, und daß diese jetzt gefeiert wurde, brachte noch schweres Leid.

Als man wenige Wochen darauf beim Amte die Heirathserlaubniß holen wollte, erklärte der Amtmann, daß erstlich kein beglaubigtes Dokument von dem Versprechen des Kaisers da sei, und daß er das Zeugniß der umstehenden Juden nicht als gültig anerkenne, ferner aber, daß sich herausgestellt habe, wie Dina den Kaiser angelogen habe, und daß er dies höchsten Ortes berichten müsse.

Nun war die Freude in Leid verkehrt und Dina mußte selbst vor Amt.

Es war am Nachmittage als sie vor Amt erschien und

sie wurde flammenroth als der Amtmann spöttisch fragte: „Du bist also das Judenmädchen, das vom Kaiser geküßt sein will?“

Dina mußte nun ein peinliches Verhör bestehen, Alles wurde protokollirt, und wie entweiht war es nun! — Zuletzt mußte sie gar noch bekennen, daß sie allerdings den Kaiser getäuscht habe, denn sie sei damals in der That noch nicht Braut gewesen. Schließlich wurde ihr das Protokoll vorgelegt und sie sollte ihren Namen unterzeichnen. Mit zitternder Hand ergriff sie die Feder und schrieb ihren Namen; aber plötzlich flammte es in ihrem Gesichte auf. Als wollte sie Sand auf die Unterschrift streuen, streckte sie die Hand aus, ergriff aber das Tintenfaß und schüttete es über das ganze Protokoll. Sie lächelte heimlich in sich hinein als sie jetzt die Scheltworte des Amtmanns hören mußte, über die doppelte Mühe die man um ihretwillen habe. Sie ward auf den andern Tag beschieden, um das Protokoll zu unterzeichnen.

Als eine Siegerin, der eine entschlossene und tapfere That gelungen, kehrte sie zu Vater und Bräutigam zurück, die vor dem Amthause auf sie warteten. Rasch erzählte sie was sie gethan, und die Entschlossenheit die aus ihr sprach, verschönerte sie noch mehr.

Noch in der Nacht, als Alles im Dorfe schlief, bestieg sie mit ihrem Vater und ihrem Bräutigam heimlich draußen auf der offenen Straße einen Wagen, und fort gings durch die Nacht nach der Hauptstadt zum Kaiser. In Wien angelangt, ließ sich Dina aber durch keine Bitten und Beschwörungen dazu bewegen, selber mit in die Audienz zum Kaiser zu gehen. Und als die beiden Männer dem Kaiser dies berichteten, lächelte er vor sich hin und

lobte Dina; er ließ augenblicklich zwei Schreiben ausfertigen: in dem einen bestätigte er sein Versprechen, und in dem andern wurde der Amtmann zur strengen Rechenschaft gezogen.

Das war ein Jubel, als Dina mit den ihrigen in das Dorf zurückkehrte, und der Vater durch das ganze Dorf bis vor sein Haus das Schreiben des Kaisers mit dem großen kaiserlichen Siegel hoch in der Hand hielt und Allen sein Glück verkündete.

Noch nie war im Dorfe eine Hochzeit fröhlicher gewesen, als die von der Gerbermeisterin Dina. Immer wieder wurde dem Kaiser aufs Neue ein Hoch! gebracht. Und als der Jubel am lautesten war, erscholl plötzlich ein Posthorn, Alles rannte ans Fenster, ein kaiserlicher Hofdiener stieg vom Pferde und kam sporenklirrend die Treppe herauf, und geradewegs an den Hochzeitstisch. Mit wunderlichen Reden überreichte er ein eingerahmtes Bild des Kaisers, und verlangte abermals im Namen seines Herrn den Dank von rothem Munde.

Schon hatte der junge Ehemann den Mund geöffnet, um dieß fortan zu versagen als Alles schrie: „Der Heubauch! Der Heubauch!" Und dieser war's in der That. Er hatte nach seinem alten Mittel gegriffen, sich einen stattlichen Umfang zu geben. Alle lachten, er aber lachte und höhnte am meisten.

Das Bild war die erste Zierde im Hause des jungen Ehepaares, und Dina hängte einen Blumenkranz vom Hochzeitstische um dasselbe.

Es war noch nicht ein Jahr darauf, als der Kaiser eines Morgens seinem vortragenden Rathe mit Lächeln ein Schreiben hinreichte und sagte:

„Nun sehen Sie, nun bin ich, den man Ketzer schilt, sogar Gevatter bei einem Judenknaben.“ Er erzählte das Begebniß mit Dina und schloß: „Das junge Ehepaar hat seinen ersten Sohn mir zu Ehren Joseph genannt. Antworten Sie ihnen, daß ich ihnen und meinem Pathen stets gewogen bleibe, und schicken Sie der Frau hier diesen Ring.“

Der Ring ist geblieben, aber der kleine Joseph ist bald gestorben, und als die ganze Gemeinde besonders darüber trauerte, sagte Heubauch: „Das Sprichwort wird wahr: Das Kind ist todt, die Gevatterschaft hat ein End’.“

Und als mehrere Jahre darauf Kaiser Joseph in die Kapuzinergruft versenkt wurde, wurde am Sabbath in der Synagoge gerade der Wochenabschnitt 2. Buch Mosis Cap. 1. vorgelesen, und als der 8. Vers gesprochen wurde, weinte Alles, und in der Frauenhalle der Synagoge schauten Viele auf Dina, die leichenblaß aber thränenlos war.

Noch als Dina eine greise Großmutter war, wurde ihre Stirne jedesmal flammenroth, wenn man sie daran erinnerte, daß sie einst vom Kaiser geküßt worden sei.

* * *

Von diesem hier erzählten Ereignisse gibt nirgends ein Denkmal Kunde, aber in den Herzen der Unterdrückten lebt eine Tugend vor Allem, und das ist die Dankbarkeit, welche empfangene Menschenfreundlichkeit und Wohlthat nie vergessen läßt.

Kaiser Joseph ist in der Erinnerung der Fürst der Liebe bei seinem ganzen Volke geworden, er hat die verschiedenen Confessionen zu Einem Glauben bekehrt, zum Glauben an die Menschenhoheit in der Majestät, das ist die heilige Krone die er erobert, und die jeder Nachfolger erben kann, durch gleiches Thun.

3. Ein selbstverfaßtes Gebet Kaiser Josephs.

Wunsch und Vorsatz des zerstreuten, von Ereignissen und Stimmungen oft in sich selbst verkehrten innersten Wesens faßt sich als heilige Andacht, um den festen Halt zu gewinnen, im Gebete zusammen. Das Wandelbare wendet sich zum Unwandelbaren und erkräftigt sich im Gedanken desselben. Eine solche innerste Erhebung in flüchtigen Worten aussprechen, oder in geschriebenen Worten fesseln, es ist gleich. Es ist ein lebendiges Hinausdenken aus sich, ein Fassen und Festigen des endlichen Geistes durch Erfassen des unendlichen Geistes, der da ist Gott.

Es wird uns nicht berichtet, welche Veranlassung dazu war, daß Kaiser Joseph einst seine innersten Gedanken als Gebet nieder schrieb, und in diesem Niederschreiben zeigt sich, daß es gleich ist, in welcher Weise sich das innerste Denken offenbart: es steht nur um so höher, je geistiger es ist. Opfer bringen, Singen, Knieen, Fasten, es sind Formen des Gebetes, und es ist erhebend, daß Kaiser Joseph eine neue Form gab, indem er schreibend betete.

Das von ihm für sich eigenhändig niedergeschriebene Gebet lautet wörtlich:

„Ewiges, unbegreifliches Wesen! Du bist ganz Duldung und Liebe — deine Sonne scheint dem Christen wie dem Gotteslängner — dein Regen befeuchtet die Felder

des Irrenden, wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in dem Herzen der Heiden und Ketzer. Du lehrst mich also, ewiges Wesen: Duldung und Liebe — lehrst mich, daß Verschiedenheit der Meinungen dich nicht abhalte, ein wohlthätiger Vater aller Menschen zu sein. Und ich, dein Geschöpf, soll weniger duldend sein, soll nicht zugeben, daß Jeder meiner Unterthanen dich nach seiner Art anbete? Soll die verfolgen, die anders denken, als ich, und Irrende durchs Schwert bekehren? Nein, allmächtiges, mit deiner Liebe allumfassendes Wesen, dies sei weit von mir. Ich will dir gleichen, so weit ein Geschöpf dir gleichen kann — will duldend sein, wie Du! — Von nun an sei aller Gewissenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo ist eine Religion, die nicht Tugend lieben, nicht das Laster verabscheuen lehrte? Jede sei also von mir tolerirt. Jeder bete dich, ewiges Wesen, in der Art an, die ihm die beste dünkt. Verdienen Irrthümer des Verstandes die Verbannung aus der Gesellschaft, ist Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren? Zerrissen seien von nun an die schändlichen Ketten der Intoleranz! Dafür vereinige das süße Band der Duldung und Bruderliebe auf immer. Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß die meisten von Denen kommen, die sich deine Priester nennen. Verlaß mich also nicht mit deiner Macht! Stärke mich mit deiner Liebe, ewiges, unerklärbares Wesen! auf daß ich alle diese Hindernisse glücklich übersteige, und daß das Gesetz unsres göttlichen Lehrers, welches kein anderes als Duldung und Liebe ist, durch mich erfüllt werde. Amen — und dreimal Amen!"

4. Der Schulchristoph.

Wie still schwirren die Schneeflocken nieder vom Himmel, und nur aus dem warmen Stalle herauf hört man manchmal einen einzelnen Ton von der Kuhschelle. Der strohumwickelte Brunnen sprudelt seinen Strahl und es dampft um ihn. Zwei Raben kommen geflogen und schauen sich um und um, und Sperlinge fliegen schwärmend durcheinander. Die dunkeln Aeste an dem Aepfelbaum vor dem Hause bedecken sich mit spitzen Schneelagen, drüben am Nachbarhause ist vor der braunen verschlossenen Thüre ein Weg gekehrt, aber der fallende Schnee deckt ihn zu. Wie ist jetzt alles still und so heilig, und wie gut ist jetzt daheim sein!

So sprach es in einem Bauer, der, die Stirne an die Fensterscheibe gedrückt, hinausschaute in die stille Welt, und Gedanken mancher Art schwirrten noch dazu still in seiner Seele, wie die Schneeflocken draußen, und sie deckten alles zu, was sonst den Menschen bewegt, im Schaffen und Sorgen, und er ließ sie gewähren. Plötzlich wurde er unterbrochen, denn er hörte trappelnde Tritte vor seiner Thüre, wie wenn sich einer den Schnee von den Füßen schüttelt. Die Thüre öffnete sich, und herein trat der Nachbar Jörg, der mit noch zwei andern Bauern die ganze Einwohnerschaft der Anhöhe ausmachte.

„Heut machts gut 'runter," sagte Jörg, „man kanns nicht wagen, zehn Schritt vom Hause wegzugehen, man kennt sich beinahe nirgends mehr aus. Wollen wir eins spielen?"

Und bei diesen Worten zog er ein Spiel Karten aus der Tasche und mischelte.

„Mein Vater selig hat einmal gesagt:" erwiederte Christoph, und eine Röthe drang ihm bis in die Schläfe, „wer am hellen Tag spielen kann, ist nicht werth, daß ihn die Sonne bescheint. Steck' ein. Du kannst ja schreiben, ich kanns leider Gottes nicht; mach meinem Peter da eine Vorschrift. Der Bub weiß nicht, was er mit sich anfangen soll."

Zwar unwillig, aber doch geschmeichelt wegen seiner besondern Kunst, die zur Zeit wo dies geschah noch seltener war, als heutigen Tages, begann Jörg einige Worte zu schreiben, wobei er aber weidlich auf schlechte Tinte und Feder schimpfte und zuletzt sagte: „Unser Kaiser, der doch immerfort mit den Schulen zu thun hat, sollte Befehl geben, daß alle Kinder Federn schneiden lernten."

„Das wird er auch!" sagte Christoph, „Joseph denkt an Alles."

„Ja, aber aus den Schulen macht er viel zu viel Wesens. Vom Schreiben und Lesen kriegt man nichts in den Magen und nichts in den Sack, und wenn man die Verordnungen liest, meint man, man brauche weiter nichts um glücklich zu sein, als in die Schule gehen. Der Lehrer kann schreiben, und mein Oberknecht ist zehnmal besser dran als der, und weiß doch nicht, wie man eine Feder in die Hand nimmt, und was für ein Unterschied zwischen einem A. B. C. und einer Mistgabel ist. Die ganze

Schulmeisterei ist für nichts. Für unsereins, ich wills nicht leugnen, hat es sein Gutes, aber wozu brauchen das die Kinder der Armen auch zu lernen?"

„Das ist sündhaft," sagte Christoph, „ich gäbe einen Finger von der Hand drum, wenn ich lesen und schreiben könnte. Jetzt weiß ich nur was ich höre, und was man mir sagt, und von Menschen die leibhaftig vor mir sind; wenn ich aber lesen könnte, wäre jetzt ein braver Mensch bei mir, der vielleicht tausend Stunden Wegs von mir, und vielleicht schon gestorben ist, und er sagte mir, was er erfahren, und was ich mir auch zu Nutzen machen kann. Unser Kaiser hat Recht. Die Gedanken allein sind's, die die Menschen regieren, und drum soll Jeder wissen, wie's in der Welt ist, dann wird er bei sich besser daheim! Komm Peter," rief Christoph plötzlich, und er richtete sich straff auf, „komm Peter, lege deine Schreiberei weg und zieh dich an, und du Mutter, gib uns ein gut Stück Brod und Käse, mach' hurtig, Peter, ich geh mit dir in die Schule."

„Aber das Kind versinkt ja in dem Schnee!" rief die Frau ängstlich.

„Aber ich nicht," antwortete Christoph seinen Schafpelz anziehend, „ich trag' ihn auf meinen Armen."

Und über eine Weile schauten Jörg und die Frau zum Fenster hinaus und sahen Christoph nach, der, seinen Sohn in den Armen, den Berg hinabschritt, dem Städtchen Wohlau zu.

In dem Städtchen sprach Christoph eine Weile allein mit dem Schulmeister, dann saß er nicht weit von ihm vor den versammelten Kindern, und hielt eine kleine Fibel in der rauhen Hand.

Tagtäglich trug nun Christoph seinen Sohn zur Schule,

und kehrte am Abend so wieder mit ihm heim. Fast noch mehr als die Schule erquickte den Vater der Weg hin und her, denn er lernte jetzt das Herz und die Gedanken des Kindes in ungewohnter Weise kennen; es stellte Fragen an ihn, die er nicht immer beantworten konnte, aber die Seelen von Vater und Kind wuchsen dadurch immermehr in fester Liebe in einander, und ohne es wissen zu lassen, daß er selber dabei lernte, hörte er dem Knaben die Schulaufgaben ab und machte mit ihm die Reinschriften.

Anfangs spöttelten die Nachbarn über den seltsamen Mann, bald aber ließen sie sich selbst von seinem Beispiele bestimmen, und am Morgen sah man jedesmal die vier Väter, Jeden mit einem Kind auf dem Arme, hinabziehen nach der Stadt.

Auf dem Hin- und Herwege, besonders aber auf dem letztern, gab es mancherlei Gespräche, und Jörg der Zweifler behauptete, es sei nicht den hundertsten Theil der Mühe werth, was solch ein Kind oft an einem Tage lerne; wenn man's bei Licht betrachte, wüßten die Kinder heute kaum etwas mehr als gestern, und so hätten die Versäumnisse gar nicht so viel zu bedeuten.

Dagegen aber erwiederte Christoph: man merke ja draußen am Felde auch nicht, wie viel oder wie wenig seit gestern gewachsen sei, und das höre doch niemals auf, und höre es einmal auf, so sei es abgestorben und man habe keine Frucht zu hoffen.

Der Schulchristoph, denn diesen Beinamen hatte ihm Jörg gegeben, behielt meistens Recht, und die andern stritten nur mit ihm, um ihn reden zu machen, denn er war jetzt ganz gegen seine Art oft schweigsam und

redekarg. Die Dinge, die er in der Schule hörte, gaben ihm gar viel zu denken. Der Schulchristoph war ohne allen Unterricht, wie man sagt, wild aufgewachsen, aber ein unruhiges Denken und Sinnen lebte in ihm, und jetzt da er in der Schule als erwachsener Mann, der schon vielerlei gegrübelt hatte, die Dinge hörte, die man den Kindern lehrt, brachten sie ihn zu eigenem, schwerem Nachforschen. Was sonst in der Jugend eingelernt wird, um bald halb oder ganz vergessen zu werden, das bewegte jetzt die Gedanken des Mannes unaufhörlich.

Eines Tages als man von den Sternen gehört hatte, wie man ihren Lauf berechnen könne, und die Erde auch nur ein Stern sei, da fragte Peter auf dem Heimwege:

„Vater, woher weiß man denn, daß die Sterne so und so heißen?"

„Die Menschen haben unter einander ausgemacht, daß man sie so nennen will."

„Ja aber die Sterne wissen nichts davon?"

Der Vater drückte sein Kind an die Wange und sagte: „O Kind, die Dinge die über uns sind, können wir nur nennen, und das Weitere wissen wir nicht; wir Menschen sind nur ein bischen gescheiter als die Thiere, aber nicht viel. Eines aber ist, und in dem ist Alles, und vor ihm gilt's gleich, wie man's nennt, und Keines kann dem andern vorwerfen: du hast nicht den rechten Namen dafür. Die Menschen haben Gott bei verschiedenen Namen genannt, aber keiner weiß, wie er bei sich heißt, und es ist eins, wie man den Stern heißt, wenn man ihn nur kennt, und es ist eins wie man Gott heißt, wenn man ihn nur liebt. Denk' daran, Kind, wenn ich nicht mehr bin, daß es mich glücklich gemacht hat, zu

einer Zeit zu leben, wo ein Mensch regiert, der das auch eingesehen hat, und der da will, daß Niemand den Andern verfolgen und beschimpfen soll, weil er das was über uns und überall ist, anders nennt, als er."

Aber nicht immer war man in so hohen Gebieten, wie jetzt durch die Frage Peters, manchmal gab es auch allerlei Scherz und Neckereien, und über die stille Schneedecke hin erschallte oft lautes Lachen; dennoch hatte aller Scherz eine gewisse Grenze, denn man scheute sich, im Beisein der Kinder Mancherlei auszusprechen, was man sonst ohne Wahl in den Mund nahm, und das war ein Segen, der wieder von den Kindern auf die Eltern überging; die Menschen, die die Reinheit und Heiligkeit der Natur in dem Kinde achten, sind fromme Menschen, denn sie achten das, was ewig rein und neu ersteht.

Es war am zweiten Tage nach Neujahr, als die vier Väter auf ihrem Wege nach der Stadt plötzlich mit einem Halt! angerufen wurden und staunend umschauten. Ein Mann in pelzbesetzten Jagdkleidern, die Flinte in den Händen, kam auf sie zu und fragte: „Was habt ihr da, was ist das mit den Kindern?"

„Die sind unser eigen," erwiederte Jörg trotzig.

„Wohin wollt ihr mit den Kindern?"

„Das brauchen wir nicht zu sagen, bis man uns höflicher fragt," erwiederte Jörg abermals.

„Kennt ihr mich denn nicht?" sagte der Mann, „ich bin ja euer Gutsherr, von Wien zur Jagd hergekommen." Er schlug den Pelzkragen zurück und lüftete etwas die Pelzmütze; die vier Männer erkannten den Gutsherrn und setzten höflich grüßend die Kinder ab.

„Wollt ihr mir nun sagen," fragte der Gutsherr, „was ihr mit den Kindern vorhabt?"

„Ich hätte es Euch auch gesagt, wenn Ihr nicht der Gutsherr wäret," sagte Christoph, „wir tragen unsre Kinder in die Schule."

„Ja," rief Jörg dazwischen, „der Christoph hat uns dazu verleitet, und es geschieht halb und halb zur Kurzweil."

„Gut, gut!" sagte der Gutsherr, „ich kenne euch, ihr sollt weiter von mir hören," und paff! schoß er einen Hasen, der eben in Sicht gekommen war, nieder, pfiff seinem Hunde und schritt hinein in's Feld.

Von diesem Tage an war eine seltsame Unruhe in den Vätern und in den Kindern beim Schulgange. Sie wußten nicht, was die Worte des Gutsherrn zu bedeuten hatten, ja Jörg blieb nach und nach ganz weg, er hatte allerlei Ausreden, denn er wollte nicht gestehen, daß er fürchte, der Gutsherr sähe es gewiß als eine Rebellion an, daß man seine Kinder weiter bringen wolle als ehedem.

Es war um Lichtmeß, als die vier Väter mit ihren Kindern vor Amt beschieden wurden. Hier wiederholte Jörg nochmals, daß ihn Christoph dazu verleitet habe, Christoph aber trat vor und sein Antlitz leuchtete indem er sagte: „Ich kenne die Worte 1. Petri 3, 15: Seid allzeit bereit zur Verantwortung Jedermann. Ich bin es."

Der Amtmann lächelte und sagte: „Das könnt Ihr Euch gefallen lassen. Der Herr Baron hat Eure That, die ganz mit dem Geiste unsres hohen kaiserlichen Herrn übereinstimmt, Seiner Majestät berichtet, und diese haben folgendes Schreiben veröffentlichen lassen, das ich Euch hier mittheile." Er las nun ein Belobungsdekret, das der

Kaiser hatte ausfertigen und zur Belobung öffentlich bekannt machen lassen. Die vier Väter waren darin aufgeführt. Zuletzt übergab der Amtmann jedem Kinde im Namen des Kaisers ein ansehnliches Geschenk und empfahl den Eltern und den Kindern, in ihrem Lerneifer fortzufahren.

Wie glücklich war jetzt Christoph, daß er das Belobungsschreiben des Kaisers selber lesen konnte, denn so weit hatte er es bereits in der Schule gebracht, und er las es mit Thränen in den Augen. —

Der Schulgang der vier Väter und ihrer Kinder war aber dennoch von nun an ein veränderter. Christoph traf den Grund indem er einst sagte: „Freilich ist's gut, wenn ein unsichtbares Auge das was man still verborgen thut betrachtet und belohnt, aber es hat doch auch sein Uebles."

„Daß das Kaisergeschenk eigentlich ein Bettel ist," spottete Jörg. „Was sind denn 100 Gulden? das ist für den Kaiser kein halber Heller."

„Ich meine nicht das," wehrte Christoph ab, „es ist einem damit was genommen, wenn das bezahlt ist, was man eigentlich für sich gethan und was in sich die höchste Freude und den höchsten Lohn hat. Es ist nichts, daß man ausschaut und fragt: wie wird mir's vergolten? Sei froh, daß du das Rechte hast thun können, das ist die beste Vergeltung, das hat ja Gott selber so gestellt; aber freilich, die Menschen können nicht anders und der Kaiser gibt Orden, Belobungen und Geschenke und ich gönne ihm das, daß er das kann, er bekommt dadurch Theil an dem Guten was geschieht; aber Bezahlung gibt's doch nicht und soll's nicht geben."

Die stille innere Genugthuung der That war dahin,

aber Christoph ließ dennoch nicht davon ab und nach wenigen Jahren konnte Peter allein in die Schule gehen, nicht nur weil er stark genug geworden war, sondern auch weil sein Vater ihm entrissen wurde.

Der Schulchristoph war immer stiller und einsamer geworden, er las oft ganze Nächte in Büchern, die er, man wußte nicht woher, bekommen hatte, und wenn er allein ging, bewegten sich seine Lippen als ob er etwas spräche. Oft noch in der Nacht ging er zu geheimen Versammlungen, die in der Stadt gehalten wurden, und eines Tages erschien Christoph mit noch vielen Anderen vor Amt und erklärte als Sprecher, daß sie sich zu der neu entstandenen Sekte der Deisten bekennen, die jede übernatürliche Offenbarung und jede Nothwendigkeit der Ceremonien verwerfen, und nur eine Anbetung im Geiste gelten ließen.

Eine Zeit lang war alles in Ruhe und der Schulchristoph warb mit Feuereifer für die neue Gemeinde, die auch keinerlei geistliches Oberhaupt anerkannte, sondern Jeglichem aus ihrer Mitte gestattete, seine Ueberzeugung vor Allen auszusprechen. Ja der Schulchristoph selber, der stille einsame Mann, predigte einst im Freien vor einer großen Versammlung mit einer Begeisterung, die alle Hörer hinriß.

Nun aber kam die Verordnung Kaiser Josephs, die auf Ausrottung der Deistengemeinde abzielte. Ganz wie einst Kaiser Trajan gegen die Christen, so bestimmte die Verordnung, daß man Niemand nachforschen solle, zu was er sich bekenne; wer sich aber öffentlich zu der neuen Sekte bekannte, der sollte bestraft werden. Den Deisten wurden nicht nur 10—25 Stockprügel ertheilt,

sondern die Männer wurden auch noch je zu fünf Personen unter die ungarischen Militärcorps gesteckt, in die slavonischen, siebenbürgischen, galizischen und andern Regimenter zerstreut und ihre minderjährigen Kinder öffentlichen Anstalten übergeben.

Auch den Schulchristoph traf dies harte Loos. Er ertrug es geduldig; er starb bald an der türkischen Grenze.

Diese Verordnung Kaiser Josephs gibt eine allgemeine Lehre: Auch die Sonne hat ihre Flecken, auch die edelsten Männer verfallen oft in Irrthümer und Härten. Ein Mann, der das Gesetz in seiner persönlichen Machtvollkommenheit, in seinem eigenen Gutfinden darstellt, erscheint doch stets nur wie ein Wunder, d. h. wie ein Ereigniß, das aus der gewohnten Reihe der Naturerscheinungen, wenn auch oft segensreich, heraustritt; verlassen kann man sich nur auf die Stetigkeit des Gesetzes, die unabhängig sich darstellt von dem Belieben. Das Gesetz ist heiliger und fester als jede noch so väterliche Wohlmeinenheit.

Kaiser Joseph, der für Denkfreiheit glühte, und selbst als der Papst sich herbeiließ ihn in Wien aufzusuchen, nichts von seinen Grundsätzen nachgab, Kaiser Joseph behandelte eine Sekte, die keinerlei Friedensstörungen verursacht hatte, mit solcher Grausamkeit. Wohl kann man sagen, er sah durch diese Ausscheidenden seine Plane durchkreuzt, denn er wollte die bestehenden Religionen von inneren Irrthümern und äußerem Druck befreien helfen, und es mochte ihm bedrohlich erscheinen, daß die Eifervollen und frei Strebenden aus der gewohnten geschichtlichen Genossenschaft ausschieden und vielleicht zu Ausschreitungen gelangten, die sich andere Sekten hatten

zu Schulden kommen lassen. Man kann wohl dieß und noch vieles Andere zur Erklärung und Entschuldigung beibringen, dennoch hebt es die Grausamkeit nicht auf; sie ist und bleibt ein Flecken an der sonst so edlen und hochherzigen Erscheinung Kaiser Josephs. Sollen wir nun daraus lernen, daß wir nirgends unbedingt und allseitig verehren dürfen? Nein! Solche Flecken im Leben der Besten lehren die Demuth, die uns zeigt, daß Niemand sich selbst oder Andere zu überheben berechtigt ist. Wir ersehen daraus, daß die Menschenschwäche überall waltet und daß es Niemand gibt, der nicht der Leidenschaft, dem Irrthum und der Gewohnheit verfällt. Die Liebe zu dem Guten wird dadurch nicht beeinträchtigt, wir müssen das Edle und Helle fassen und erkennen bei allem Schatten und allem Dunklen, das sich damit verbindet und es nicht, wie so oft geschieht, darüber vergessen.

5. Der Todtengräber.

Es ist ein Schnitter, der heißet Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott,
Heut wetzt er das Messer,
Es schneid't schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's erleiden.

So sang ein alter Mann, auf einem Grabhügel sitzend, Hacke und Schaufel im Schoße, vor einem frisch geschaufelten offenen Grabe. Er sang sein Lied in den verglühenden Abendhimmel hinein und sein Haupt, mit spärlichen weißen Haaren bedeckt, erglänzte im Wiederschein der Abendröthe. Dabei war er aber keineswegs traurig, sondern ließ seine Pfeife nicht ausgehen und schmauchte behaglich in den Abendnebel hinein, der sich jetzt niedersenkte.

„Grüß' euch Gott, Alter," rief plötzlich ein stattlicher schlanker Mann in grauem Rocke über den Zaun. Der Alte nickte dankend, ohne sich zu erheben, und bald stand der Mann im grauen Rocke bei ihm. Es war Kaiser Joseph, denn er liebte es, nicht nur wo er unerkannt sein wollte, in unscheinbarer, keine Auszeichnung tragender Kleidung einherzugehen, sondern auch da, wo er erkannt sein wollte, in einfach bürgerlicher Tracht zu erscheinen.

Nur wo es militärische Uebung und Thätigkeit galt, erschien er im Soldatenkleide, und er sagte oft: „Dieses bunte Kleid darf nur ein zeitweiliges und vorübergehendes sein, bei meinem Volke wie bei mir selber. Ich will beweisen, daß ich nicht nur der erste Soldat im Lande bin, sondern auch und vor Allem der erste Bürger, und die Bürger sollen erkennen, daß ich ihre Tracht und ihren Stand, worin die Nahrung geschaffen wird für Alle, auch vor Allem ehre und hochhalte."

Jetzt stand der Kaiser unerkannt vor dem Alten und sagte: „Grüß' euch Gott, Alter! Es muß ein traurig Geschäft sein, was ihr da habet?"

„Freilich!" lautete die Antwort, „aber es sieht sich doch trauriger an als es ist. Des Einen Tod des Andern Brod! heißt es in der ganzen erschaffenen Welt. Die Thiere fressen einander, und das Menschengethier macht's nur ein bischen säuberlicher. Man kriegt den Lohn für seine Arbeit, sei es Schreiben, Weben, Pflügen oder Graben, und es gibt sogar Menschen, die sich dafür bezahlen lassen, Geschöpfe ihrer eignen Gattung umzubringen, und das thut doch, so viel ich weiß, außer dem Wolf kein Thier. Schaut, die Drossel dort auf dem Baume bringt eine Fliege um und verspeist sie, aber man hat noch keine Drossel gesehen, die eine andere Drossel umgebracht hat."

„Es scheint doch," erwiderte der Kaiser, „es scheint doch, daß etwas von der Trauer eures Geschäftes euch ins Herz gedrungen; ihr seid wohl gar ein Menschenfeind?"

„Das heißt so viel als ein Narr, denn wer ein Menschenfeind ist, ist ein Narr und wahrscheinlich ein

eingebildeter Narr, der sich allein liebt, und sich allein für den rechten Menschen hält. Nein, guter Herr, ich habe nur so meine eigenen Gedanken; aber fragt drunten bei der Gemeinde nach, ich bin so wenig ein Menschenfeind als unser Kaiser ein solcher ist. Aber ihm könnt' ich fast feind sein, wenn ich ihn nicht sonst so lieb haben müßte, warum pfuscht er mir in mein Handwerk?"

„Der Kaiser? Wie denn?"

„Wie denn? Ungeschickt, wenn auch noch so wohlmeinend. In Einem hat er freilich Recht, daß er es nicht mehr duldet, daß die ohne Taufe verstorbenen Kinder abgesondert und wie Verbrecher begraben werden müssen. Wenn es eine Sünde wäre, ungetauft zu sterben, hätte Gott die Kinder müssen getauft auf die Welt kommen lassen; aber mit der andern Leichenordnung hat er dem Ochs in's Aug' geschlagen. Es ist ein Grausen, zu verbieten, daß einem die sechs Bretter mitgegeben werden und zu befehlen, daß alle Leichen ganz bloß, ohne Kleidung, in einen leinenen Sack eingenäht, mit ungelöschtem Kalk beworfen und gleich mit Erde zugedeckt werden."

„Euer Widerstreben ist nur ein Vorurtheil. Der Kaiser hat ja ausdrücklich den Grund erklärt, weil es bei Begrabungen kein andres Absehen haben kann, als die Verwesung so bald als möglich zu befördern. Darum sind diese Anordnungen getroffen."

„Nein Herr, das ist und bleibt eine Hartherzigkeit! Gebräuche, die durch Gewohnheit und nicht durch ein Gesetz aufgekommen sind, können auch nur durch Gewohnheit und nicht durch ein Gesetz abgeschafft werden. Und wenn man bedenkt, daß kaum vor zwei Tagen diese Hand, diese Augen, dieser Mund, einem das Liebste auf

Erden waren, so thut es eben tief in der Seele weh, das so herzlos und hart behandelt zu sehen."

„Warum? Ihr könnt ja denken — warum denkt ihr nicht einen Schritt weiter: was fragen die Würmer und Maden nach alle der Liebe? Der Staub ist bestimmt Staub zu werden, und daß er das werde ohne den Lebenden zu schaden, das will das Gesetz bewirken, weiter nichts."

„Ja, Herr, ihr habt vielleicht eine Gruft und laßt dort die euch angehören beisetzen."

„Der Kaiser hat auch verboten, um die schädlichen Ausdünstungen der Verwesung zu vermeiden, daß fortan Leichen in den Kirchengrüften beigesetzt werden."

„Ja und sagt nur das Andere auch noch. Und er hat befohlen, daß man Maßregeln dafür treffe, den Leichenacker fortan außerhalb des Dorfes anzulegen. Will er denn die Menschen vergessen machen, daß sie sterben müssen? Herr, ich bin Nachtwächter und Todtengräber, und wenn ich Nachts die Stunden anrufe, und wenn ich über den Leichenacker, an der Kirche vorbei, nach dem untern Dorfe gehe, da kommen mir allerlei Gedanken, und die Todten stehen auf und sagen mir: wirf hinter dich allen Kummer und alle Sorgen, über eine Weile bist du bei uns. Und wenn die Kirchgänger zur Kirche gehen, da thut es gut, daß der Leichenacker die Schwelle sei, über die man schreitet."

„Ihr irrt euch, so wohl ihr es auch meinet," fiel hier der Kaiser ein, „wird der Leichenacker zum täglichen Verkehrswege, so vergißt man durch alltägliche Anschauung die Gedanken, die er erwecken sollte, und es ist gut, daß dem so ist; denn inmitten des Lebens sollen wir uns des

vollen Lebens erfreuen und die gesunde Kraft bethätigen. Es fördert oft die Trägheit, wenn man allezeit an das gemessene Ende denkt. Nur von Zeit zu Zeit thut es gut, sich vor Augen zu halten, daß Alles sein gesetztes Ende hat, aber nur, um zu arbeiten so lange es noch Tag ist. Man muß handeln und wirken als ob man ewig lebte —"

„Und als ob man stündlich stürbe," lautete die Antwort, und . . .

Die Nacht war hereingesunken und der Kaiser fuhr in hoher Erregung fort:

„Ich will die Gräber nicht entweihen, heilig sei das Ausschauen nach ihnen. Ich weiß was es heißt, sein eigen Herz mit einem andern hinabgesenkt zu sehen in den dunklen Schoß der Erde, heilig ist damit das ganze Erdreich; ein Volk, das seine Gräber nicht ehrt, hat keine Liebe zum Vaterlande, keine Liebe zur Ewigkeit, keine Liebe zu Gott, der da ist das Leben der Vergangenheit, unserer Tage und der Zukunft, in dem kein Tod und kein Sterben ist, nur ein ewiger Wechsel im ewigen Gesetze."

Der Kaiser schaute sich um, es stand Niemand vor ihm und er hörte keine Stimme. Hatte er mit sich selbst gesprochen? War das eine wirkliche oder eine eingebildete Erscheinung, die ihm Rede gestanden war? Wo war sie hin? War ihm der Todtengräber Zeit erschienen, der seine Gesetze, die aus reiner Fürsorge für die Menschen geflossen waren, zerstörte und begrub?

Die Haare standen ihm zu Berge und er schauderte, er faßte an sein Herz, das schlug heiß und voll, das lebte noch, und seine Pulsschläge maßen die Zeit, und

fast laut vor sich hin sagte er: „Mein ganzes Leben ist ein Pulsschlag im Herzen der Ewigkeit.“

Der Todtengräber war plötzlich in die Grube hinabgesprungen, und jetzt schaufelte er und kümmerte sich nichts mehr um den Fremden.

Der Kaiser kehrte zurück, aber aus der Grube hörte er hinter sich singen:

Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's erleiden.

Warum hatte sich nur der Mann so erschreckend von ihm entfernt? War's der Geist seines Volkes, der sich von ihm entfernte, weil er ihn noch nicht begriff? Der Kaiser athmete tief auf, und fast stand ihm sein Herz still. „Gebräuche können nur durch Gewohnheit und nicht durch Gesetze abgeschafft werden,“ sagte der Kaiser oft vor sich hin, während er raschen Schrittes dahinging; aber stillestehend sagte er sich wieder: „und doch sind es wiederum die Gesetze, die die Gewohnheiten schaffen.“

Es kamen vielerlei Klagen gegen die Einführung der neuen Leichenordnung, und der Kaiser gedachte oft jenes Todtengräbers in der Nacht, dem er nicht mehr nachgeforscht hatte. Und zwei Jahre nachdem jenes Gesetz erschienen war, erließ der Kaiser ein neues, worin er erklärte, daß er mit jener Verordnung keinerlei Zwangsmittel geben wollte, sondern nur Belehrungen damit aufgestellt habe, die Jeder nach bestem Ermessen befolgen oder unterlassen könne.

Und das eben, daß Joseph solcherlei Widerruf so oft geben mußte, das brachte ihm den Tod, und er nannte sich einmal scherzweise seinen eignen Todtengräber.

Der Segen des Großvaters.

Bruchstück aus den Aufzeichnungen des Pfarrers vom Berge.

Wie viel tausend Menschen leben, und sie wissen nicht, daß sie leben; nie hob sich ihre Brust in dem Gedanken, daß sie hier mitten inne stehen im schaffenden und treibenden, ewig sich bewegenden All, daß sie eine Blüthe am Baume der Menschheit sind, ein Klang in der Harmonie der Welt, und Duft und Klang spricht: Ich bin.

Wie viel tausend Menschen sterben, und sie wissen nicht, daß sie sterben; nie zitterte ihre Brust in dem Gedanken, daß sie heraustreten aus dem schaffenden und treibenden, ewig sich bewegenden All, in ein geheimnißvolles Jenseits, daß die Blüthe abfällt vom Baume der Menschheit, und die fallende Blüthe und der verhauchende Klang spricht: Ich sterbe.

Wer einmal den Gedanken des Todes durch seine ganze Seele dringen, seine Schauer durch sein Gebein rieseln fühlte, wer sich dann wieder aufraffte, und seine ewige Menschenseele festhielt in der Vergänglichkeit des Erdenlebens, der allein lebt — ist wiedergeboren.

Jener starre, trübsinnige spanische König, der sich alles Erdentandes entkleidete, die Herrlichkeiten der Majestät ablegte und selbst sein Leben eine Weile hingab, um

die Erdschollen über seinem Haupte rauschen und fallen zu hören, die einst seinen Leib decken würden, der sich lebendig begraben ließ und dann wieder auferstand, und die kurze Spanne Zeit in frommer Beschaulichkeit zubrachte — was that er anders, als daß er durch diese äußeren Mittel sich von Todesschauern durchdringen lassen wollte, um dann um so tiefer und lauterer das Leben zu fassen, das ihm hinieden noch verliehen war?

Wir bedürfen aber dieser äußeren Mittel nicht. Im Geiste sollen wir sterben und im Geiste wieder auferstehen. Das auch ist die unüberwindliche erlösende Macht, die wir aus dem Leben und Sterben hoher Menschen empfangen, die für einen erhabenen Gedanken lebten und freudig für ihn in den Tod gingen, daß wir mit ihnen leben und leiden, uns mit ihnen gestorben fühlen und dann das ewige Leben empfinden, dessen Anfang wir wissen, dessen Fortgang wir glauben. Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen. Wer sich einmal abgelöst, aufgelöst aus dieser Welt, und sich im Tode erschaut hat, der ist erlöst und lebt, lebt ewig.

Wer will dir etwas anhaben mit Vorspiegelungen der Eitelkeit, oder mit Drohungen der Gewalt? Du hast dein eigenes Leben, dieses ganze Erdensein zusammengebrochen und wieder aufgebaut, und du stehst neu geboren, frei in ihm. Du hast dein Leben nicht von dir geworfen um das Erdensein zu verachten, in gebrochener, markloser Demuth den Nacken fremden Gewalten zu beugen; du hast das Leben in seiner ewigen Schönheit wiedergewonnen als ein heiliges und freies, trotzend allen unheiligen Machtgeboten. Du bist gestorben und lebst wiederum, froh und frei.

Doch wohin schweifen meine Gedanken! Wer gibt ihnen die Schwingen, daß sie sich hinausheben in den Tod und in das Leben, wie ich es ahne und in heiligen Augenblicken erschaue? Hier sitze ich in stiller Nacht, die Sterne kreisen in ihren ewigen Bahnen, mein Geist schwebt über die Erde, mein Auge brennt, meine Hand zittert . . . . Ich will euch die Geschichte erzählen, wie ein Tod mich frühe in's Leben einführte. Doch weiß ich, daß ich euch nicht das Ganze geben kann. Der Ton, mit dem das vorgebracht wurde, was ich hier niederschreibe, dieser Ton war das Ergreifendste, und doch kann ich ihn nicht fesseln; der Ausdruck der Augen und des Mundes war so herzgewinnend, und Ton und Auge und Mund, wo sind sie? Was man zu erzählen hat von Menschen, die einem lieb gewesen, es ist nur ein Schatten, denn sie selber fehlen dabei. Was wir erben und vererben aus der Vergangenheit, es ist nur der dürftige Niederschlag eines reicherfüllten Lebens. Du bist nicht gestorben, edler Großvater, dessen Antlitz die Wohnstätte der Weisheit war. Wie du auch jetzt lebest, welches das Gewand deines Seins, ich kann dich nicht fassen als Geist; du stehst vor meinem Auge, wie du leibtest und lebtest, wie du liebend und wirkend in unsrem kleinen Kreise einherwandeltest.

In solchen stillen, sternglitzernden Nächten, wie jetzt eine über der Erde ruht, saßest du oft bei uns auf jener Bank vor dem Hause; ich schmiegte mich an deinen Schooß und du erzähltest uns von den Freuden und Leiden der Welt.

Wie gern möchte ich jetzt alle Menschen zu deinen Zuhörern machen und deine Worte in ihre Seele pflanzen! Kann euch aber ein Baum erzählen von dem Sonnen-

schein, der das erste junge Pflänzchen begrüßte? Und doch klingen mir noch viele deiner Worte wie ein Hall aus einem Dasein, das dem jetzigen vorausgegangen, in der Seele nach.

Als du einst sagtest: „Alles Gute kommt von Gott,“ erwiderte ich, an „Gutchen,“ d. h. Süßigkeiten denkend: „Aber nicht wahr, Großvater, der Zuckerbäcker macht's?“

Da nahmst du mich auf den Schoß und streicheltest mir die Stirne und erklärtest mir, wie Gott das Gute durch die Hand der Menschen bereiten lasse, damit sie einander lieben und helfen, und wenn sie einander lieben, so lieben sie auch Gott, der ihre Herzen zu einander geführt.

Könnte ich mich nur noch deutlich erinnern, welch ein Tumult in meiner Seele gewesen sein muß, als ich zuerst vom Weltgetümmel hörte.

Napoleon war geschlagen, die Alliirten verfolgten ihn und in unser stilles Dorf drang plötzlich die Weltgeschichte.

Als die erste Einquartirung kam, verkrochen wir Kinder uns in den Stall, aber wir wurden geholt und am hellen Tage in's Bett gelegt. Ich vergesse das nie, wie ich am Nachmittage im Hinterstübchen im Bette lag, und von ferne in ungekannter Sprache schreien hörte. Es war mir, als wären das gar keine Menschen, sie hatten wol Stimmen wie Menschen, aber sie sprachen nicht wie Menschen, denn man verstand kein Wort.

Als wir russische Einquartirung hatten und der Flederwisch, wie wir den Mann mit dem großen Barte nannten (er hieß wahrscheinlich Feodorowitsch), mich immer küssen wollte und ich Abscheu vor ihm hatte, da sagte mir der Großvater: „Die Russen sind auch Menschen, wie wir,

du mußt sie auch lieb haben, aber küssen braucht dich der Flederwisch just nicht.“ Nie werde ich den Anblick vergessen, da ich den Großvater bluttriefenden Antlitzes in dem großen Lehnsessel liegen sah, seine Hände zitterten wie vom Winde geschüttelte Zweige, und sein Mund bewegte sich immer auf und zu. Der Flederwisch hatte mit aller Gewalt verlangt, meine schöne Muhme Magdalene solle mit ihm zu Tanze gehen; er tobte und raste nun wie ein Wüthender, da man die Muhme Magdalene außer dem Hause verborgen hatte. Wir Kinder drückten uns vor Angst tief in die Betten. Da stand der Großvater auf und ging mit meinem Vater in die Stube. Der Flederwisch blieb — wie man mir erzählte — eine Weile starr stehen und hielt den Säbel, den er ergriffen hatte, vor sich nieder, da er den Großvater mit seinem hehren Antlitze und erhobenem Zeigefinger eintreten sah. Kaum aber ist diese Minute der Ehrfurcht vorüber, holt er aus, haut wüthend um sich und trifft den Großvater auf die Stirne. Er stürzt nieder. Als mein Vater das sieht, faßt er den Flederwisch, wirft ihn zu Boden, schreit um Hülfe, Alles eilt herbei und sie knebeln den Flederwisch. Der Großvater wurde nun in den Sessel gelegt, die Wunde war nicht gefährlich, der Säbel hatte ihn nur gestreift. Wir Kinder, die aus den Betten herbeigesprungen waren, standen weinend umher, bis der Großvater wieder redete. Flederwisch erhielt andern Tages fünfzig Prügel. Er hat sie wohl bald verschmerzt. Der Großvater aber behielt seine Narbe auf der rechten Seite der Stirne sein Leben lang.

Unsere Dorfkirche war zu einem Spitale hergerichtet und eine Nervenkrankheit, man nannte sie damals die

Russenkrankheit, raffte viele aus dem Dorfe mit den Fremden dahin. Gegen die Ungarn hatte ich früh ein starkes Aber. Sie hatten mir meinen Pathenthaler mit fortgenommen, denn sie verlangten stets baar Geld und dazu noch etwas für den Wachtmeister, und mir wurde erzählt, daß sie meinen Vater mit dem Bajonnet gekitzelt und auf ihn angelegt hatten, bis er ihnen das einzige Baare im Hause, meinen Pathenthaler, auslieferte.

Von den Franzosen erinnere ich mich nur, daß wir vor ihnen in den Wald geflüchtet sind und die Erwachsenen klagten dort immer, daß daheim gewiß alles ausgeraubt sei. Uns Kindern aber gefiel die Zigeunerwirthschaft gar sehr.

Aber alle diese Welthändel sind mir nur wie ein Kindertraum und nur durch spätere Erinnerungen aufgefrischt, desto fester steht aber in mir das Leben mit meinem Großvater.

An stillen Sommernachmittagen, wenn alles im Felde war, saß ich oft bei dem Großvater auf der Steinbank unter der Rathhauslinde. Ich hütete mein kleines Schwesterchen, das jetzt schon lange beim Großvater ist. Da kam der alte Martin auch oft und setzte sich zum Großvater. Ich sehe ihn noch, wie er, die beiden Hände zwischen die Knie geklemmt, gebückt da sitzt. Der Großvater sprach wenig und der Martin auch. Nur bisweilen fing dieser an, über alle Leute im Dorfe loszuziehen und sie schlecht zu machen. Dabei hatte er immer die Redensart: „Ich sage alles gerade heraus!“ Da sagte einmal der Großvater: „Sagt's lieber gerade in euch hinein, seid der deutsche Michel gegen euch selber und seht, wie's da aussieht.“ Wenn der Martin fortan von ferne kam, so sagte

der Großvater meist zu mir: „Geh du jetzt heim, gib mir die Marie auf den Schooß und führe du die Ziege hinaus."

Der Großvater trank gern Ziegenmilch und deswegen hielten wir neben unsern acht Kühen eine Ziege; die Versorgung derselben war mein Amt. Wenn ich nun draußen an den Halden und Hecken am Seile die Ziege hielt, daß sie frische saftige Läublein verschmauste, da dachte ich oft: „Ah! das gibt gute Milch, und das wird dem Großvater wohl schmecken." Da war ich dann seelenvergnügt. Ich merkte mir die Stauden, die, wie man sagt, gute Milch geben. Ich vermied sorgfältig den aufgeschossenen hohlen Hollunder und lenkte meine Untergebene dahin, wo sie die nahrhaften Spitzen der Buchenhecken, des Flieders, der Haselstaude u. s. w. nahe oder auf die Hinterfüße gestellt erschnappen konnte. Wenn die Ziege so gierig knupperte und schmatzte, da bekam ich oft fast selber Lust, solche Läublein zu verzehren. Ich dachte dann auch oft an den König Nebukadnezar, von dem der Großvater erzählte, daß er, nachdem er alle Hofspeisen durchgekostet hatte, Gras verzehrte. Die Ziege hatte auch ihren Eigensinn. Im Stalle fraß sie das Laub, das ich ihr heimbrachte; wenn ich ihr aber draußen eine Staude abbrach und hinhielt, schnüffelte sie daran herum und wollte nicht einbeißen, oder riß sich höchstens ein Blatt ab.

Meine ruhigste Zeit war, wenn die Ziege ihre roh verzehrte Speise sich kochte, oder wie man's nennt, wiederkäuete. Da legte ich mich auch nieder und ließ mich von der Sonne bescheinen, oder ging nach Vogelnestern aus.

Bisweilen, wenn ich an der Halde am Speckfelde meine Ziege hütete, kam auch der Großvater zu mir

heraus, setzte sich zu mir und erzählte mir allerlei Geschichten. Ich wollte, ich könnte sie getreu wiedergeben, denn wenn ich auch manche später in Büchern gefunden habe — der Großvater las gern — so meine ich doch, das sind nicht die besten. Vielleicht komme ich einmal dazu, einige wieder zu erwecken. Seltsamer Weise ist mir ein Gleichniß von ihm tief in der Erinnerung geblieben. Er erklärte mir einst, daß die Ziege, wenn man ihr die feinen Laubschosse gesammelt als Futter in den Stall bringt, wie ich oft bemerkt, mehr davon verderbe als auffresse, während sie dagegen, wenn sie draußen an den Hecken sich das Futter selber holt und sich oft weit ausrecken und strecken muß, alles mit Stumpf und Stiel verzehrt was sie abgebissen hat. Und so sagte er, ist das auch ein Gleichniß für viele Menschen; auch diese werden viel haushälterischer, erfreuen sich ihrer Nahrung viel mehr, wenn sie sich solche holen, als wenn man sie ihnen in die Krippe gibt.

Ich sah den Großvater meist schon lange, wenn er durch die Wiese daher schritt. Er ging langsam aber aufrecht, nur bisweilen blieb er stehen und scharrte mit dem Fuße die Steine hinweg, die in dem Fußweg lagen. Der gute alte Mann! Er bahnte noch gern anderen den Weg, daß sie ohne Hindernisse weiter schreiten konnten.

Wenn ich ihn so von ferne kommen sah, jubelte alles in mir und ich fing an laut zu jodeln und zu rufen, daß mich die Ziege oft verwundert ansah, dann aber schnell weiter fraß. Oft dauerte mir's aber zu lang, bis der Großvater herbeischlich. Ich band meine Ziege an einen Baum oder dicken Strauch, sprang dem Großvater entgegen und führte ihn an der Hand. Dann ließ er mich

bisweilen los, und ich mußte die Steine vom Wiesenweg auf die Straße tragen. Wie selig saßen wir dann bei einander!

Einstmals aber habe ich den Großvater sehr gekränkt und er that mir auch sehr wehe.

So einsam eine Ziege hüten, ist oft einem Kinde auch langweilig. Wenn ich genug mit dem langen Seile gespielt und daraus allerlei Wellen und Schlangen geschnellt hatte, wenn ich genug gesungen oder den Bienen ihr Summen nachgespottet hatte, suchte ich nach etwas anderem.

Hinter dem Gartenzaun des Kohlenbauers, wohin mich mein Hirtenleben oft führte, waren mehrere Kühe, Rinder und ein Füllen, welche weideten. Durch Rufen und Werfen und allerlei Mittel scheuchte ich nun oft das Vieh auf und brachte es mehreremale dahin, daß das Füllen über den Zaun sprang und man es mit Mühe wieder einfangen mußte. Dann machte ich mich mit meiner Begleiterin schnell davon, ich glaubte, niemand ahne den Thäter. — Eines Tages, als ich wieder ein großes Halloh machte, spürte ich plötzlich auf meiner bloßen Wade — denn ich ging barfuß mit ledernen Kniehosen — etwas wie einen scharfen Schnitt. Ich schaute mich um, der Großvater hatte hinter einer Hecke gesessen und mit einer langen Peitsche nach mir gehauen. Es mußte, ohne sein Wissen, etwas Scharfes, ein Steinchen oder ein Nägelchen, in die Treibschnur eingeknüpft gewesen sein, denn ich spürte einen heftigen Schmerz und das Blut rann an mir herab. Ich jagte nun über Hals und Kopf nach Haus und klagte: der Großvater habe mich geschlagen. Als man die blutige Wunde sah, schalt und zankte alles. Die Wunde war ausgewaschen und verbunden, ich saß auf der Ofenbank und aß ein Stück Honigbrod, als endlich auch der Groß-

vater zurückkam. Sogleich fiel alles mit Zanken und Schelten über ihn her. Hier sah ich einen Schmerz in seinem Gesichte, den ich sonst nie an ihm gesehen habe, selbst damals nicht, als der Flederwisch ihn mit seinem Säbel getroffen hatte. Er blickte mich wehmüthig an und schaute dann, ohne ein Wort zu erwiedern, sich rechts und links um. Ich weiß nicht, ob ich einsah, daß ich den Großvater gekränkt hatte, da ich ihn bei andern Leuten verklagte, so viel aber erinnere ich mich, daß ich schnell aufstand, ihm die Hand gab und sagte: „Kommet Großvater, wir wollen fortgehen."

Wir gingen fort, unsere Versöhnung war schnell und innig.

Mein Oheim Adam erzählte mir, er habe eine Zeit gehabt, da er das Nachtschwärmen liebte und oft spät nach Haus kam. Mochte es aber längst nach Mitternacht sein, stets traf er den Großvater noch wach, in der Stube sitzend, in einem Buche lesend, oder eine Pfeife rauchend. Dann mußte sich Adam zu ihm setzen und mit ihm von allerlei guten Dingen sprechen. Dabei sah ihn der Großvater oft ruhig und durchdringend an. Nie sagte er ein Wort über diese Nachtschwärmereien, nie ging er auf Zureden ein, sich ungestört Ruhe zu gönnen, und Adam sagte mir: er habe in dem Gedanken, daß er noch seinen Vater sprechen und ihn mit freiem Blicke anschauen müsse, manchen Fehl unterlassen, zu welchem ihn Jugendmuth und lustige Gesellschaft verleitet hätten. Auch kehrte er bald früher nach Hause, da er seinen Vater nicht warten lassen wollte.

Vielen Kummer hat indeß mein Oheim Adam über den Großvater gebracht. Von unbezähmbarer Wanderlust

fortgetrieben, hatte er das elterliche Haus verlassen und man hatte viele Jahre keine Kunde von ihm erhalten. Der Großvater seufzte oft stille über ihn, denn seine Seele hing mit besonderer Liebe an diesem seinem jüngsten Sohne. Er war mit dem Erzvater Jacob vergleichbar, der um seinen Joseph trauerte. Und als endlich Adam mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen aus Amerika zurückkehrte, da sprach er auch fast mit den Worten der Schrift: „Ich will nun gern sterben, nachdem ich dein Angesicht gesehen habe, daß du noch lebest. Ich habe dein Angesicht gesehen, das ich nicht gedacht hätte, und siehe, Gott hat mich auch deine Kinder sehen lassen."

Der Großvater galt in der ganzen Gegend als ein Freigeist — wie ich nachmals erfahren — denn er las vielerlei Schriften und hatte über mancherlei seine eigenen Gedanken.

Einstmalen am Pfingstsonntage, als man eben zur Kirche geläutet hatte und der Gottesdienst begann, war er eine Weile mit zusammengepreßten Händen vor der Kirche gestanden und dann hinausgegangen in den Wald. Einem Manne, der ihm auf dem Wege begegnete, sagte er auf Befragen: „Es ist oft besser, man holt sich an der Thüre des Tempels nur einen flüchtigen heiligen Klang und trägt ihn dann in der Brust hinaus in die freie Welt. Ich will heute einmal hinausgehen, wo die Blumen, vom Winde bewegt, ihren Weihrauch aufsteigen lassen und will hören, wie die Vögel in allen Zungen und Sprachen predigen und Gott lobpreisen."

Von jenem Tage an galt der Großvater als ein Freigeist, und doch liebte er Gott über Alles und seinen Nebenmenschen wie sich selbst. Später, als ich lesen konnte

und die Augen des Großvaters nicht mehr gern den schwarzen Buchstaben folgten, mußte ich ihm oft aus der Bibel vorlesen. Ich sah ihn einmal weinen bei der Geschichte Jacobs, ich weinte aber nicht mit, sondern las emsig weiter, damit wir auf etwas Anderes kämen, was den Großvater von seiner Betrübniß abzöge. Als ich einst die Stelle las: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst,“ sagte er leise vor sich hin: „Man könnte auch umgekehrt sagen: Liebe dich selbst wie deinen Nächsten!“ Ich verstand das nicht recht, und dachte auch, man könne und dürfe die Worte der Schrift nicht versetzen und verrücken, und so las ich in diesen Gedanken weiter, ohne zu wissen, was mein Mund sprach, ich stotterte und stolperte. Der Großvater nahm mir die Bibel aus der Hand und schlug sie zu. Ich durfte ihm lange nicht mehr vorlesen. Dadurch ist mir Alles im Gedächtniß geblieben. Jetzt erst begreife ich, was er meinte: Liebe dich selbst wie deinen Nächsten! Betrachte dich frei und unabhängig von aller Selbstverschönerung, aller Eitelkeit und Nachgiebigkeit gegen dich selbst, als ob du nicht du selbst, sondern ein fremder Mensch wärest. Wie schwer ist das!

Mein grübelnder Kindersinn machte dem Großvater viel zu schaffen, und diese stete Aufmerksamkeit mochte meine Fragen noch vermehren und verschärfen. Wie manches ruht wol in mir, das sein Geist gehegt und gepflegt hat. Es ist nicht Eitelkeit, wenn ich bekenne, daß wol ein Theil seines Geistes auf mich überging. Ich spreche es in demuthsvollem Danke aus.

Warum nur in der Regel der Großvater den erstgebornen Enkel so sehr liebt und dieser ihm auch oft gleicht? Ich möchte sagen, daß der Kindwerdende sich zu dem Kind-

gewordenen hinneigt und ihre beiderseitige Liebe sich in einander verflicht; es ist die freigewordene Eltern- und Kindesliebe, frei durch die Unabhängigkeit von dem blos natürlichen Bande und doch wieder verknüpft mit ihm.

Das Leben des Großvaters beschloß ein heiliger Tod. Noch jetzt in diesem Augenblicke fühle ich seine Hand auf meinem Haupte und es ist mir, als ob mich ein Geist berührte, ein milder, segnender Geist.

Es war bei der zweiten Heuernte, als der Großvater zum letztenmale im Felde war. Der starke Duft des Heues mochte den sieben und achtzigjährigen Greis betäubt haben, er fiel ohnmächtig nieder. Er wurde nach Hause getragen und als ich aus der Schule kam, eilte ich zu ihm. Er tastete mit zitternder Hand nach mir und hielt mich fest. Ich mußte fortan aus der Schule und immer beim Großvater bleiben. Am fünften Tage seines Krankenlagers, Freitag Morgens, sagte er zu mir: „Lies mir aus der Schrift vor.“ — Ich mußte ihm die Bibel auf das Bett reichen, und er schlug auf. War es Zufall oder eine verborgene Fügung? Ich las zuoberst die Stelle: „Da nun die Zeit herbeikam, daß Israel sterben sollte —“ ich weinte, ich durfte nicht weiter lesen, sondern mußte alle Hausgenossen herbeirufen. Und der Großvater sprach: „Adam, richte mich im Bette auf, ich will zu Euch sprechen!“ —

Adam that, wie ihm befohlen, und stellte sich hinter das Bett, und der Großvater fuhr fort: „Adam, du bist mein jüngster Sohn, du hast viel Kummer über mich gebracht. Ich vergebe dir von ganzer Seele. Du hast ein starkes Herz und einen mächtigen Geist, sei Herr über sie. Siehe das Pferd mit seinen schnellen Füßen, und man legt ihm Zügel und Gebiß an. Der Geist der Ruhe

und Liebe ruhe auf dir, mein lieber Sohn, Gott segne dich —"

Adam preßte die Hände und den Mund zusammen, und athmete laut und gewaltig. Und der Großvater fuhr fort und rief meinen Vater zu sich und sagte: „Johannes, dir ist ein ruhig Leben beschieden, du bist fromm und geduldig, und deine Hand zögert. Laß Adam deine Hand sein, und er thue, wie ihr mit einander berathen. Sei stark im Thun, wie du im Dulden bist. Haltet treu zusammen ihr Brüder, gedenket eures Vaters auf Erden und im Himmel, und seid einig mit ihm."

Mein Vater stellte sich hierauf zu Häupten des Segnenden und hielt die Mütze vor den Mund, um sein Schluchzen nicht laut werden zu lassen. Meine Mutter rufend, sprach der Greis: „Du bist als Magd in mein Haus gekommen und bist meine Tochter geworden. Du hast meine Liebe tausendfach vergolten. Erhalte mit fleißiger Hand, was euch der Herr beschieden, sei gut gegen die, so dir jetzt dienen, sei eine Mutter den Kindern meiner verstorbenen Tochter Magdalene, und Gott wird es dir, deinen Kindern und Kindeskindern vergelten. Sei gesegnet. —"

Die Mutter stellte sich zu Füßen des Bettes und betete leise. Zu Adams Frau gewendet, fuhr er fort: „Dein froher Sinn hat mir meine alten Tage erheitert. Du bist mir aus weiter Ferne von Gott ins Haus geschickt worden, daß ich inne werden soll, wie alle Menschen eins sind vor ihm. Pflanzet in die Herzen eurer Kinder die Liebe zu allen Menschen, alles Glaubens, aller Länder. Gesegnet seist du meine Tochter. —"

Das Antlitz der Großmutter mit beiden Händen

bedeckend, sprach er dann mit zitternder Stimme: „Weine nicht zu sehr um mich, du Liebe, Getreue, harre nicht ängstlich auf den Tag, wo du wieder bei mir sein wirst, auf ewig. Gott stärke Dich. —“

Er athmete tief auf, und rief aus erleichterter Brust meinen Namen. Ich kniete an seinem Bette nieder und er legte seine Hand auf mich und sprach: „Gesegnet seist du, mein Sohn. Dir ist viel beschieden vor anderen Menschen, sei ihnen ein Führer. Der Geist der Wahrheit und der Liebe ruhe auf dir, mein Sohn. Nimm mich auf, du Geist der Liebe, vergib mir —“

Und er sprach nicht mehr.

Und wenn ich jetzt von heiliger Stätte oder in stummer Schrift ein Wort aus tiefster Brust hole, und es in die Seele der Menschen zu strömen trachte, so ist es mir, als ob der Geist meines Eltervaters aus mir rede . . .

Möge ich leben wie er, und sterben wie er!

Eine Pfingstrede.

Es ist eine Kanzel, und wer weiß wo? es ist eine Gemeinde, und wer weiß ihren Namen? es sprach ein Redner ohne Amt und ohne Titel:

Wir sind hinausgezogen in grüner Frühsommerszeit, da die Saaten wogen und die Vögel singen, und unser ist es, gemeinsam den Blick zu tauchen in die weite offenbare Welt. Hier sind wir Alle, und mit uns Pflanze und Thier und Stein, und die Luft und die Sterne, nur die Sonne sehen wir, weil sie andere Sterne verdunkelt, die jetzt gleicherweise über uns stehen, wie in der stillen Nacht, und anderen Welten leuchten andre Sonnen, jegliche in ihrem Kreise. Der Mensch aber nennt die Welt sein, die er mit seinem Geiste durchdringt, und der Mensch ist über den Thieren, über Pflanze und Stein, weil aus ihm die Sonne des ewigen Geistes leuchtet.

Ich bin hier herauf gestiegen, nicht weil ich bin über euch, sondern weil ich bin aus euch, und eure Gedanken sind die meinen und ich spreche: Heilig ist der Arbeitstag!

Wie! ruft ihr vielleicht, willst du den Sabbath schänden und ihm die Krone nehmen? Ferne sei das von euch und von mir.

Ich will euch nur sprechen von der Krone und Majestät des Menschen, und die heißt: Arbeit. Welches ist das

höchste Laster, und ist doch nicht Begierde, nicht Leidenschaft? Es ist die Trägheit. Wie der Mensch allein durch seinen Willen arbeiten kann, so kann der Mensch allein auch träge sein; die Hölle des Lebens ist das Wünschen des Faulen, er kann nichts als wünschen; das Paradies des Lebens aber öffnet sich der Arbeit.

Hier stehen wir im Paradiese des Erdenlebens, und der Himmel ist so blau wie am ersten Schöpfungstage, die Sonne leuchtet so hell, die Vögel singen so fröhlich, Baum und Halm grünen so wonnig, die Wasser fließen so labend aus den Bergen und durch die Thale, und wir stehen mitten im Paradiese. Und dieß Paradies ist unser, unser durch die Arbeit. Freilich sehe ich Viele von euch lächeln und in sich hineindenken: deine Hand weiß wol nichts von Schwielen, deine Stirne nichts von Arbeitsschweiß! Unser Paradies wäre das, wo man essen und trinken und wenig oder besser gar nichts arbeiten kann; auf uns aber lastet der Fluch, der schon gegen den Urvater ausgesprochen wurde, und noch zwiefach mehr, denn wir können nicht im Schweiße unseres Angesichtes unser Brod essen, wir müssen bei allen Mühen hungern! Die Arbeit ist der Fluch der Erbsünde, und er hat sich noch zehnfach vermehrt!

Ich will euch auf alles dieß antworten, nicht aus mir, aus euch.

Was unterscheidet den Menschen vom Thiere? Das Thier baut sein Nest und sucht seine Nahrung; es bereitet sie nicht, es findet sie. Vom Thiere erkennen wir keinen Beruf als den, daß es lebe, durch sein Dasein die Mannigfaltigkeit, die Gesetze der Naturkräfte darstelle; das Thier kann sich keinen Beruf wählen, der

Mensch aber kann und muß es; der Mensch ist nicht bloß da um zu leben, sondern auch um zu wirken, eine Spur seines Daseins erkennen zu lassen in dem was von ihm ausging, und nicht bloß in dem was er ist, er lenkt, bannt und fördert die Naturkräfte um ihn her. Der Mensch greift ein in die ewig waltenden Naturkräfte, und sein Wille ruht im Acker und in den aufschießenden Halmen, und was die Natur schafft, schafft er wieder, er bereitet es und macht die Thiere zu seinen Dienern. Kein anderes Geschöpf hat ein anderes zu seinem Dienste. Und wie der Mensch die Erde um ihn her durch Bearbeiten neu schafft, so schafft er auch in sich sein Loos und seine Hoheit. Das thun, wozu die bloße Natur drängt, ist auch dem Thiere gegeben. Der Mensch aber thut, was er als gerecht erkennt, und das ist die Pflicht, und jede begonnene Arbeit schließt den höchsten Segen der Pflicht in sich, denn sie lehrt das fortführen was einmal begonnen ist und nun des Vollenders harrt; und wie im einzelnen Menschenleben von einem Tag zum andern, so erbt sich in der ganzen Menschheit von Geschlecht zu Geschlecht die Hoheit der Pflicht fort, daß die Arbeit, die da begonnen wurde von Uranfang, unablässig und getreu fortgeführt werde. So arbeiteten Geschlechter vor uns für uns, und wir wiederum für die kommenden. Freilich gibt es mancherlei zu thun, was nicht anmuthet, und nur des äußern Vortheils wegen geschieht, aber auch im Vortheil liegt ein Segen, denn nur durch ihn geschieht die große Arbeit, welche der Mensch und die Menschheit zu vollführen hat.

Die Erde ist das Paradies von ehedem und Jeder kann sich darin finden.

Bin jung gewesen und alt geworden, und habe noch nie gesehen, daß ein wahrhaft Arbeitsamer darbte; denn versagte ihm die Thätigkeit die er ergriffen, so wählte er eine andere und ließ nicht ab.

Und wißt ihr wie die Befreier heißen, die einem Jeden den Eingang in's irdische Paradies öffnen? Sie heißen Muth und Bildung. Unablässig seine Kraft gebrauchen und den Geist üben, daß er die Mittel der Erkenntniß anwende, das lehrt selbst unabweisliche Naturereignisse verhindern oder ihr Eintreffen überwinden.

Seht dort den Strom — wer hat ihn gedämmt? Des Menschen Hand und des Menschen Geist.

Schaut euch um, es ist kein Kerzenlicht so hell als die Sonne, kein Teppich so weich als die Wiese, kein Trunk so labend als die Quelle, und des Menschen Hand mischt den nahrhaften Saft der Gerste und des Hopfens darunter, und sie stärket uns zwiefach, und dort an den Geländen wächst die fröhliche Rebe: ihr stehet mitten im Paradiese und der Wunderstab, der die höchsten Wunder thut, ist der Stab an Hacke und Schaufel.

Sei gegrüßt, du helle frohe Welt, und seid gegrüßt ihr alle, die ihr Theil habt an ihrer Schönheit, die ihr sie schafft und empfindet. Lasset die Freude des Tages durch eure Brust ziehen und ihr seid wohlgefällig und genehm dem Ewigen. Heil sei der Arbeit!

Der Nelkenstock.

Bemerkungen aus dem Tagebuche eines Einsamen.

(Bei allen Dingen kommt es hauptsächlich darauf an, was man dabei denkt und fühlt, das macht sie groß oder klein, glücklich oder unglücklich; darum theile ich hier diese Beobachtungen mit. Der sie gemacht hat, ist der Schulmeister Adolph Lederer, den du, freundlicher Leser, vielleicht von anders woher kennst; er war damals noch Unterlehrer im Waisenhause zu G. Es hat aber auch nichts zu sagen, wenn du ihn nicht kennst, es ist eben einer jener Menschen, denen die ganze Natur ein Sinnbild, ein Fingerzeig zum Geiste hin ist, die mit unzerstörbarer Andacht die Welt betrachten, wenn sie auch nicht immer von Gott sprechen. Sieh zu, was daran echt ist, und ob du nicht auch manchmal auf solcherlei Betrachtungen kommen kannst oder willst.)

*　　*
*

Es war eine liebe Aufmerksamkeit meines Freundes, daß er mir heute einen Nelkenstock schickte; noch sieht fast alles daran wie Gras aus (in der Pfalz nennt man auch die Nelken Grasblumen), aber schon sind einzelne Halme aufgeschossen und oben prangt die grüne Knospe und birgt Farbenpracht und Blüthenduft in ihrem Behälter. Nein, erst was wahrhaft an's Tageslicht gedrungen ist, wird

schimmernde Farbe und erquickender Duft. Jetzt ruht alles noch farblos und duftlos im Schoße der Knospe. Wohl dem, was an's Tageslicht zu dringen vermag und das wird, was es sein soll. —

* *
*

Ich hatte mir eigentlich einen blühenden Nelkenstock gewünscht, aber es ist so besser, ich soll still zuwarten und fürsorgen. Auch von Gott bekommen wir die Gaben in uns nur im Keime geschenkt, wir müssen vertrauensvoll zuwarten, sie hegen und stärken, bis sie gedeihen. Wolle nie, daß dir etwas sogleich in der Blüthe geschenkt werde.

* *
*

Ich liebe die Nelken besonders. Die meinigen sollen schöne gefüllte sein, die Farbe weiß man noch nicht. Ich liebe die Nelken noch von meiner Kindheit her. Auf dem Lande bekränzen Nelken, Gelbveigelein und Rosen das Haus und schauen hinein in die Fenster, und wieder hinaus in den Himmel. In der Stadt lieben sie allerlei fremde Blumen, bald ist diese bald jene in der Mode. Warum nur die Menschen immer das Fremde lieben? Ja, da will immer Jeder etwas Besonderes haben, und er meint, das wäre viel schöner, weil er allein oder nur Wenige solches haben. Auch das bezeichnet recht die Genußsucht der heutigen Reichen und Vornehmen: sie lassen von ihren Kunstgärtnern alle paar Wochen Blumen und Gewächse auf ihren Söllern wechseln, sie wollen nicht warten, bis die Blüthe aufbricht, und wollen dann das Welkende schnell aus den Augen haben, immer nur Blüthen um sich sehen, die sie nicht selbst gepflegt.

* *
*

Ich freue mich innig, daß ich nun doch etwas Lebendiges um mich her habe; der Tisch, die Stühle, der Schrank, die Bücher, alles das ist todt und hat kein Wachsthum und kein Leben; nun habe ich doch etwas aus der Natur, etwas Lebendiges. Die Gräser sind heute schon ein wenig gewachsen.

* * *

Ich muß mich vor zu vielem und zu starkem Begießen hüten. Wenn man von einem Kinde, einem Baume, einer Pflanze etwas hofft, wird man gar leicht zu ungeduldig und gießt immer darauf; man muß aber manchmal auch den Boden austrocknen lassen. — Es gibt freilich auch Sumpfpflanzen, die immer im Wasser stehen müssen, sie werden oft schön, aber ihr Leben ist gar gebrechlich und hinfällig.

* * *

Die Halme mehren und vergrößern sich. Wunderbare, geheimnißvolle Macht der Natur! In dem dunkeln Erdreiche ruhen still verborgen Säfte und Kräfte, eine höhere Hand pflanzt das Samenkorn oder einen Setzling hinein, Regen und Sonnenschein läßt die Säfte aufsteigen und zur Blume, zum Baume werden. In dieser Handvoll Erde halte ich das ganze Geheimniß der Welt und der Allmacht Gottes! Ein anderes Samenkorn, ein anderer Setzling in diese Erde versenkt, und dieselben Säfte werden zu anderen Gebilden. Dieselben Säfte? In dem kleinsten Erdenstäubchen mag wol eine unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Kräfte liegen, die geweckt, aufgeregt werden können; schickt die Nelke die saugende Wurzel hinab, so ruhen die andern Kräfte, die der Rose, der Lilie, der Kresse u. s. w. dienen könnten, einstweilen still. Glücklich!

wenn sie nicht ganz sterben. Auch bei dem Menschen ist es so. Drum pflanzet Gutes und Edles hinein.

* * *

Aus den Zwischengelenken der Halme steigen neue Halme mit neuen Knospen auf. Wohl treibt Alles dahin, das Endziel des Halmes, die oberste Knospe zu füllen und zu entwickeln, aber die eine Blüthe ist nicht alleiniger Zweck des Halmes; auf den Zwischengelenken setzt sich auch ein eigenes Leben fest. Laß dir das auch zur Lehre im Leben sein: strebe nach einem Ziele, aber auf den Zwischenstationen, in allen Abschnitten deines Daseins laß neue Blüthen sich ansetzen. — Zu beiden Seiten der Zwischengelenke ragen Deckblätter hervor, aber immer nur aus einer Seite und nie aus beiden zugleich sprießt die neue Blüthenknospe. Merke dir das. Auch nicht am untersten Gelenke, an dem untersten Absatze, sondern erst am dritten oder vierten Gliede schießt die neue Knospe hervor. Der erste Abschnitt des Lebens ist nichts für sich und dient einzig und allein dem höheren.

* * *

Eine Knospe ist weit voran, daraus wird die erste Blume steigen.

* * *

Dieser Blumenstock ist mir ein Sinnbild meines eigenen Daseins: wenig Erde in einem Topfe läßt sich bald da- bald dorthin stellen und das Eingepflanzte wächst weiter. Andere Blumen, die draußen in der weiten Erde stehen, gehalten von der ganzen Macht des Erdenrundes, zu denen sich die Schwestern und Brüder niederneigen, die wachsen wol fröhlicher; andere Menschen, die in Familien leben, von Schwestern und Brüdern umwandelt,

wie fröhlich mögen sie gedeihen, gehalten von den sichtbaren Händen der Menschheit, die sie umfassen. Und habe ich auch ein abgeschnittenes Stück Leben ... wenn ich nur immer so viel Boden habe, um still darin wachsen zu können. —

* * *

Ich möchte einmal eine Pflanze athmen sehen oder hören; — ja freilich, das hieße das Gras wachsen hören. Immer ist ein Schwirren in der Luft, ist das das Athmen der Erde und der Pflanzen? Am heißen Mittag aber ist's, als ob alles das aufgehört habe.

* * *

Heute hat eine kleine Spinne ihr Gewebe zwischen den Gräsern ausgespannt. Alles in der Welt wird doch alsbald zur Unterlage für etwas anderes; diese Gräser, in denen die Säfte hin- und herrollen, sind jetzt die Säulen und Tragbalken für das flüchtige Haus des Thierchens. So laß an dein Leben sich friedlich ein fremdes anbauen. Woher nur die Spinne wußte, daß hier ein Nelkenstock sei? woher sie kam?

* * *

Farbe und Duft machen die Blumen zu Lieblingen der Menschen, aber noch mehr, sie sind es, in denen er sich, abgeschlossen in steinernen Gemächern und getrennt von dem Schaffen und Wirken in der freien Erde, das reine Naturleben nahe bringen kann. Könnt ihr nicht draußen unter freiem Himmel leben, so umstellt euch mit Blumen; das sind Mittler zwischen euch und der Mutter Natur; aber sperrt die Blumen nicht als Sklaven ein in eure Gemächer, sondern laßt sie wenigstens von den Simsen den Himmel schauen und das Sonnenlicht trinken. Laßt auch

die Vorübergehenden sie freudig schauen. Was ihr durch Kunst erzeugt, das mögt ihr in Gemächern halten, aber was die Erde hervorbringt, muß in den Himmel schauen und gehört allen Menschen, daß sie, die Schönheit betrachtend, es genießen.

* * *

Nicht die Knospe, von der ich es erwartet, sondern eine andere beginnt aufzubrechen, ein dunkelrothes Zünglein ist seitwärts aus der Verhüllung geschlüpft. Ich freue mich der glühenden Blätterfülle, die da kommen wird, und sehe nun wieder, daß nicht immer von da die Blüthe kommt, wo wir sie erwartet haben.

* * *

Die Halme beugten sich nieder, ich mußte sie an einem Stäbchen aufbinden. Was selber für sich kein Leben mehr hat und keine Nahrung mehr braucht, was aber stark geworden ist, da es noch lebte, das dient schwachen Ranken zur Aufrechthaltung. Mit großen Männern und kleinen Menschen ist es auch so.

* * *

Ein Halm — der, von dem ich die erste Blüthe erwartete, ist, ich weiß nicht wie, abgebrochen, gerade am zweiten Gelenke, aber noch hängt er an einigen Fasern und grünt. Vielleicht mag auch noch ein gebrochenes Leben fortbestehen und zur Blüthe gelangen.

* * *

Immer mehr werden der aufbrechenden Knospen, sie wollen keiner einzelnen den Vorrang lassen. Der geknickte Halm ist ganz abgebrochen, ich habe ihn zum Spaß geschindelt, ich glaube nicht, daß er wieder aufkommt.

* * *

Drei Nelken sind heute früh aufgebrochen, es sind einblättrige, gezackte. Also getäuscht! Die Freude, diese lang ersehnten Blumen zu sehen, war sehr gedämpft, weil ich gefüllte erwartet hatte; ja ich war so böse, daß ich sie weggeschenkt hätte, wenn jemand da gewesen wäre: aber die Blumen sahen mich so freundlich an, und ich freute mich ihrer endlich innig. Wird auch die Blüthe meines Lebens keine gefüllte, sondern eine schlichte einfache sein, ich will mich daran erfreuen, und die Menschen mögen sie freundlich hinnehmen. — Eine einfache Nelke ist eigentlich viel schöner als eine gefüllte, Griffel und Staubfäden treten bei der einfachen besser heraus und man kann ihr bis ins Herz hineinschauen.

* *
*

Der geknickte Halm ist ganz verwelkt. Ja, selten kommt ein Leben in allen seinen Theilen zur glücklichen Entfaltung, der Tod verlangt seinen Zoll. Mag der Tod seinen Zoll verlangen, ich will mich des schönen Daseins der Blüthen erfreuen.

* *
*

Ich war gestern verreist. Als ich heute nach meinem Nelkenstock sah, war er welk und abgestanden, die Halme fast geknickt und weißlich gelb. Der Boden war ausgetrocknet. Ich bin nicht gewohnt, daß ich, wenn ich weggehe, zu Hause noch etwas zu versorgen habe. — Gewöhne dich daran, daß diejenigen, welche deiner Pflege bedürfen, nach deinem Ausgange aus dem Hause oder aus dem Leben frisch fortgrünen können; versorge sie.

Der Nelkenstock ist durch Begießen wieder erfrischt und belebt.

* *
*

Es kommen keine andern Knospen als solche, die bereits da waren, bevor die erste Blüthe aufging. Die absterbende Blume, die ihre Blätter wieder zusammenlegt, sieht fast wieder aus wie die aufbrechende Knospe. Entspricht das nicht dem Kindischwerden?

Die spätern Halme treiben nur eine einzige Blume.

Alles das ist auch sinnbildlich.

* * *

Ich wünschte, daß es eine Geschichte der Blumen gäbe, d. h. eine Erzählung von ihrer Herkunft, ihrer Verbreitung über die Länder und ihrer Aufnahme in verschiedenen Ständen. Wenn man sieht und erfährt, was die Menschen hegen und pflegen, lernt man ihr innerstes Wesen am besten können. So ist heutigen Tages die steifseifene Camelie die Lieblingsblume der sogenannten Vornehmen geworden, wie ehedem die Tulpe, die man mit Recht den Pfau unter den Blumen nannte. Rose, Goldlack, Rosmarin und Reseda sind Lieblingsblumen des Volkes, vor allem aber die Nelke, sie ist bescheiden, nimmt mit einem alten Scherben und wenig Pflege vorlieb und ist dabei doch charaktervoll, farbenprächtig und gewürzduftig. Habe ich Unrecht, wenn ich sie die Lerche unter den Blumen nennen möchte?

Es ist mir gelungen, in einem alten Blatte etwas von der Geschichte der Nelke zu erfahren. Auch ihre Geschichte verliert sich zuletzt in die Sage. Ludwig der Heilige soll im Jahr 1270 die erste Gartennelke aus Tunis nach Europa gebracht haben. In der Ritterzeit war sie schon allgemeiner bekannt und man findet sie auf vielen Bildern von damals, namentlich in Frauenhand. Die Niederländer, die eifrigen Blumenzüchter, setzten die Nelke bald über

die mit fast lächerlicher Liebhaberei betriebene Tulpenzucht. Im Jahre 1660 gab der große General Condé ein Buch heraus, betitelt: „Vorschriften zur Erziehung schöner Nelken," und es sollen außerdem viele Bücher über die Nelken geschrieben sein. Vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts an wurde die Nelke allgemeine Lieblingsblume des Volkes, von da an hörte sie aber auch auf, bei den Vornehmen in Ansehen zu stehen.

Liegt darin nicht wieder ein Stück von der allgemeinen Geschichte des Menschengeschlechts, und wie das, was ehedem nur Liebhaberei einzelner Bevorzugten war, doch endlich zum Gemeingute wird?

Wird es nicht auch mit den Blumen der Erkenntniß, mit der Geistesbildung so werden? ...

Ein Generalstücklein von Kriegsgeschichten.

Die schöne und fröhliche Stadt Mainz ist eine Bundesfestung, es befindet sich nämlich kaiserlich=österreichische und königlich=preußische Besatzung darin und die Stadt gehört zu dem Großherzogthum Hessen=Darmstadt. Eines Morgens kommt in ein Wirthshaus oder, vornehmer gesagt, in einen Gasthof am Rhein ein munterer, sauber und schmuck gekleideter preußischer Offizier, ein junges Blut, hat aber eben wenig davon in den Backen, sieht im Gegentheil sehr übernächtig aus, hat sich wol am vergangenen Abend etwas zu viel zugemuthet und muß nun einen Rebellen zur Ruhe bringen, dem nicht mit Kugel und Säbel beizukommen ist. Man merkt schon, wie es bei ihm bestellt ist, denn er bestellt sich einen friedenstiftenden marinirten Hering. Der wird auch vom Kellner alsbald aufgetragen, schwimmt ganz appetitlich in einer weißen Brühe mit grünen Capern und hat die Friedenspalme und den wohlfeilsten Lorbeer im Maul. Der junge Mann schneidet mit Behagen dem ruhigen Fisch den Kopf ab und nickt zufrieden, während er das Mittelstück verspeist. Nicht weit davon sitzt ein epaulettenloser österreichischer Offizier vor einem Schoppen Laubenheimer, wünscht dem preußischen Kameraden einen gesegneten Appetit und fährt dann zutraulich fort: „Nicht wahr, Herr Kamerad, das

ist ein Gusto, 'was Delikates? Bin in Italien gestanden, da wachsen diese auf den Bäumen."

„Sie scheinen heiter aufgelegt," erwiedert der Preuße, „aber ich muß Sie ersuchen, mir derartigen Schnickschnack nicht aufbinden zu wollen."

„Gar kein Schnickschnack, ist mein voller Ernst."

„Lächerlich! Wie können Sie so was behaupten?"

„Und ich sag' Ihnen, ich hab's selbst gesehen, sie wachsen auf den Bäumen."

„Und ich will jetzt keinen derartigen Scherz! Suchen Sie sich einen andern für dergleichen lächerliche Behauptungen."

„Gar nichts Lächerliches, es ist so, Sie können mir's glauben, ich hab's mit eigenen Augen gesehen."

„Dann werde ich Ihnen den Staar stechen," sagt der Preuße aufbrausend, dem noch etwas Verstimmung im Magen gelegen haben muß. „Ich bin es müde, mich mit solch albernem Scherze necken zu lassen."

„Das ist zu viel," sagt der Oesterreicher.

„Nun denn," fährt der Preuße hitziger fort, „so kommen Sie morgen früh um neun Uhr in den Mombacher Wald mit einem Secundanten und ich werde Ihnen mit einer Kugel Antwort geben!" Und damit stürzt er zornig fort.

„Auch recht," sagt der Oesterreicher und trinkt ruhig seinen Laubenheimer aus.

Am andern Morgen treffen sich die Beiden richtig mit noch anderen Kameraden zur gesetzten Stunde im Mombacher Wald.

Ein Zweikampf wird in aller Ordnung (was man hiebei eben Ordnung heißt) veranstaltet und ausgeführt.

Auf ein gegebenes Zeichen schießt zuerst der Oesterreicher, als der Beleidigte und — fehlt. Der Preuße drückt nun los und trifft seinen Gegner in den linken Oberarm, er wird auf den Boden gesetzt und ihm die Wunde verbunden. Der Preuße geht auf ihn zu und sagt:

„Nun Kamerad, behaupten Sie noch, daß die Heringe auf den Bäumen wachsen?“

Treuherzig erwiedert der Oesterreicher: „mein' ich ja gar nicht die Heringe, mein' ich ja die Capern.“

„Und doch habt ihr einen Zweikampf ausgefochten!“ rufen alle Umstehenden.

* * *

Nun denk' einmal darüber nach, lieber Leser, ob in dieser kleinen Geschichte nicht das Grundwesen der meisten Kriegsgeschichten enthalten ist?

Der Streit um einen Pfiff.

In der Heimath des Gevattersmanns erzählt man sich eine Geschichte, die er seinerseits nun auch hier berichten will.

Der Zinngießer Huber war viel gewandert und glaubte ein großer Menschenkenner zu sein, aber das weibliche Herz studirt man nicht so bald aus, und obgleich Huber bereits ansäßiger Meister war, sah er doch schon einige Monate nach der Hochzeit, daß er in einem gewissen Bereiche der Menschenkenntniß noch Lehrjunge sei, und die Art, wie er darauf kam, war lustig und traurig in Einem Stück.

Unser Meister war also verheirathet mit einem eben so fleißigen als aufgeweckten Weibchen; er arbeitete mit zwei Gesellen, hatte ein wohleingerichtetes Haus und daneben ein kleines Gemüsegärtchen mit einem großen Birnenbaum, der sogenannte Zweiputzer-Birnen trug, bei deren Verspeisung man wie die Gans beim Trinken den Kopf hoch halten muß, damit kein überflüssiger Saft herabläuft.

Es war sehr gescheit von der Mutter Hubers, daß sie ihn just in der Mitte des Juni geboren hatte, nicht eben weil er ein Prinz war, und das ganze Volk in dieser geschickten Jahreszeit um so bequemer verehrungsvolle Kränze winden konnte, sondern weil es eben anmuthend ist, an dem Tage,

da man zuerst in die Welt kam, auch hinauszukönnen in die freie Natur. Das hatte sich die junge Frau Huber wohl zu Nutzen gemacht. Am Morgen, er war sonnenhell und frisch, stand unter dem Birnenbaum ein kleines Tischchen mit weißen Linnen bedeckt, und darauf bei dem zinnernen Kaffegeschirr eine goldgestreifte Geburtstagstasse, inmitten eines Kranzes von frischen Rosen.

Unser Meister war kein Freund von vielen Worten, absonderlich des Morgens. Er drückte seiner Frau tapfer die Hand für die schöne Ueberraschung, und sie verstand was das sagen wollte. Er trank den Kaffee, wozu sie ihm allen Rahm oben abschöpfte, und tunkte den Butterzopf mit vielen Behagen ein. Das war nach seiner Art die beste Danksagung. Nach dem Kaffee zündete er sich eine Pfeife an, und aus Rauch und Wolken tönte es wie eine Offenbarung aus seinem Munde:

„Das hast du brav gemacht, und ich gönne mir's gern, noch eine halbe Stunde so müßig dazusitzen, und wenn's nicht wegen der Leute wäre, die aus allen Nachbarfenstern in unsern Garten hereinschauen können, ich möchte dir den Rosenkranz da auf den Kopf setzen. Der Himmel ist so schön blau und die Luft so gut, und die ganze Welt ist gut, und du vor Allem."

Er hielt den Rosenkranz in der Hand, und die Frau faßte ihn an der andern Seite; es war wie ein Sinnbild der hellen Freude, das sie so verband.

Nach einer Weile sagte Meister Huber: „Und das hast du auch so schön bestellt. Horch, die Tafelmusik! Wie der Fink auf dem Birnenbaum über uns so schön pfeift."

„Ein Fink? Ein Fink?" sagte die Frau, „du hast dich verhört oder versprochen, das ist eine Grasmücke und kein Fink."

„Frau, höre doch zu, du wirst mich doch nicht lehren wollen den Vogelpfiff kennen? Hör' doch! Ist das nicht der Fink?"

„Ich hör' ganz gut und deutlich, das ist eine Grasmücke."

„Wie kannst du nur so widerspenstig sein? Das hört ja jedes Kind was das ist."

„Ja, ja, nun hör' ich eben deutlich die Grasmücke."

„Frauele, gutes Frauele! Du verdirbst mir den schönen Morgen mit deinem Widerspruch. So hör' doch ordentlich zu. Nein, es ist vorbei; wenn man einen Vogelsang beschreit, ist er plötzlich verstummt. Guck, mit deiner lauten Widerrede hast du noch gar den Vogel verscheucht. Siehst du? Sieh ihn an, siehst du jetzt nicht, daß es ein Fink ist?"

„Meinetwegen, meinetwegen sei's was es wolle, meinetwegen ein Gukuk!"

„Du glaubst also noch nicht, daß es ein Fink ist?"

„Ja, meinetwegen, dir zu Gefallen, weil heut dein Geburtstag ist. Sei nur ruhig."

„Das nehm' ich nicht an, ich will nichts geschenkt, kein Wort und nichts. Siehst du denn jetzt nicht ein, daß du dich geirrt hast?"

„Ehrlich gestanden, nein! Aber ich will dir meinetwegen Recht geben."

„Ich laß mir nichts geben, was ich hab'; und wenn du jetzt nicht glaubst, daß es ein Fink ist, so zerschmeiß ich da die Tasse an dem Baum. Was stehst du so stumm da? Was pressest du die Lippen übereinander? Was stehen dir die Augen voll Wasser? Verdien' ich das? Kannst du nicht besser Einsicht annehmen? So red' doch! Du redest nicht? Da!"

Und klirrend zerschmetterte die schöne goldgestreifte Geburtstagstasse am Baumstamm.

Die Schürze vor das Gesicht gehalten ging Frau Huber nach dem Hause zurück. Der Mann aber saß noch eine Weile Zorneswolken paffend da, grimmig auf die ganze Welt, auf seine Frau, und ganz heimlich auch wieder auf sich. Er ging dann verdrossen an seine Arbeit und der Tag, der so schön begonnen hatte, ward ihm zur Pein. Seiner Frau vor den Augen der Nachbarn den Kranz aufs Haupt zu setzen, hatte er sich gescheut, aber seinen Jähzorn auszulassen, und die schöne Stunde wie das Geschenk zu zerschmettern, dazu hatte er kein Bedenken getragen. Aber so ist die Leidenschaft! Sie reißt mit fort und überspringt alle Rücksicht.

Die Scherben ließen sich nicht mehr zusammenkitten, aber obgleich Huber in sich überzeugt war, daß er Recht gehabt, und nur in seinem Zornesausbruche zu weit gegangen war, bemühte er sich doch, das glückliche eheliche Einverständniß wieder herzustellen, und es gelang ihm. —

Wieder ist ein Jahr vorüber, und wir sehen das Ehepaar vor demselben blanken Zinngeschirr und unter demselben Birnenbaum sitzen, zur fröhlichen Geburtstagsfeier; aber heute liegt kein Kranz von Rosen auf dem Tische, ein schöneres lebendigeres Kennzeichen hält die beiden Eheleute verbunden. Die Frau hat ein rothwangiges Kind auf dem Arme. Der rahmbedeckte Kaffee und der Butterzopf mundete wiederum vortrefflich, und bei den ersten Zügen aus der Pfeife sagte der Mann:

„Denkst du noch, Mutterle, was wir vor'm Jahr für Narren gewesen sind? Haben uns den schönen Tag verdorben wegen des Vogels."

„Ja," sagte die Frau, „und du hast mich immer zwingen wollen, ich soll sagen, es sei ein Fink und es ist doch eine Grasmücke gewesen."

„Mutterle, was machst du für Sachen? Wie kannst du das noch sagen?" rief Meister Huber und die Zornesader schwoll ihm auf der Stirne.

„Ja, ja, ich will ja sagen, es ist ein Fink gewesen, ja, ja, ein Fink."

„Du sollst's nicht blos sagen, du sollst's auch glauben."

„Glauben? Ja, ja, wie du's willst, ja."

„Nein, nicht blos weil ich's will, Du mußt's einsehen, daß du dich geirrt hast; oder willst du noch einmal —?"

„Nein, ich sag: willst Du noch einmal? Hast du vergessen, wie du das Damalige bereut hast? Zu so Etwas kann man einen Andern nicht zwingen, ja, man kann sich selber nicht zwingen, etwas zu glauben, was man nicht glaubt."

Die Faust Meister Hubers entballte sich und er reichte die Friedenshand seiner Frau über den Tisch und sagte: „Aber Ich kann mich zwingen, und von heute an will ich dir zu lieb annehmen, es ist eine Grasmücke gewesen."

„Das will ich wieder nicht," sagte die Frau. „Das wäre eben so wenig Recht von mir, als es von dir gewesen ist. Du müßtest doch im Innern denken, es ist ein Fink gewesen."

„Ich sage aber meiner Frau zu lieb anders."

„Das könnt' ich ja ebenso gut wie du auch so machen, aber das darf nicht sein. Es schadet nichts, wenn zwei über eine Sache verschieden denken; wenn eines nur dem Andern glaubt, daß es bei ihm wahr ist, dann wird man auch nicht verlangen, daß es anders glauben soll als es kann.

Es darf Keines vom Andern verlangen, daß es ihm zu lieb heucheln soll. Das wäre die ärgste Sünde. Wo's drauf ankommt, Etwas zu thun, da kann man sich zwingen; aber zu lieb glauben, kann man nicht, und Gottlob, es sind ja nur Kleinigkeiten, über die wir nicht einerlei Meinung sind. Es ist nichts als ein Streit um einen Pfiff. Und es muß dir noch eine besondere Freude sein, daß ich dir in derlei Sachen um des Friedens willen nicht nachgebe und nicht heuchle. Das wäre ja viel leichter. Du kannst daraus abnehmen, daß wenn ich sage: ich bin mit dir einerlei Meinung — ich es auch gewiß und wahrhaftig bin. Dafür kannst du schon den Streit um einen Pfiff dreingeben."

„Du bist ein ehrliches Herz," sagte Meister Huber, und er hatte Gelegenheit, das sein ganzes Leben lang als Wahrheit zu erkennen, und der Streit um einen Pfiff war in den Wind geblasen.

Das Vollkommene.

Ein kleiner Fürst, der seine größte Freude an seinem großen Pferdestall, oder höflicher gesprochen, an seinem Marstall hatte, ließ einst einen vielgerühmten Pferdehändler zu sich kommen und sagte ihm:

„Nun sollst du mir etwas verschaffen, was ich mir schon lange wünsche. Ein Pferd mit kleinem Kopfe, großen Nasenlöchern, großen und vorstehenden Augen, kleinen, aufrechtstehenden, nahegerückten und leicht beweglichen Ohren; der Hals darf nicht zu lang und nicht zu kurz sein; schlank und voll im Gurt, dabei breit von Brust und Schulter, der Leib rund und ebenmäßig, die Lenden breit, das Rückgrat waagerecht, der Schwanz hoch angesetzt, die Füße kegelförmig ablaufend, unten sehr schlank, oben sehr fleischig, der Huf rund, hoch, und an der Ferse breit. Das Geäder an Kopf und Füßen durchsichtig; die Haare fein, glänzend, kurz und anliegend; die Größe 16 bis 17 Faust. Am besten ein Rappe, wenn das nicht, ein Hellbraun mit vier weißen Füßen und einem Stern, natürlich feurig und muthig, gelenk, aufmerksam, gelehrig und ausdauernd. Solch ein Pferd verlange ich. Ich stelle dir gar keinen Preis, du kannst dafür fordern, was dir gerecht erscheint.‘

„Den Preis weiß ich schon“, erwiedert der Pferdehändler, „das Pferd kostet auf Heller und Pfennig — fünf Thaler!“

„Fünf Thaler? Bist du närrisch?“

„Wie gesagt, fünf Thaler, denn solch ein Pferd giebt es nur gemalt.“

Hausruhm.

König Salomo der Weise soll der Sage nach durch einen Zauber die Stimmen aller Vögel verstanden und unbedingte Macht über diese besessen haben. Und so schaut König Salomo eines schönen Morgens aus seiner Burg Zion zum Fenster hinaus und betrachtet sich mit Behagen den Tempel, den er da gebaut hat. Da hört er einen Sperling, der mit einem andern auf der Dachfirste sitzt und zu diesem sagt: „Der König Salomo ist so stolz darauf, diesen mächtigen Tempel gebaut zu haben, und ich, ein kleiner Sperling, wenn ich mit meinem linken Fuß dreimal stark auftrete, zertrümmere ich das ganze Gebäude." Der Zuhörende schüttelt den Kopf und schaut staunend den Mächtigen an. König Salomo aber pfeift dem Prahler und gebietet ihm, schnell zu ihm ans Fenster zu fliegen. Das geschieht auch unweigerlich und König Salomo spricht: „Wie kannst du kleiner Knirps nur so übermüthig frech sein und dich einer solchen Uebermacht berühmen?" Drauf erwiedert der Sperling: „Nimm es nicht übel, lieber König, es ist meine Frau, zu der ich das gesagt habe, und du weißt ja, vor seiner Frau gibt man sich gern ein Ansehen." „Hast Recht, flieg' ab." Salomo macht das Fenster zu, und der Vogel fliegt ab, wiederum zu seiner Frau und erzählt ihr mit erhabenem Stolze, daß er dem König heilig versprochen habe, nie von seiner Gewalt Gebrauch zu machen.

Vom Marktgang.

„Auch zu Markte gewesen?" rief der Pfarrer vom Berge, auf dem Heimwege stehen bleibend, dem nachkommenden Bürgermeister und dessen Frau zu, und als der Bürgermeister bei ihm stand, bot ihm der Pfarrer eine frische Prise aus seiner Buchsbaumdose, die er oft Stunden lang in der Hand hält.

Der Bürgermeister dankte und sagte: „Ja, hab' ein Paar Ochsen kaufen wollen zum Mästen, aber sie sind zu theuer, warte lieber bis auf den nächsten Markt."

„Das ist schön," sagte der Pfarrer, „daß Sie mit einander heimgehen. Es hat für mich immer etwas Aergerliches, wenn der Mann seine Frau voraus heimschickt, um sich noch allein lustig zu machen; eine Lustbarkeit, die man nicht gemeinsam haben darf, ist keine rechte."

„Ja," ergänzte die Bürgermeisterin, „da könnt' ich über meinen Mann nicht klagen, der blieb' um alles in der Welt nicht allein; er hätt' wol noch einen Schoppen trinken können, aber ich muß heim, beim Abendessen muß doch Eins von uns mit dabei sein, und da ist er eben mit."

Der Bürgermeister sagte schmunzelnd: „Wenn du mich nur loben kannst! Aber es ist nicht lauter Gutheit, daß du's thust, du weißt wohl, daß du dir den Rahm davon

abschöpfen darfst. Es ist einem halt nirgends wohler als daheim, und wenn's nicht wär', daß man auch einmal unter die Leute käme und sähe, was das Sach gilt, und was Kauf und Lauf ist, ich käme das ganze Jahr nicht über unsre Gemarkung hinaus."

„Hat die Frau Bürgermeisterin etwas eingekauft?" fragte der Pfarrer.

„Nein, ich hätt' schon, aber ich habe nichts gefunden, was mir angestanden ist."

„Da sehen Sie die hoffärtige Frau," spottete der Bürgermeister. „Und in den Jahren! Ist das erhört?"

Die Bürgermeisterin wurde über und über roth, als sie entgegnete: „O, dagewesen wäre schon was ich brauche, aber es hat mir kein Verkäufer gefallen."

„Jetzt will sie mich auch noch eifersüchtig machen," lachte der Bürgermeister und der Pfarrer fragte: „Was ist Ihnen denn geschehen?"

„Ja," fuhr die Bürgermeisterin fort. „Auf dem Markte ist mir heute die Welt so schlecht vorgekommen, daß mir das Herz im Leibe gezittert hat. Da sind die Sechskreuzerbuden, wenn man da was kauft, weiß man doch gleich, um wie viel man angeschmiert sein kann; aber ich brauche nothwendig eine Sonntagsjacke, die ich da anhabe, paßt nicht mehr. Da bin ich nun von Bude zu Bude, das Zeug hätt' mir schon gefallen, aber wo ich ein Anbot gethan habe, hat jeder Krämer und seine Frau und sein Kind und sein Diener, Alle haben sie geschworen: Auf Ehr' und Seligkeit, ich kann es nicht so geben! Bin ich dann fortgegangen, haben sie mir nachgerufen und haben mir's doch geben wollen, aber ich habe es nicht mehr genommen."

„Die Weiber können halt das Feilschen nicht lassen.

Warum hast du was abhandeln wollen? Du bist 'gewiß wieder bei den Juden gewesen; die Weiber sind teufelmäßig drauf erpicht, bei den Juden einzukaufen, sie meinen, sie kriegen's da halb geschenkt."

So höhnte der Bürgermeister, und seine Frau erwiderte: „Nein, nein, ich bin bei Juden und Christen gewesen, bei Katholischen und Evangelischen, und überall ist das Gleiche, wenn auch mit andern Redensarten: Auf Ehr' und Seligkeit; Ich soll da Gift mit hineinrauchen; mir soll das Zündhölzchen auf der Seele verbrennen; ich soll verdammt und verloren sein, wenn ich's um den Preis geben kann, und so und so. Mir ist's auf einmal ganz heiß geworden, daß die Menschen ihr Bestes verpfänden wegen ein paar Groschen, und ich hab' keine Jacke gewollt, worauf das verpfändet ist; mir ist's gewesen, wie wenn das Kleid einen geheimen Schaden, einen Schmutzfleck hätte, den Niemand sieht, und den man doch nicht herauskriegen kann, und ich hätte mich geschämt, mit so einem Kleid, an dem solch eine Sünde hängt, in die Kirche und zu Gottes Tisch zu gehen. Lieber bleibe ich bei meiner alten Jacke und warte, bis ich einmal einen ehrlichen Kaufmann treffe."

„Ja," sagte der Pfarrer, „und Gott weiß es, daß Sie in diesem Kleide ihm mehr dienen, als in dem besten Putze. Das, was Sie gethan haben, macht mich ganz glücklich; das ist die echte Rechtschaffenheit. Nicht nur wer eine Sünde thut, hat den Fehl auf sich, nein, auch wer sie geschehen läßt. Ja, es ist fürchterlich, was in einem solchen Marktgewühle zertreten wird! Aber das ist die rechte Liebe zu Gott, wenn wir überall der Wahrheit gedenken, und aller Orten die Rechtschaffenheit predigen,

sei es durch Worte, sei es durch Thaten. Haben Sie einem der Krämer gesagt, warum Sie sich von ihm abwendeten?"

„Ja, einem, aber nachher keinem mehr, denn ich bin ausgelacht und ausgeschimpft worden, daß ich geglaubt habe, ich müßte in den Boden sinken."

„Auch das muß man sich gefallen lassen, verspottet zu werden, weil den Menschen die Tugend zu kleinlich erscheint. Der Frohmuth, der den Menschen erfüllt, wenn er weiß, etwas Rechtes gethan und etwas darum erlitten zu haben, ist der gottselige. Das Beste wäre, wenn recht Viele ihn empfänden, sie würden sich dessen nicht rühmen und brüsten, sondern glücklich sein und immer nach weiterem, nach höherem Glücke streben."

Man ging eine geraume Zeit still neben einander her. Als man auf der Anhöhe des Dorfes ansichtig wurde, sagte der Pfarrer wieder: „Jetzt hab' ich etwas Besseres, als eine Tanzweise, die mir sonst noch im Ohre klang, wenn ich vom Markte heimkehrte, und doch hat mich's wahrhaft wehmüthig gemacht, daß auf dem Jahrmarkte keine Tanzmusik mehr sein darf; das ganze Getreibe hat so etwas Todtes, Gespenstiges, Beengendes, und sonst war's, wie wenn die Leute auf den Straßen nach der Musik in den Wirthshäusern hin und her gingen."

„Sie sind der erste Pfarrer," sagte der Bürgermeister wieder in seiner neckischen Weise, „Sie sind der Erste, der der Tanzmusik das Wort redet."

„Weil ich weiß und will, daß die Menschen sich in Heiterkeit ihres Daseins freuen mögen. Wegen dieses oder jenes Unfuges, der dabei geschehen kann, hat die Staatsgewalt mit ihren so unzähligen Helfern und Dienern

nichts thun können, als einen Strich durchmachen, aus ist's, verboten, bei so und so viel Strafe. Das ist leicht, aber auch jämmerlich. Den Menschen eine Freude nehmen, heißt sie arm machen und verderben. Das Leben hat Kummer und Lasten genug, man braucht nicht noch das Wenige was von Heiterkeit drin ist, mit dem Polizeistock todtzuschlagen."

„Ja, und da haben Sie Recht," sagte die Bürgermeisterin, „Sehen Sie, dort hinter dem Berge im Wolfseck, dort liegt das Hofgut meines Vaters, und noch jetzt lacht mir das Herz im Leibe, wenn ich daran denke, mit welcher Heiterkeit ich zum Jahrmarkte gegangen und heimgekehrt bin. Draußen auf dem Hofe ist es das ganze Jahr so einödig und still, man sieht keinen Menschen und hat keinerlei Gelegenheit zur Lustbarkeit, wenn man auch mit sich zufrieden ist; da war der Jahrmarkt ein wahrer Jubeltag, und wenn man heim und schon lange im Bett gelegen ist, hat man noch immer die Tanzmusik im Ohr gehabt, und die neuen Ländler andern Tags einander vorgesungen und Eins hat dem Andern im Wiederfinden der Weise ausgeholfen, bis man sie endlich ganz beisammen gehabt hat."

„Und das Beste vergißst du!" lachte der Bürgermeister wieder. „Auf dem Tanz am Jahrmarkt haben wir uns kennen gelernt. Weißt noch den Ländler, den wir zuerst mit einander getanzt haben? „„Kraut im Häfele, Supp' im Kächele."" Weißt? das geht drauf. Freilich, damals bin ich noch ein Bursche gewesen, der eine Gerte in der Hand gefuchtelt hat und nicht wie jetzt sich auf einen Stecken stützt, und da hinüber auf Wolfseck, das war für mich ein Katzensprung. Beim Sternenschein bergauf und

bergab und gejodelt und gesungen. Ich weiß nicht, wie jetzt die jungen Leute einander kriegen; es wird noch so weit kommen, daß man bei Amt eine Klassenlotterie macht wie bei der Rekrutirung, und die das gleiche Vermögen haben und das gleiche Loos ziehen, müssen einander heirathen. Wenn die Welt so fortgeht, stirbt alle Lustbarkeit aus, und die Welt nach und nach selber."

„Der alte Gott lebt noch," sagte der Pfarrer. „Das Menschenherz ist unverwüstlich, sie können darauf herumtrampeln und kritzeln mit ihren Polizeistecken und Kanzleifedern, sie können's doch nicht tödten."

Man trennte sich am Pfarrhause und obgleich Keines der Drei Etwas eingekauft hatte, war es einem Jeden doch noch den ganzen Abend, als ob es ein besonderes unnennbares Marktgeschenk bekommen habe, und als es Nacht geworden war, und der Pfarrer am offenen Fenster hinauf sah zu den Sternen und hinaus auf die stillen dunkeln Berge, hörte er einen alten Ländler im Hause des Bürgermeisters singen, und er sang unwillkürlich leise mit in die dunkle Nacht hinein.

Der gute Knecht.

Frisch, frei, fröhlich, fromm ist der Mann, der diese Geschichte erzählt hat. Sie verdient es aber, daß sie noch einmal erzählt werde, so unscheinbar sie Manchem auch vorkommen mag.

Der Gutsbesitzer Vormann hatte einen braven Knecht, und daß er ein solcher war, erfuhr er durch eine kleine Thatsache, an die sich später viele andere anreihten.

Der Knecht hatte nichts davon gewußt, daß ein Auge ihn sah, als er sich brav benahm, und das sind die besten Thaten, die so geschehen; sie werden nur selten äußerlich belohnt, aber sie haben doch einen guten Zahlmeister, der immer baare Münze hat, und das ist der Herr Geheime Kabinetsrath im Herzen, und wer den bei sich richtig angestellt weiß, dem kann es einerlei sein, wie er selbst und wie andere in der Welt betitelt werden.

Es war ein heißer Mittag, als der Knecht Konrad mit seinen Pferden vom Ackern heimgekommen war. Die beiden Pferde wurden gefüttert und abgeschirrt, denn jeder wer es wissen will, weiß, daß auch ein Thier nicht zur rechten Ruhe kommt, so lange es das Geschirr auf dem Leibe hat; aber Manche wollen es nicht wissen, um sich die Mühe ersparen zu können, ab- und aufzuschirren. Das that aber Vormann's Konrad nicht, und es kann

wohl sein, daß ihm darum selber auch das Essen drinnen am Gesindetisch um so besser schmeckte.

Der Streit ist noch unentschieden, welche Pfeife am besten schmeckt, ob die nach der Morgensuppe, die nach dem Mittagessen oder die am Feierabend. Unser Konrad liebte sie alle gleich, und er gehörte noch nicht zu den Cigarrenrauchern, er ließ sich's nicht verdrießen, seine Pfeife zu reinigen und darauf Acht zu geben, damit er Genuß davon habe, während man die Cigarren nur anzündet, raucht und dann den Rest wegwirft.

Es war ein eigenes Behagen, mit dem sich Konrad nach dem Mittagessen auf den Stein an der Stallthüre setzte, mit einem gesunden Strohhalme seinem Pfeifenrohr Luft machte, den Wassersack ebenfalls säuberte, während er einstweilen den runden Pfeifenkopf auf das Sims des kleinen Stallfensterchens gelegt hatte. Als er jetzt nach dem Pfeifenkopfe griff, rollte er hinunter und ganz unversehrt hinein in den Stall, auf einen Strohbüschel. Schon wollte Konrad herabsteigen und durch die Thüre in den Stall gehen, um den Pfeifenkopf zu holen, aber plötzlich hielt er wieder inne, er sah, daß sich die Pferde niedergelegt hatten und er wußte, daß sie alsbald aus ihrer so nöthigen Ruhe aufspringen würden, wenn er in den Stall träte; er setzte sich daher wieder ruhig nieder und hielt das Rohr mit dem Wassersacke rauchlos im Munde.

Der Landwirth Vormann, der das alles aus seinem Fenster mit angesehen hatte, trat jetzt auf Konrad zu und fragte ihn: „Warum rauchst du nicht? Hast du deine Pfeife zerbrochen?“

„Nein, sie ist nur da hinab gerutscht, aber ich will

die Gäule nicht aufwecken, will lieber warten, bis es wieder in's Feld geht."

„Du bist ein braver Knecht," sagte Vormann, und reichte ihm die eigene silberbeschlagene Pfeife aus dem Munde. „Da nimm und behalte das zum Danke dafür. Es wird dir gut gehen. Denn wer die Lebensstunde eines Thieres schont, der ist auch rechtschaffen gegen Menschen. Wir bleiben hoffentlich lebenslang bei einander."

Und so blieb es auch.

Eine Lügensaat.

Es war im Frühling, Ostern vorbei, noch kamen rauhe Winde gezogen und schüttelten und rüttelten die Bäume, weckten sie aus ihrem Dämmerschlafe und warfen Schlossen hernieder um die Knospen aufzusprengen, da war endlich ein heitrer Tag; die Lerchen in der Luft jubelten und die Kinder auf dem Boden auch, denn diese hatten noch Osterferien.

In den Gärten des Städtchens Nürtingen war jetzt ein reges Leben. Man hackte den Boden um, man zog Wege, und die Kinder waren besonders glücklich, denn sie durften mithelfen bei der Arbeit. Der schönste Garten des Städtchens war aber der Amtsgarten, d. h. der Garten des Amtmanns, der nicht weit vom Thore war; zwei große stolze Pappeln wie zwei mächtige Schildwachen standen an dessen Eingang. Der Amtmann stand eben mit der langen Pfeife und dem gestickten sammtnen Käppchen am Zaune und sah hinab nach dem von den Frühlingswassern angeschwollenen Neckar und dann wieder zurück in den Garten, wo die Kinder dem Amtsdiener halfen in Hacken und Schaufeln und dabei viel fröhlicher waren, als bei lateinischen und französischen Büchern. Da sah er des alten Amtmanns Adelgunde, die einzige hinterlassene Tochter seines Vorgängers, die nun schon bald

dreißig Jahre drinnen am Marktplatze einsam wohnte, des Weges daher kommen. Sie schien zum Spaziergang angethan und das hatte man noch nie an ihr gesehen, namentlich um diese Morgenstunde nicht, denn Adelgunde gehörte noch zur alten Zeit, da man sich wenig aus Spazierengehen machte. Sie hielt sich auch in ihrer Kleidung noch nach der alten Mode und hatte einen Hut wie ein Kutschendach, ein braunseidenes großes Umschlagetuch mit einer verblichenen Stickerei in der Ecke; dabei hielt sie die Hände mit den braunen baumwollenen Handschuhen ruhig in einandergelegt. In ihrem Gange war etwas Scheues und Ehrfurchtgebietendes, dieses letztere aber besonders darum, weil sie als stille Wohlthäterin des ganzen Städtchens bekannt war und jeden Spott über Altjungfernthum entwaffnete. Als sie in die Nähe des Gartenzaunes kam, rief der Amtmann schon von ferne: „Bon jour, Mademoiselle!“ denn Adelgunde liebte die französische Anrede. Sie neigte sich züchtig und dankte, wobei über ihr starres altergraues Gesicht ein flüchtiges Lächeln zog. Sie war eben dem Zaune ganz nahe, da rief eines von den Kindern des Amtmanns: „Papa! Papa! Ein Schatz!“

„Wahrscheinlich ein Regenwurm.“

„Nein, eine silberne Kette mit zwei runden schönen Kapseln.“

„Es sind Strickrölle, wo man die Stricknadeln hinein thut,“ rief eines der Mädchen, und der Pfau, der auf der Mauer saß, schrie laut und immer lauter, daß es weit widerhallte.

Adelgunde hielt sich an einer Latte des Gartenzauns und ein seltsamer Glanz drang aus ihren Augen als sie

auf die Hand des Amtmanns starrte, der das Ausgegrabene, das ihm die Kinder gebracht hatten, emporhielt.

„Das ist mein, wehe, das ist mein, mein!" schrie jetzt Adelgunde laut und mit ihr schrie der Pfau seinen grellen Ton und Adelgunde sank leblos am Gartenzaune nieder.

Man brachte sie in das Amtshaus und erweckte sie bald wieder zum Leben. Ihr erstes Wort war: „Die Strickrölle!" Man übergab ihr dieselben und als sie solche in der Hand hielt, sank sie abermals zurück und schloß die Augen; bald aber erwachte sie wieder und bat den Amtmann, alle Anwesenden fortzuschicken und allein bei ihr zu bleiben, bis der Stadtpfarrer gekommen sei, den er holen lassen solle. Sie richtete sich auf, ihre beiden Hände spielten mit den Strickröllen, sie schien jedes Glied an den Kettchen, das beide Kapseln verband, zu zählen.

„Wunderbar!" sagte sie, „gerade drei und vierzig Glieder und gerade so viele Jahre sind's, daß es geschehen ist." Sie ließ sich zu keiner weiteren Erklärung herbei und sagte, sie werde alles erzählen, wenn der Stadtpfarrer gekommen sei. Dieser trat bald ein, und als ihn Adelgunde sah, weinte sie, schnell aber trocknete sie wieder die Thränen und sagte mit ihrer gewöhnlichen entschlossenen Art, in der jede Bitte fast wie ein Befehl klang: „Setzen Sie sich, Sie beide sollen Zeugen sein. O, hier liege ich wieder in demselben Zimmer, in dem ich vor drei und vierzig Jahren gelegen bin als Tochter des Hauses und ich war erst zwölf Jahre alt und wollte mich tödten, wie ich andere getödtet, denn ich wußte, was ich gethan, ich hatte einen doppelten Mord begangen, aber ich redete mir's aus und vergaß es, und vergaß es doch nie."

„Beruhigen Sie sich, Sie haben nichts als einen Fiebertraum,“ sagte der Stadtpfarrer. „Und ich werde nach dem Arzte schicken,“ ergänzte der Amtmann.

„Nein, nein, hören Sie mich,“ entgegnete Adelgunde, „und Sie werden nicht mehr sagen, daß ich irre rede. Hören Sie mich an! Es war vor vielen, vielen Jahren, es war ein Tag wie heute, ich war im Garten — damals war noch eine ganze Mauer um denselben, nicht wie jetzt ein Staketenzaun — und Valentin, der Sohn unseres Amtsdieners, war bei mir. Er war ein wilder Bub, der mir mancherlei Schabernack gespielt hatte, und als ihn einst mein Vater, weil ich einen solchen anzeigte, jämmerlich durchprügeln ließ, da nahm ich mir vor, keine Klage mehr über ihn vorzubringen. Jetzt aber neckte er mich wieder und warf mich mit kleinen Erdschollen, ich ging auf ihn los und in diesem Augenblicke kam mein Vater. „Hebe dein Strickzeug auf!“ befahl er mir, „und wo sind die schönen kostbaren Strickrölle, die dir die Großmutter geschenkt hat?“

Himmel! wo waren die? Und ich wußte doch ganz sicher, ich hatte sie mitgenommen in den Garten. Ich weiß nicht mehr wie es kam, plötzlich hatte ich gesagt: Der Valentin hat mir sie weggenommen.

„Gib sie her,“ herrschte mein Vater.

„Ich hab sie nicht,“ sagte Valentin und stampfte mit dem Fuße auf und machte eine Faust gegen mich.

„Wart’, ich will dir aufstampfen und Faust machen,“ rief mein Vater. „Dießmal sollst du mich selber spüren.“ Er griff nach ihm, aber behend wie eine Katze kletterte Valentin die Mauer hinauf und sprang hinab auf die Straße und so wie jetzt, hören Sie, so wie jetzt, so grell und durchdringend, schrie auch damals unser Pfau.“

Adelgunde hielt eine Weile inne, dann fuhr sie wieder gesammelt fort:

„Der Amtsdiener war herbeigekommen, und mein Vater befahl ihm, seinen ungerathenen Sohn einzufangen und abzustrafen. Wir waren an das Gartenthor getreten und sahen wie der Amtsdiener seinem Sohne nachsprang, aber dieser rannte immer weiter bis hinab an den Neckar, der so hoch von den Frühlingswässern war wie noch nie, und wir sahen, wie sich Valentin nochmals umwendete und etwas gegen seinen Vater rief, aber dieser drohte ihm mit der aufgehobenen Hand. Mit einem kecken Satze sprang Valentin in den Strom. Der Amtsdiener war niedergefallen, aber jetzt erhob er sich: „Mein Kind, mein Kind!“ rief er. Wir waren ihm nachgeeilt. Am Ufer schwamm die Mütze Valentins und jetzt zeigte sich sein Kopf und jetzt ein Arm in der Mitte des Wassers, und jetzt sah man nichts mehr. Da sprang der Amtsdiener mit einem lauten: „Vater im Himmel hilf!“ ihm nach. Wir sahen ihn eine Weile mit den Wellen kämpfen und dann verschwinden. Ich wurde heimgebracht, aber mein Vater stieg bald zu Roß und eilte davon und viele aus der Stadt folgten ihm nach. Es wurde Abend und Niemand kam. Die ganze Nacht blieb meine Mutter wach, ich selber schlummerte nur immer kurz ein und wachte immer wieder auf; aber wie kann ein Kindersinn die Sünde und ihre Folgen fassen? Ich wußte nicht mehr, war es wirklich, oder hatte ich's nur gesagt, daß mir Valentin die Strickrölle weggenommen; diese waren allerdings verschwunden und ich konnte nicht sagen, wohin sie gekommen waren. Oft war ich traurig, tief, schwer, und wollte mich auch tödten und in den Neckar springen; aber wenige Tage

nachdem man die Leichen von Vater und Sohn in unsere Stadt zurückgebracht hatte, nahm mich meine Tante mit in die Hauptstadt in die französische Erziehungsanstalt. Eine stille Schwermuth verließ mich lange nicht und erwachte aufs Neue, als ich nach zwei Jahren wieder in das Elternhaus zurückgekehrt war. Und doch, war ich nicht vielleicht unschuldig? Hatte mir Valentin nicht in der That die Strickrölle entrissen? Hatte ich nicht die Wahrheit gesagt, und was konnte ich für die Folgen? Es gibt Dinge, die nachmals durch andere Ereignisse, die darauf geschüttet werden, wie zugedeckt sind, und man kann nicht mehr sagen, was wirklich wahr und was nicht! es bleibt nichts als eine Vorstellung, die man sich selber gemacht und es gibt nichts und niemand, der einen anders überzeugen kann. Aber nun, hier sehen Sie, hier ist ein Zeugniß, hier ist es, es legt sich wie eine Schlange um meine Hand, hier, hier, das erwürgt mich. An dem Kettchen hängen zwei Menschenleben, und ich, ich habe sie getödtet und meine Schuld ist offenbar vor mir, vor euch, wie sie es vor Gott schon längst gewesen ist. Aber es ist gut, daß es so geworden, ich soll nicht in Täuschung und Beschönigung dahingehen, ich soll mir nichts mehr vorlügen können, wie ich einst gelogen, ich soll büßen und ich büße. Ich kann nichts mehr ersetzen, aber mein Bischen Habe, die ich besitze, soll an die Anverwandten des Amtsdieners vertheilt werden; Sie müssen seinen Namen noch finden, und dieses hier, ich bitte, legt es in meine Hand, wenn sie todt ist. Die Lügensaat ist aufgegangen, begrabt sie mit mir."

Wenige Wochen darauf wurde Adelgunde aus demselben Zimmer, in dem sie als Kind einst zuerst ihre Schuld

erkannt und sich wieder ausgeredet hatte, hinausgetragen auf den Kirchhof und die Strickrölle wurden in der Hand der Leiche mit ihr begraben.

In einem hatte sich die Reuige doch geirrt: an dem Kettchen waren nicht drei und vierzig, sondern vier und dreißig Ringchen, ihr vorwurfsvoller Sinn oder was sonst mochte ihr diese Zahl dafür vorgespiegelt haben.

Der letzte Thorwart von Offenburg.

Die ihn gekannt haben, haben oft mit ihm gelacht, und die ihn nicht gekannt haben — ja da zeigt sich was Sterben ist; vom großen Stadtthore, das abgebrochen ist, kann man durch Abbildung eine Vorstellung geben, aber von einem Menschen kann man das nicht. Man sagt von einem sprechend ähnlichen Porträt; aber was spricht es? Der Mensch ist nicht festgestanden wie ein Haus, das war ein Wesen das sich bewegt hat, bald so bald so dreingeschaut, bald gelacht und bald geflucht, denn geflucht hat der alte Thorwart regelmäßig bei allem was ihm Zuwideres begegnete, und bei so einem alten Soldaten springen Haubitzen, Granaten und Kartätschen in seinen Flüchen, daß es knattert und prasselt. Weinen hat den Thorwart kein sterbliches Auge gesehen und er ließ sichs gefallen, daß man ihm nachsagte: ihm fehle dieser Vorzug des Menschen vor dem Thiere.

Könnt Ihr Euch denken, wie der Thurm dort auf dem Staufenberg einmal neu war, frisch von Kelle und Hammer weg? Man ist gewohnt, daß er grau und verwittert dasteht, und so war's auch mit dem Schlüsselbart. Er war allezeit alt, man konnte ihn gar nicht anders denken. Es ist nämlich zu merken, daß der Thorwart den Unnamen „Schlüsselbart" hatte. Sein Geschlechts-

name hieß „Bart“ und weil er einst gesagt, daß er der Schlüssel der Stadt sei, hieß er davon der Schlüsselbart.

Es ist ein eigen Ding um solchen Unnamen. Tausende von Menschen mühen sich ab und sterben gar darum, Saaten werden zerstampft, Städte verbrannt und ganze Länder verwüstet, um zu einem Namen das Beiwort: „der Große“ u. s. w. hinzuzufügen; da hat man's weit leichter, sich einen Unnamen zu machen; es braucht nichts als einmal eine ungeschickte Redensart und dergleichen, und fertig ist er.

Zu den seltsamsten Lebenslagen gehört aber, wenn die Welt von Einem etwas weiß, nur der, den's betrifft, weiß nichts davon; es ist, wie wenn Einem etwas hinten in den Rockkragen gesteckt wäre. Jeder der vorüberging, lachte den Thorwart an, er konnte sagen was er wollte, man lachte halb dazu, bis er endlich erfuhr, daß er Schlüsselbart heiße. Unser Thorwart wußte nicht was er machen sollte. Wehrte er sich dagegen, so blieb der Spottname gewiß haften, wehrte er sich nicht, so blieb er auch. Was that also unser Thorwart? Das Wohlfeilste; er that nämlich nichts, und verachtete nur im Stillen die Menschen und dabei dünkte er sich groß, denn das soll ja eine Größe sein, die Menschen verachten zu können; da kann man sich einbilden was man will, sich für groß und erhaben halten, und wer etwas dagegen sagen will, ist eben verächtlich.

Unser Thorwart war aber bei seiner Menschenverachtung wohlauf. In England soll's bald keine Füchse mehr geben, die rothjackigen Jäger haben sie weggeschossen. Auerochsen hält sich nur noch der Czar von Rußland, auch Menschenrassen sterben aus, und wie lange

wird es dauern und es giebt keinen Thorwart mehr. Wir Alten aber, die wir sie noch gekannt, müssen den Jungen sagen, wie ein solcher in vergangenen Zeiten ausgesehen hat.

Der alte Thorwart war der erste und letzte im Städtchen, es kommt nur drauf an, wie man's nimmt oder von wo man herkommt. Der Thorwart war wie das graue Stadtthor, er kam auch nie vom Fleck und drehte sich nur um seine Angel. Eine lange Pfeife und der Thorwart gehören nothwendig zusammen. Dazu ein kleines Häuschen, an der Vorderseite mit wilden Reben übersponnen, daneben ein wohlgepflegtes Gärtchen mit hellgelben Sandwegen und Buchsbaumeinfassungen. Da war Alles vollgesteckt mit frischen Blumen und Pflanzen, als ob Blumen und Bäume hier beim Eingange in den finstern Thorthurm noch recht innig Abschied nehmen wollten vom freien Felde da draußen. In das Gärtchen ist nie ein Kinderfuß gekommen, denn der Thorwart liebte die Kinder nicht, oder vielleicht haben wir's uns damals nur eingeredet, weil er allezeit so grimmig dreinsah, als wäre er der Wachthund der ganzen Stadt. Aus diesem Gärtchen trieb er indeß allerlei Pflanzen- und Saamenhandel bis weit über den Oberamtsbezirk hinaus, und wer bei ihm wohl dran sein wollte, durfte nur seine Blumen, seine Vögel und seine Hunde loben. Wachteln, Schwarzamseln und Drosseln hatte er in verschiedenen Käfigen und sogar ein Eichhörnchen in einer Drille.

Unser Schlüsselbart hat oft gesagt, er selber sei wie ein Vogel und sein Käfig hange auch im Freien, und an Nahrung gebrach es ihm nie, und zwar erwuchs ihm diese besonders aus den Steinen, denn er war Pflastergeld-

einnehmer. Dabei trieb er mit besonderer Vorliebe eine eigene Art von Thierzucht. Er hatte sich eine Hündin von Ulmer Rasse angeschafft, nicht nur, weil eine Hündin, wie er sagte, nie mit einpassirenden fremden Hunden Händel bekommt, sondern er versorgte auch damit Dorf und Stadt, und das Geschlecht, das aus seinem Hause ausging, hatte das Wächteramt auf Bauerhöfen und das Treibergeschäft bei Metzgern — und er that sich viel darauf zu Gute. Ja, wenn der Schulmeister von Zell zur Conferenz in die Stadt ging, sagte er ihm oftmals, er sei auch ein Lehrer, er ziehe die nützlichsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft heran und der Verstand eines seiner Hunde sei oft größer als der ihrer Herren. Ueberhaupt liebte es der Schlüsselbart, Bekannte eine Weile bei sich aufzuhalten, ehe sie durch das dunkle mächtige Thor, das zugleich Stadtgefängniß war, einpassirten. Er unterhielt sich aber nur mit Bekannten; Fremde, die in Kutschen ankamen und zu einem Thore hinein und zum andern hinausfuhren, waren ihm höchst gleichgültig. Jede Nacht Schlag Halb Eins hatte aber auch Schlüsselbart seinen gemessenen Aerger. Vom Kinzigthale herauf tönte ein Posthorn; der Eilwagen kam, das Thor mußte geöffnet und hinter ihm geschlossen werden. Unser Thorwart hörte aber weniger die fröhlichen Klänge des Posthorns, als das vermaledeite Bellen des kleinen weißen Kläffers, des Postspitz, auf der Decke des Eilwagens. Der Schaffner hatte diesem Hunde nicht mit Unrecht den Namen Zänkerle gegeben; besonders Schlüsselbart zankte stets mit ihm, aber der Spitz blieb ihm keine Antwort schuldig, und wenn der Postillon blies, kläffte Zänkerle immer unaufhaltsamer und sein böses Beispiel weckte die ganze Zucht

Schlüsselbarts und die gleichgestimmten Seelen aller Hunde im Städtchen; aus allen Höfen antworteten Zurufe in den verschiedensten Tonarten und der boshafte Zänkerle stand auf dem Hinterdeck des Eilwagens und bellte unaufhörlich gegen die Stadt. — An Markttagen war Schlüsselbart besonders aufgeräumt. Wenn er die Körbe der Marktweiber untersuchte, damit nichts Zollbares eingeschleift werde, hatte er allerlei Spaß; dafür war er aber auch mit allem Möglichen versehen, denn man stellte bei ihm ab, man gab ihm Aufträge an Ankommende und Abgehende, aber sehr hüten mußte man sich, ihm etwas zweimal zu sagen, da konnte er grimmig werden, daß man seinem Gedächtniß nicht traue. Er beobachtete den Lebenslauf Vieler die aus- und eingingen und konnte Tagelang erzählen vom Steigen und Fallen der Menschen; besonders von Prozeßbauern konnte er viel berichten und wußte Manchen bei Namen zu nennen, der im Anfange mit Roß und Wagen angekommen war, bis ein Stück nach dem andern in die Akten eingenäht wurde und man ihm endlich alle Eisen abriß, wie einem Gaul der zum Abdecker kommt. „Es gibt überhaupt nichts Neues," sagte er stets mit dem weisen König Salomo, „und ich weiß schon Alles," setzte er aus eigener Machtvollkommenheit hinzu.

Seit vielen Jahren hatte der Schlüsselbart eine Nachbarin, mit der er aber beharrlich kaum einen Gruß wechselte. An der innern rechten Seite des Thores, saß in einem halb ausgeschnittenen Fasse eine Obstfrau Jahr aus Jahr ein und hatte die zeitläufigen Früchte vor sich und dabei einiges altbackene Zuckerwerk und in neuerer Zeit auch Zündhölzchen. Man hätte nun glauben sollen, daß

der Schlüsselbart in der vielen müßigen Zeit die er hatte, sich mit dieser Nachbarin unterhielt, er aber that beständig als ob sie nicht da wäre und das nicht aus Bosheit, sondern aus Bequemlichkeit, denn er sagte eines Tages zu einem Vertrauten: „wenn ich mich mit ihr einlasse, weiß ich schon wie es geht. Da heißt es bald: ich muß da und dort hin, Nachbar Thorwart gebt mir ein bischen auf meinen Kram acht, und das will ich nicht und darum kennen wir einander nicht."

Nur wenn die Obstfrau die ersten Kirschen gezählt auf Stäbchen anknüpfte, nickte er ihr zu als wenn er sagen wollte: giebts schon wieder Kirschen? Sonst aber lebten die Beiden nebeneinander als wenn sie hundert Meilen Wegs von einander entfernt wären.

Am unliebsamsten aber war Schlüsselbart gegen die Handwerksburschen, die schnauzte er gerne an, und es konnte wohl sein, daß es daher kam, weil er festgenagelt war und nicht mehr auch wandern konnte; denn es ging die Sage, daß er einst selber ein Handwerk betrieben habe: die Schusterei. Er wollte das aber nie gelten lassen, denn seit er bei Leipzig mitgeholfen hatte, dem Bonaparte Füße zu machen, ruhte er aus von aller Arbeit und genoß den Lohn seiner Thaten in stiller Beschaulichkeit. Die kupferne Denkmünze auf seiner linken Brust erinnerte an seine Thaten, er aber hatte noch ganz andere Erinnerungsfeste; er hatte seine besonderen Schlachttage, die er im Stillen feierte, und wenn er die Ankommenden anlachte, konnte man sicher sein, daß er heute einen seiner Schlachttage mit einem guten Trunk Durbacher gefeiert hatte. — Er liebte den Sonntag weit weniger als den Samstag, denn an diesem war Frucht-

markt, und wenn die schwerbeladenen Wagen daherknarrten, hänselte und lachte er oft die Bauern aus, besonders wenn das Korn recht billig war; war es aber hoch im Preise und die Verkäufer zechten in der Stadt und er mußte noch tief in der Nacht oft und oft das Thor aufmachen, da konnte man sicher sein, daß man unter dem gewölbten Thore lange knallen mußte, bis er endlich rief: „Ja, ja komm' schon!"

Oft Monate lang kam er nicht aus den Kleidern, und er behauptete, das halte den Menschen gesund; die Thiere behielten ja auch ihre Kleider an, und darum seien sie auch viel weniger krank. Frühling und Sommerszeit waren ihm angenehm, denn da saß er im Freien und ließ sich von der Sonne braten und rauchte dabei und ließ sich von seiner Wachtel, seiner Schwarzamsel und seiner Drossel was vorsingen; wenn aber draußen der Sturm den Regen jagte, und Schnee und Hagel niederfielen, da wars ihm eigentlich noch wohler, da saß er in seinem wohldurchwärmten Stübchen, während draußen der Wind dem Fuhrmann den Mantel vom Leibe reißen wollte, streckte seine verlängerte Hand, den langen Stock mit dem Lederbeutel dran, zum Schiebfenster hinaus und dachte bei sich: „jagt ihr in der Welt herum, ich sitze im Trockenen." Sehr ärgerlich war er, daß man den Kirchhof vor die Stadt hinaus verlegte, er wollte nie gern an den Tod erinnert sein. Aber von dieser Zeit an kam eine Verdrießlichkeit nach der andern. Das große thurmähnliche Stadtthor wurde abgebrochen und die große steinerne Fratze, just über der Thorwölbung, die gegen alle Ankommenden die Zunge herausstreckte und so griesgrämlich dreinsah, ähnlich wie der Thorwart, wurde beim Abbruch zerschlagen.

Seit dem Verschwinden des Thurmes war es unserm Thorwart nun immer, als ob man ihm die Augenbrauen abgeschoren hätte; er blinzelte nur noch ärgerlich und behauptete, im Sommer könne er es vor schattenloser Hitze und im Winter vor Sturmwehen gar nicht mehr aushalten; dabei spöttelte er über die Stadtbewohner, die er beim Aus- und Eingang stellte und sagte zu ihnen: sie hätten die alte Reichsstadt zum Dorfe gemacht, denn was sei eine Stadt anders als ein Dorf, wenn sie kein Thor mehr habe? Man werde bald sehen, es gäbe gar keinen Zusammenhalt mehr, jetzt werde man hinausbauen und die ganze Stadt wäre nichts als eine aufgesprungene Wurst, während früher das Thor der Bindfaden gewesen war, der sie zusammenhielt. Aber es kam noch schlimmer. Die Eisenbahn wurde abgesteckt, unser Schlüsselbart lachte über das einfältige Zeug, das die Leute sich einredeten. Der Bau ging trotzdem immer weiter, und als endlich die erste Locomotive heranbrauste und die ganze Stadt hinauslief, um das neue Wunder zu sehen, da verlachte und verfluchte der alte Thorwart die ganze Welt. Und jetzt kam das Unerwartete. Unser Schlüsselbart wurde zur Ruhe gesetzt, denn Pflastergeld und Stadtzoll wurden abgeschafft. Jeder Wagen, der vorüber fuhr, ging ihm durch die Seele; er dankte niemand mehr, der ihn grüßte, er wollte keinen Gruß wo er nichts mehr zu befehlen hatte. Das abgesetzte Thorwarthaus wurde von der Stadt anderweit vermiethet und auf seine letzten Tage mußte unser Schlüsselbart gar noch ausziehen. Er blieb aber nicht lange in der neuen Wohnung. Noch in seinen letzten Tagen scherzte er oft: er wolle doch sehen, ob der älteste Thorwart, der heilige Petrus am Himmelsthor, noch bei seinem Amte

gelassen sei, oder ob auch dort Alles ungefragt ein- und ausspaziere.

Das war der alte Thorwart, und so wenig es mehr abgeschlossene Zünfte und Stände geben wird — was Manche wiederum wünschen — so wenig wird man mehr Thurmthore an den Eingang der Städte bauen können. Die zusammengestellten Wohnungen der Menschen haben jetzt freie Aus- und Eingänge ins Weite, und der alte Schlüsselbart, der sie wieder in ein Thor einschließe, ist — abgebrochen.

Abgerissenes vom Communismus.

In einer großen Versammlung, wo viel von Garantie der Arbeit, von Veränderung des Besitzstandes und zuletzt gar von gleicher Vertheilung der Güter oder sogenannter Gütergemeinschaft die Rede war, sagte ein Mann, indem er mit einem Stocke auf die Rednerbühne trat: „Hier mit diesem Stocke kann ich Euch einen schlagenden Beweis von der Zweckmäßigkeit und leichten Durchführbarkeit in der Veränderung des Besitzesstandes geben. Seht den Stock, es ist ein echtes spanisches Rohr, und hier oben ein goldglänzender Hundekopf als Griff. Ich will aber Euch nur ehrlich sagen, dieses Maul spricht auch: es ist nicht alles Gold was glänzt. Denn dieser Kopf ist nicht von Gold, sondern von Bronce. Ich gehe also mit meinem Stocke gestern an der sogenannten Kornecke am Marktplatze vorbei, da ruft mir ein staatsweiser Eckensteher zu: „Wart' nur, jetzt kommt die Zeit, wo man dir deinen Stock mit dem Goldknopf wegnimmt.“ Ich muß ehrlich bekennen, mich hat dieser Brudergruß eben nicht erbaut, sondern, offen gestanden, erschreckt, nicht weil ich mir eben viel aus dem Stocke mache, obgleich er ein werthes Andenken eines Freundes ist, ich würde ihn gern auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, wenn gewisse andere Dinge auch dazu kämen. Warum mich aber

der Zuruf erschreckte? Weil es mir wehe that, diesen Menschen durch die Lehren der Verführten und der Verführer zu solchem wenn auch vielleicht nur scherzhaft gemeintem Zurufe verleitet zu sehen. Ich will die Anmuthung einstweilen für Ernst nehmen und sage also: Gut, edler Bruder Eckensteher, hier hast du meinen Stock. Was willst du nun damit machen? Du kannst ihn nicht essen und nicht trinken, dich nicht damit bekleiden, nicht darauf wohnen; du mußt ihn also zu Geld machen, um Speise und Trank, Kleidung oder dergleichen dafür zu bekommen. Du gehst damit also zum Nachbar Hans oder Peter, er soll dir den Stock abkaufen. Was soll der Nachbar Hans oder Peter mit dem Stocke machen? Er wird ihn nur kaufen, wenn er damit spazieren gehen darf. Darf er das nicht, weil es ein aristokratischer Luxus ist, so wird er dich edlen Staatsweisen damit fortschicken; darf er es aber, so hat mein Stock nur den Besitzer gewechselt, es giebt also wieder einen Menschen, der mit einem scheinbar goldknaufigen Stocke spazieren geht und wieder einen, der an der Ecke steht und der ihn wieder nimmt und wieder verkauft, wenn sich noch einmal jemand dazu findet."

Es war dem Redner nicht verstattet, die Anwendung seiner Geschichte auszusprechen, ist aber auch nicht nöthig; es kann sie Jeder selber machen.

Ein geringer Mann oder die Bürgschaft.

Der Schreiner Krug hat in der Stadt gearbeitet und machte sich in seinem Heimathsdorfe ansäßig; sowohl er als seine arbeitsame Frau hatten kein Vermögen, aber Arbeitsamkeit ist das eigentliche Vermögen in der ursprünglichen Bedeutung des Worts und das ist zugleich das beste, die höchsten Zinsen tragende Capital. Dennoch ist es jedermann bekannt, wie schwer es sich thun läßt, auf dem Dorfe von einem Handwerk allein ohne eine kleine Feldwirthschaft zu leben. In neuerer Zeit ändert sich das; zumal bei der Aufhebung der Zünfte und vor allem in den Dörfern, die der Eisenbahn nahe sind, denn dadurch wird es möglich, die Erzeugnisse der Arbeit rasch und ungehindert in die größeren Verbrauchsorte zu bringen. Unser Schreiner Krug lebte zwar in einer entfernten Waldgegend, dennoch gelang es ihm, sich bald aufzuschwingen und in der Nacht, wenn Andere sich zur Ruhe begaben, hörte man in seiner Werkstätte noch sägen, hobeln und hämmern. Dabei war er sparsam, und der Hut, den er wachstuchüberzogen durch vielerlei Länder getragen hatte, ward noch mehr als zwanzig Jahre zum Kirchgange aufgesetzt; er war nicht mehr nach der neuesten Mode, weder in der Form noch in der fuchsigen Farbe, aber der Kopf darunter war allzeit frisch und wohlgemuth. Ein kleiner Acker und eine gute

Wiese, sowie eine Kuh im Stall, waren aus den Brettern herausgesägt worden. So lebte Meister Krug viele Jahre.

Nun aber fügte es sich, daß die älteste Tochter einen Sägmüller in der Nähe heirathete. Unser Meister ließ sich dazu verleiten, sein bischen Habe zu verkaufen und mit dem Sägmüller gemeinsam ein Wasserwerk zu kaufen und dazu noch namhaftes Geld aufzunehmen. Er verstand den Bretterhandel wohl und wollte daneben auch noch sein Handwerk treiben; bald aber wurde durch eine neuerrichtete große Schneidemühle unheilbarer Nachtheil bereitet und nach wenigen Jahren wurde alles verkauft. Die jungen Leute behielten noch so viel, daß sie mit Noth übers Meer auswandern konnten, und unser Meister Krug kehrte nochmals in das Dorf zurück. Ein treuer Genosse aus der Wanderzeit, der Schuhmacher Grundler, nahm ihn bei sich auf. Meister Krug wollte nun nochmals unverdrossen die erste Arbeit seines Lebens beginnen und von unten auf sich etwas erwerben, aber bald sah er, daß er jetzt weniger als nichts hatte, denn es gibt ein Etwas in der Welt, das unschätzbar ist und sich mit keiner Zahl nennen läßt, es heißt: Credit! Nicht die ungleichmäßige Vertheilung des Besitzes ist das Uebel in der Welt, sondern daß nur dem, der etwas besitzt, auch fremdes Gut anvertraut wird. Es ist daher wohlgethan, daß in unsern Tagen ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet ist, Hülfskassen für Gemeinden und Bezirke, überhaupt Vorschußbanken zu errichten, die die Arbeitskraft als Capital betrachten und sie nöthigenfalls mit den entsprechenden Mitteln ausrüsten. Unser Meister Krug klopfte an verschiedenen Thüren an, ja sogar bei Wucherern, aber man willfahrte ihm nirgends. Er lief von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, und

wiederum nach der Stadt, immer meinte er, er müßte die Thüre finden, durch die er aus seinem Elende herauskomme, aber sie that sich nicht auf; es war eine unsägliche Verzweiflung, mit der Krug hin und herwanderte, und er fragte sich oft: Warum gehst du wieder heim? Warum wanderst du nicht hinaus in die weite Welt, um fern und ungesehen zu sterben? Im Wald ausschauend sagte er oft vor sich hin: „Nur ein paar, nur einen von den Bäumen und ich wäre gerettet!“ Ja er legte sich mehrmals im stillen Wald nieder und hoffte, daß der Tod kommen und ihn erlösen würde; aber immer wieder machte er sich auf und kehrte heim zu seiner Frau, die wohl als Taglohnerin arbeitete, aber doch nicht so viel errang, daß sie beide hätten davon leben können, zumal da durch das Hin- und Herrennen und Suchen des Meisters immer baar Geld drauf ging, wenn auch nur ein paar Kreuzer.

Die Noth stieg, wie man sagt, bis an den Hals oder vielmehr noch höher hinauf. Es gab keinen Taglohn mehr und der gute Kamerad Grundler half endlich damit aus, daß er sich bei einem reichen Bauern, von dem Krug ein Malter Korn auf Borg kaufte, für die Bezahlung verbürgte. Nun war doch mindestens wieder Brod im Hause. Unser Meister nahm sich den ersten Laib davon mit, das andere überließ er seiner Frau, und jetzt zog der vierundsechszigjährige Mann wieder wie ein junger Wanderbursche hinaus in die Fremde, um als Handwerksgeselle Arbeit zu finden. Es gelang ihm bereits am dritten Tage, und er arbeitete frisch drauf los; aber sei es, daß er nicht mehr in einer großen Werkstätte arbeiten konnte und sich zu sehr anstrengte, oder daß den alten Mann das Heimweh und die Entbehrung der treuen Fürsorge

seines Weibes so sehr plagte, oder ob er überhaupt die veränderte Lebensweise nicht mehr ertrug, genug, noch nicht zwei Monate waren um, als Meister Krug ins Spital gebracht wurde, und hier genas er zusehends rasch, denn seine Frau war gekommen, ihn zu pflegen; und als er wiederum gut marschiren konnte, that es die Frau nicht anders, er mußte mit ihr heim. Unterwegs war Krug äußerst munter und er sagte oft: so habe er sich's vor Zeiten gewünscht, da er noch als fröhlicher Wanderbursche durch die Welt zog. Oft und oft habe er sich sein zukünftiges Weibchen herbeigewünscht, daß sie mit ihm wandere.

Daheim angekommen stand Krug wieder im alten Elend und was ihn am meisten plagte, war: daß er nicht einmal so viel erübrigt hatte, um dem treuen Grundler seine Bürgschaft abzulösen. Wieder trat er seine alten Wanderungen an, aber einst auf dem Heimwege übermannte ihn das Elend. Bei einer Buche mit niederhängenden Aesten knüpfte er sein Halstuch los und machte eine Schlinge um den Ast: „Mach' ein End," sagte er vor sich hin und stampfte auf die Erde, in der er sich ein Grab erzwingen wollte. Aber plötzlich hielt er wieder inne und sagte fast laut vor sich hin: „Ja, ja, aber der Grundler, der sich für dich verbürgt hat, der treue Mensch, wird um sein Geld betrogen! Kannst du als Betrüger aus der Welt gehen? Darfst du den guten Glauben deines Kameraden hintergehen? Nein, nein, der Grundler muß sein Geld haben, und wenn ich's stehlen muß." So sprach er fast laut und schaute dann still vor sich nieder, indem er dachte, daß Jemand noch mehr als Geld für ihn verbürgt hatte. Jahrzehnte lang hatte ihm seine Frau Liebe ge-

widmet und durfte er ihr damit vergelten, daß er ihr das Leid anthue? Und weiter gedachte er aller der Menschen, die ihm je Gutes gethan und er rief laut aus: „Es ist ja fürchterlich. Ich bin ja der größte Schuldner auf der Welt.“ Und jetzt als er sein Halstuch wiederum abknüpfen wollte, schaute er durch die Blätter hinauf zum Himmel und rief: „Du Himmel bist noch da und der über dir auch! Ich warte geduldig, bis ihr ein Ende macht, ich nicht.“

Ein Wandersmann in grauen Sommerkleidern mit einer neumodischen sogenannten Bügeltasche hatte nicht ferne davon das seltsame Gebahren des Mannes gesehen und seine Ausrufungen gehört. Jetzt trat er auf ihn zu und seine Worte und seine Mienen waren so zutraulich, daß ihm Krug sein ganzes Leben erzählte, besonders aber was in der letzten Stunde mit ihm vorgegangen war. Der Fremde öffnete die Bügeltasche und steckte die Hand in klingende Münze. Krug faßte seinen Arm nnd rief: „Ich nehme nichts geschenkt, sonst hätt' ich mich auf die Gemeinde gelegt.“ Der Fremde aber sagte: „Lieber Mann, ich will euch nichts schenken. Seht, ich habe mit diesem Gelde eine Reise nach der Schweiz machen wollen, ich bin nicht reich, aber dieses habe ich zu meiner Erholung erübrigt und ich will's euch nicht schenken, sondern nur leihen, und zum Beweise, nehmt hier diesen Zettel, darauf steht mein Name und mein Wohnort, ich thue weiter nichts, als ich kehre jetzt gerades Weges wieder um. Ich schenke euch nur meine Reisefreude, habe aber eine andere dafür, könnt mirs glauben. Wenn ich euch helfen kann, ist mir's wohler als auf dem höchsten Berge und der Gedanke, daß ich euch helfe, ist mehr als die schönste

Aussicht ins Weite. Ich bitt' euch, wenn ihr könnt, bezahlt mich wieder."

„Ich kann aber keinen Bürgen mehr stellen," sagte Krug und lächelnd erwiederte der Fremde:

„Ich weiß einen Bürgen, den wir hier gleich bei der Hand haben, und er heißt Vertrauen. Ich wiederhole euch, ich bin nicht reich an Geld, aber an Vertrauen zur Güte der Menschen, und so glaube ich euch; täuscht ihr mich und behaltet ihr das Geld, während es euch gut geht, so habt ihr mich um mehr als mein Geld, ihr habt mich um mein Menschenvertrauen betrogen und damit mir die Freude und einem andern, der, wie ihr, Noth leidet, die Hülfe geraubt. Daran denkt und nun lebt wohl."

Der Fremde legte fünfzig Gulden vor Krug hin, und als dieser noch staunend darauf schaute, war der Fremde verschwunden. —

Es gelang Krug, sich wieder herauszuarbeiten und nach Jahren erhielt der Fremde ein amtlich besiegeltes Schreiben aus dem Heimathsdorfe Krugs, darin die Nachricht, daß dieser gestorben sei, daß man aber in seinem Gebetbuche eine Quittung über ein bezahltes Malter Korn gefunden habe und in seinem Halstuche, das im Kasten lag, einliegendes Geld und dabei die eigenhändig geschriebenen Worte Krugs: „Dieses Geld gehört dem N. N. in N. Er soll nur allezeit an die Menschen glauben und wenn er auch einmal betrogen wird."

Das war der geringe Mann. Sieh zu, du brauchst nicht weit suchen, ob du nicht auch eine solche Lustreise in die weite Welt des Wohlthuns machen kannst.

Die Herenbesen.

Noch heutigen Tages reiten die Hexen auf den Blocksberg, so behauptet der Doktor Gscheitle steif und fest, und er thut sich was darauf zu gute, daß er ganz genau weiß, woher jener alte Aberglaube entstanden ist und seine Beweisführung lautet so: Wenn die Zeit ist, da die Staare ihre alte Behausung auf's Neue aufsuchen und herrichten und der Fink seinen schmetternden Gesang von den kaum knospenden Bäumen erschallen läßt, um diese Zeit da fährt auch in die Hausfrauen eine Scheuersucht, die sich nicht mehr bändigen läßt; sie wollen jetzt auch um die Osterzeit den Winter aus dem Haus hinaus kehren, mag's draußen nieseln und Naßkälte und Wind und Wetter noch so unbehaglich machen, es nützt nichts, Fenster auf! Alle Böden aufgescheuert! Alle Schränke ausgekehrt — und mit einem Wort, in die Besen ist der Teufel gefahren und in diejenigen, die sie führen, nun — es schickt sich nicht, daß man das sagt.

Versuch's nicht, ihnen Einhalt zu thun, es könnte dir übel gerathen, sprich nichts davon, daß man auf sonnige Zeit warten möge, es nützt nichts, die dürren Reiser in den Besen schlagen jetzt aus, es regt sich eine Gährung in ihnen wie im Korn auf dem Speicher, wie im Wein im Keller. Suche dich mit dem Gedanken zu beruhigen, wie

es gut ist, daß eine Zeit zur völligen Ausstäubung des Hauses eingesetzt ist; manche unterließen es sonst ihr Lebenlang.

Berufe die behexten Besen nicht, wer weiß, was du sonst erfahren kannst, was dir nicht lieb wäre.

Gib acht auf deine Frau, wenn sie dieses liest, es hat etwas zu bedeuten, wenn sie dabei lacht und auch wenn sie nicht lacht.

Neue Gewerbvereins-Satzung.

Die Gewerbvereine sind die natürliche, zeitgemäße Erneuerung des alten Innungsverbandes, ihr besonderes Augenmerk muß darauf gerichtet sein, die Errungenschaften, die auf dem Gebiete der Wissenschaft wie der Erfahrung gemacht werden, zum Nutzen Aller zu verallgemeinern, neue Absatzwege für die Arbeitserzeugnisse zu eröffnen und Hülfskassen aller Art zu errichten.

Der Gewerbverein zu ** stand in voller Blüthe, und seitdem der Vetter Andres beigetreten ist, hat er vielfach die spielerischen Großthuereien daraus entfernt und mit Recht wurde deßhalb der Vetter einstimmig zum Vorsitzenden ernannt. Bei der letzten Jahresversammlung hielt Vetter Andres einen eindringlichen Vortrag über einen der wichtigsten Gegenstände, nämlich über das allmälige Verschwinden fester Kunden. Er erklärte, wie zwei Dinge hierzu mitwirken, die sich nicht abändern lassen. Das sind erstens die Magazine fertiger Waaren, wo der Käufer in keine Beziehung mehr zu dem Gewerbsmanne tritt, und damit hängt das zweite zusammen, daß durch die neuen Verkehrswege, durch die rasche Verbindung zwischen verschiedenen Städten und Ländern man den Bedarf nicht mehr vorzugsweise an seinem Heimathsorte sich aneignet. Ein drittes aber, setzte er hinzu, ist viel weniger sichtbar und

doch am wirksamsten. Eben die Magazine fertiger Waaren haben in den Verbrauchenden eine Ungeduld und das Kurzangebundene hervorgebracht, daß man nicht mehr warten will, bis man ein besonders Gewünschtes erhält; alles wird auf Knall und Fall bestellt, und in den Gewerbsmann hat sich dadurch ein großer sittlicher Schaden ausgebildet, und der besteht in falschen Versprechen oder einfacher im Nichtworthalten, gerad heraus im Wortbruch. Der Gewerbsmann will sich den Verdienst nicht entgehen lassen und obgleich er weiß, daß er die gesetzte Frist nicht einhalten oder besten Falls nur mit schlechter Arbeit einhalten kann, verspricht er doch auf Tag und Stunde hin. Daraus erzeugt sich neben anderem eine Verstimmung und Mißachtung, und wer selber treulos ist, dem hält man auch die Treue nicht und geht beim nächsten Bedarf zu einem andern. Darum sollte es ein Hauptaugenmerk der Gewerbtreibenden sein, dem Bestellenden zu erklären: in dieser und dieser Frist ist es überhaupt und mir besonders nicht möglich, das Verlangte zu liefern. Freilich darf der alte Meister Schlendrian, der seine besondere Freude am Liegenlassen und Vergessen hat, dabei nicht im Hintergrnnde stehen und flüstern: Man braucht's nicht so genau zu nehmen. Genau und fest sei Wort und That. Könnt euch darauf verlassen, daß in den meisten Fällen nach einer offenen und wahrheitsgetreuen Erklärung der Arbeitgebende seinen Auftrag nicht zurückziehen wird; vielmehr wird sich daraus ein dauerndes und treues Verhältniß bilden; denn die Mehrzahl der Menschen ist doch noch so, daß es ihnen wohlthut, wenn sie der Geradheit begegnen und nicht mit schuld sind an dem sittlichen und wirthschaftlichen Verderb ihrer Mitmenschen. Probirt es nur, und ihr werdet sehen,

was daraus erfolgt. Treue wird mit Treue belohnt, und darum wollen wir uns hier feierlich und gemeinsam das Wort geben, daß wir alle Fahrlässigkeit abthun und allezeit dem Arbeitgebenden Wort halten.

Ja! rief es einstimmig aus der Versammlung und Hunderte von arbeitsharten Händen streckten sich in die Höhe.

Du, der du das liesest und zu dem ehrenhaften Gewerbstande gehörst, lege die Hand auf dieses Blatt und gelobe das Gleiche vor dir selbst. Wirst sehen, es wird dir Ehre vor dir und Ehre und Nutzen vor den Menschen bringen.

Ein besonderes Kennzeichen der Eitelkeit

liegt auch darin, daß die damit Behafteten nie geradezu eingestehen wollen, wenn sie auch nur in einer unscheinbaren Sache Unrecht haben oder im Irrthum sind. Oft mit Eifer und Scharfsinn bringen sie tausenderlei Gründe vor für das was sie gethan und gesagt, während sie beim Thun und Sagen keinen einzigen davon im Sinne hatten. Und so kommt zum anfänglichen Irrthum noch das Laster der Lüge. Einen Irrthum kann man einem Menschen beweisen — indem man ihm die wirkliche oder mögliche Sache vor Augen stellt, eine Lüge nur seltener — denn wo soll man den Beweis hernehmen, wenn einer lügnerisch behauptet: ich habe die Sache so und so angesehen?

Alle die Ausrede der Eitelkeit geschieht nur, um nicht einfach gestehen zu müssen: ich habe mich geirrt, ich habe das und das nicht recht verstanden oder vergessen.

Forsche einmal im Leben nach und du wirst sehen, daß diese Eitelkeit in der Regel von solchen ausgeht, die nicht in sich fest sind oder nach außen eine abhängige und unselbständige Stellung immer vor Augen haben, so daß sie durch das freie Bekenntniß eines Mangels sich etwas zu vergeben fürchten.

Der Gevattersmann kennt einen tüchtigen Menschen, der bei manchen Gelegenheiten sagte: „das und das verstehe

ich nicht oder davon weiß ich nichts." „O Sie sind zu bescheiden," rief man ihm entgegen. „Nein," erwiederte er, „im Gegentheil, dieses Bekenntniß ist Stolz. Weil ich von manchen Dingen sagen kann, daß ich davon etwas weiß oder verstehe, kann ich den Muth haben ohne Scheu zu sagen: in diesem bin ich unwissend. Wer wirklich etwas gelernt hat, braucht sich nicht zu fürchten, die Grenzen seines Wissens einzugestehen, und je mehr man wirklich versteht, um so mehr sieht man ein, was man nicht versteht; wer aber nichts Rechtes inne hat, der gibt sich gern bei jeder Gelegenheit den Anschein, als ob ihm gar nichts verborgen wäre. Mein Bekenntniß ist also nicht Bescheidenheit, sondern Stolz, und diesen wünsche ich recht vielen Menschen und dann wird weniger Lüge und Hohlheit in der Welt sein. Einer wird gerne vom andern lernen und bereichert und aufgeklärt von ihm weggehen."

Von jenem obengenannten freien Eingeständniß, von jener Willigkeit sich eines Bessern belehren zu lassen, hat der Gevattersmann noch ein treffendes Beispiel in Erfahrung gebracht. Der alte Meister Gottfried von Berlin, ein weltberühmter und ehrenfester Künstler, hatte die Redeweise im Gebrauche: es soll mir lieb sein, wenn ich Unrecht habe — und gerne ließ er sich von einer Beweisführung überzeugen. Der Gevattersmann kennt Nachkommen des Meisters, in deren Familie das Wort heimisch ist, und hoffentlich wird es nun auch in andern Familien heimisch. Probirt's nur, werdet sehen, wie manche Störrigkeit gebeugt, mancher Streit dadurch geschlichtet wird.

Es ist etwas Wahres dran.

Das ist die wohlfeilste und halbsinnigste aller landläufigen Redensarten, die eine innere Faulheit bekunden. Und wieder ist es die Eitelkeit und Zerfahrenheit, die sie in Umlauf gesetzt hat. Du kommst mit einem Menschen zusammen, der ganz ohne Einsicht und ohne richtige Ansicht einer bestimmten Sache ist. Du setzest ihm alles auseinander und machst ihm die Augen auf, und er — was sagt er zuletzt? „Es ist etwas Wahres dran, an dem was Sie sagen.“ Er kann und wird dir nicht sagen, worin diese Stückwahrheit bestehe; er glaubt genug gethan zu haben mit dieser höflich zunickenden Redensart.

Solche Menschen sind keiner Erlösung mehr fähig und des Besten verlustig was es geben kann auf der Welt: durch ein neues Wort, durch einen neuen Gedanken, der in die Seele geht, eine neue Belebung zu gewinnen.

Die Menschen, welche die obengenannte Redensart im Munde führen, wo sie andächtige Zustimmung zu erkennen geben sollten, diese Menschen würden eine neue Offenbarung, die ihnen verkündet würde, mit dem anmuthigen freundlichen Zulächeln begrüßen: Es ist etwas Wahres dran!

Laß dich von diesem Hochmuths= und Faulheitsteufel nicht berücken und du wirst sehen, es gibt keine größere

Freude als die: sich von einem Mitmenschen eine echte und rechte Wahrheit vollauf und ganz geben zu lassen. Es ist eine neue Belebung, über den abgestandenen Irrthum hinüber zur Wahrheit zu kommen. Wenn ein frisches Faß angestochen ist, merkt man erst recht, wie welk und abgestanden das vom alten war, und das neue mundet um so besser.

Vom zertretenen Korn.

„Es gibt nichts Schöneres," sagte der Pfarrer vom Berge, der mit seinem Schultheiß — oder wie es nach dem neugebackenen Titel jetzt heißt, mit seinem Ortsvorstand — in Amtsgeschäften aus der Stadt zurückkam, als sie die Hochebene erreicht hatten und den Fußweg durch die hohen Kornfelder einschlugen, „es gibt nichts Anmuthenderes, als so hinzuschreiten durch das wogende Feld, und mir thut das noch wohler als ein Waldgang. Diese Saat ist mit Gottes Hülfe unsere eigene Arbeit, und seht, Schultheiß, der Roggen steht gleich auf mit eurem Hute. Das Getreide hat für mich etwas besonders Heiliges, das grünt und sproßt und blüht, und hat es seine Frucht gezeitigt, so stirbt es ab; bleibt nicht für sich wie der Baum, es lebt nur für die Frucht, des Menschen Nahrung."

Der Schultheiß hörte ruhig zu, er nickte mit dem Kopfe, aber um seine Lippen spielte ein seltsames Lächeln, und als jetzt der Pfarrer, fast als spürte er das Lächeln hinter seinem Rücken, sich umwendete und den Schultheiß zutraulich fragte, was er wieder habe, er sehe ihm was Verstecktes an, da sagte der Schultheiß: „O Herr Pfarrer, bei Ihnen ist man immer in der Kirche, und Sie gehen auf dem Boden herum wie im Himmel. Aber Herr Pfarrer, mit Verlaub, das ist mir viel zu fein, und nun gar für

die da drin! Sagen Sie das einem im Ort, und es ist wie wenn man einem Ochsen in's Horn kneift, er spürt nichts davon. Mir gehen, wenn ich mich da umsehe, ganz andere Gedanken im Kopf herum."

„Nun? Darf ich sie nicht wissen?"

„Freilich, schauen Sie, das ist mein Acker. Da ist kein Weg, aber die Leute haben sich einen mitten durch gemacht, und es gibt nichts Aergerlicheres als das; denn schauen Sie, es ist nicht genug, daß Eines Platz hat, die sich begegnen müssen einander ausweichen, und sie treten oft noch mit Fleiß nebenaus. Und da liegt mindestens ein gehauftes Malter Korn, das die Leute da niedergetreten haben, und Keiner macht sich ein Gewissen daraus, die gute Gottesgabe unter den Fuß zu treten. Es ist ein guter Brauch, daß man keine Brosamen auf den Boden wirft, und wo sie sind aus dem Wege kehrt, aber da, das ist doch auch Brod, und wenn die Leute nur dreißig Schritte Umweg machen wollten, da drüben geht der Rain; aber was ficht das die Leute an? Sie suchen den nächsten Weg. Ich habe alles gethan, um den Durchgang zu versperren. Sehen Sie, dort liegen die Dornen, aber sie haben mir sie nebenan geworfen; dort habe ich Graben gehackt, aber was hat's genützt? Sie treten jetzt im Halbkreis drum herum, und ich habe doppelten Schaden. Es geht mit den Dornen und Graben wie mit den Gesetzen im Verordnungsblatt, sie richten oft noch mehr Schaden an, als sie verhüten wollen, denn der Flurschütz kann nicht überall sein, und wenn's Niemand sieht, thut Jeder was er will, und ist noch bös, weil man ihm was in den Weg gelegt hat, und freut sich, daß er drüber hinaus kann."

„Wenn man nur wüßte," entgegnete der Pfarrer, „wer zuerst diesen Weg durch's Feld gemacht; denn so ist einmal der Lauf der Welt: hat der Eine zuerst die Sünde gethan, so geht der Andre in den Fußtapfen nach und denkt: jetzt schadet's nichts mehr."

„Und der Erste denkt vielleicht," ergänzte der Schultheiß, „man sieht meinen Schritt nicht und ich bin schnell drüber weg, es schadet nichts, das Verdorbene richtet sich vielleicht wieder auf, oder eigentlich — und das ist wol am meisten der Fall — er denkt gar nichts dabei."

Der Pfarrer ging still vor sich hin und an seinem Hause schüttelte er nochmals dem wackern Schultheiß die Hand.

In der Erntepredigt, die alljährlich gesetzmäßig gehalten werden muß, überraschte der Pfarrer seine Zuhörer mit einer seltsamen Auseinandersetzung. Er erklärte ihnen, wie wohlthuend es sei, daß man sich allsonntäglich zu gemeinsamer innerster Sammlung und Kundgebung seiner Wünsche und Bestrebungen einige im Gebete, und wie der Geistliche nur ein Vordenker sei, der der Gemeinde das darbringe, was die Besten aller Zeiten gedacht und wieder in ihm erweckt zu gemeinsamer Belebung; dann aber sagte er, daß das noch erhebender sei, wenn der Geistliche nicht immer allein aus den überlieferten Schriften und aus dem eigenen Herzen spreche, sondern auch, wenn er seinen Mund leihe dem Denken und Fühlen Derer aus der Gemeinde, so daß sich wahrhaft eine Gemeinde des Geistes bilde. Und nun ging er auf die Betrachtung der durch das Feld getretenen Wege über. Er verpflichtete sich zuerst feierlich von der Kanzel, nie mehr einen Weg durch's Feld zu gehen, der nicht der eigens dazu angelegte war, und er verpflichtete

einen Jeden, auf sich selber zu achten und Andere dazu anzuhalten, daß ein Gleiches geschehe, und zuletzt erzählte er aus der Bibel, daß man im Lande Kanaan gesetzlich ein Stück des erntereifen Ackers stehen lassen mußte für die Armen und Besitzlosen, und so legte er den Großbauern an's Herz, dasjenige, was durch die Feldwege bisher niedergetreten worden sei, noch als ein Uebriges zu dem Gewöhnlichen an die Armen zu vertheilen. —

Sieh dich nächstes Jahr in deiner Gemarkung um, was diese Mahnung für Frucht getragen hat.

Eine fremde Hand

schlägt dein eigen Kind. Du kommst dazu und erfährst, daß das Kind es wohl verdient hat und du weißt, daß der Lehrer oder wer es sonst eben gezüchtigt, im Allgemeinen ein wohlwollender Mensch und dem Kinde zugethan ist; und dennoch, wie du so dein eigen Kind gezüchtigt siehst, dreht es dir das Herz im Leibe um. Warum denn? Weil du doch Niemand die Liebe für dein eigen Fleisch und Blut zutraust, wie dir selbst, und das läßt sich nicht überwinden.

Gieb aber auch auf dich selber Acht, ob nicht oft deine eigene Hand, die das Kind züchtigt, eine fremde ist, ob du nicht oft in Mißmuth über ganz Anderes eine Unfolgsamkeit oder eine Unart an deinem Kinde mit einer Härte bestrafest, die das Vergehen bei weitem nicht verdiente.

Hüte dich, daß deine eigene Hand nicht die fremde sei.

Der Viereckig oder die amerikanische Kiste.

„Ich glaub' nicht an Amerika," sagte einst die alte Lachenbäuerin in der Hohlgasse, als man ihr Vielerlei und darunter auch Fabelhaftes von dem fernen großmächtigen Lande erzählte. Die Leute erlustigten sich über diese einfältige Rede, denn die Lachenbäuerin hatte keineswegs damit nur sagen wollen, daß sie nicht an die Verheißungen und Hoffnungen Amerika's glaube, sie erklärte sich einfach dahin, sie glaube überhaupt nicht an das Dasein von Amerika, das sei alles lauter Lug und Trug. Sie bemühte sich dazu nicht zu mehr Beweisen, als die Großen am spanischen Hofe gegen Columbus vorbrachten, sie glaubte eben nicht an Amerika, und fester Unglaube läßt sich ebenso wenig überführen als fester Glaube.

Wenn heutigen Tags Jemand im Dorfe durch irgend welche Hindernisse nicht nach Amerika auswandern kann, hilft er sich mit der Scherzrede: „Ich glaub' nicht an Amerika, wie die alte Lachenbäuerin."

Es giebt aber landauf und landab kein Haus mehr, in dem man nicht den lebendigen Beweis vom Gegentheile hätte. Da ist ein Geschwister, dort ein Verwandter oder auch nur ein Bekannter in Amerika, man weiß den einzelnen Staat zu nennen, in dem sie sich angesiedelt haben, man hat Briefe von ihnen gelesen und gehört.

Im Wirthshause des entlegentsten Dorfs, wo man aus einem guten Schoppen Kräftigung oder Vergessenheit trinken will, schreibt mitten aus den Tabakswolken eine Zauberhand ihre Mene Tekel an die Wand; da legen sich zwei Hände brüderlich ineinander, da segelt ein buntgeflaggtes Schiff auf grüner See und in flammenrothen Buchstaben leuchtet die Botschaft: „Nach Amerika!“ Verschwunden ist alles Selbstvergessen und der Geist, der sich in sich versenken und begnügen wollte, wird mit Zaubergewalt hinausgetragen auf das unabsehbare Wellenwogen der Ueberlegungen und Berathungen. Freilich ist bei dieser Schrift keine Zauberei, sie ist nur ein Meisterstück der Buchdruckerkunst, und die zahllosen Auswanderungsexpeditionen: die Bruderhand, das treue Geleit, die sichere Obhut, die glückliche Zukunft und wie sie sich alle nennen — Auswanderungsagenten mit ihren Helfershelfern, Wirthen, Schulmeistern und Krämern, sorgen dafür, daß man allerorten eingedenk sein muß, wie weit wir es in der Kunst Gutenbergs gebracht. Ist der Blick aber auch nur flüchtig von diesen Zeichen gefesselt worden, so muß auch das Wort ihm folgen, und Menschen, die ihr Lebenlang kein anderes Fahrzeug gesehen als den Flotz, der eilig an der Wiese vorbeischwimmt darauf sie mähen, sprechen von gekupferten Dreimastern, vom Leben in Vorkajüte und Zwischendeck. Menschen, die es daheim nicht zu einer Handbreit Erde bringen können, sprechen von Congreßland und den tausend Morgen, die sich leicht erwerben lassen. — Amerika schickte uns einst die Kartoffel, die in der alten Welt heimisch und zum Bedürfniß geworden, in hunderterlei Art bereitet und genossen wird; man kann fast sagen, das Gespräch über Amerika ist auch eine Art von Kartoffel, das wird

gesotten und gebraten, in hunderterlei Art bereitet, und sogar zum berauschenden Trank hergerichtet. Wie erlaben und erhitzen sich oft die Sonntagsgäste an der Kartoffel in Trank und Wort, und kehren sie dann heim in ihre Behausungen, so kommen sie aus dem fernen Lande zurück, und spät in der Nacht wird noch mit der Frau überlegt, ob man nicht auch auswandern wolle, dahin, wo man nicht mehr zinse und steuere; jedes kleine Ungemach hebt alsbald ganz hinweg von dem gewohnten Lebensboden und noch am Morgen bei der Arbeit ist es oft, als ob die Luft von selbst das Wort Amerika spreche; mit Sichel und Sense oder der Pfluggabel in der Hand schaut der Bauer oft aus, als müßte plötzlich Jemand kommen, der ihn abrufe nach dem gelobten Lande Amerika. — Glückselig, wer sich bald wieder findet und sich tapfer wehrt auf dem Boden, darauf Geburt und Geschick ihn gestellt.

Es wäre thöricht, die unabsehbare Befruchtung und den großen Alles bemächtigenden Zug der Menschheitsgeschichte in dem Auswanderungstriebe verkennen zu wollen. Das hindert aber nicht, ja fordert eher dazu auf, die Herzen derer zu erforschen, die, vom Einzelschicksale gedrängt in die Reihen der Völkerwanderung eintreten, deren weltgeschichtliche Sendung unermeßbar und den Einzelnen, die mitten im Zuge gehen, unerkennbar ist. Daneben ist es von besonderem Belange zu beobachten, welche Wandlung solch ein Trieb, der die ganze Zeit ergriffen, im beschränkten Lebenskreise der Scheidenden und Verbleibenden hervorbringt.

Der Statistiker stellt, manchmal mit Bedauern, die Summen Derer zusammen die in diesem und diesem Jahre das Vaterland auf ewig verlassen; er ermißt, welche

Arbeits- und Capitalkraft dadurch dem Vaterlande entzogen wurde, die innere sittliche Macht aber, die den Zurückbleibenden dadurch entzogen und anbrüchtig geworden ist, läßt sich nicht in Zahlen fassen und in die Linien der statistischen Tabellen eintragen. Wandert über Berg und Thal, und der Lastträger, der sich euch anschließt, stemmt seinen Stock unter die Last auf seinem Rücken und ausschnaufend erzählt er euch, wie man in Amerika für seine harte Arbeit doch auch etwas vor sich bringe und wie er gern dahinzöge, wenn er nur die Ueberfahrtskosten erobern könnte. Dort in jener Hütte wohnt ein altes Paar, einsam und verlassen; es hat seine Kinder, die Freude und Stütze seines Alters, über Meer geschickt, damit es doch mindestens ihnen wohlergehe und ist bereit, den Rest seiner Tage einsam und freudlos zu verbringen, wenn nicht die Kinder es zu sich rufen. In einem andern Hause klagt eine arme Verwandte ihre bittere Noth, und ein noch nicht fünfjähriger Bub sagt: „Sei zufrieden Base, wenn ich groß bin, geh' ich nach Amerika und schicke dir einen Sack voll Geld." Der Dienstbote spart sich sein Lohn zusammen, und stellt sich die Rahmenschuhe weg, die er zu Georgi und Michaeli bekommt und über alles zunächst Vorliegende hinaus schweift der Gedanke nach Amerika. Das ganze diesseitige Leben wird zu einem mühseligen unruhigen Samstag, hinter dem der lichte amerikanische Sonntag verheißungsvoll winkt. — Hatte jener Bauer Recht, der da sagte: „Wenn eine Brücke hinüberginge übers Meer, es bliebe kein einziger Mensch mehr da?"

Tretet in die Hallen des öffentlichen Gerichts und der ewige Endreim heißt: nach Amerika. Der Brandstifter wollte mit den Versicherungsgeldern — nach Amerika, der

Dieb mit dem Erlös seines Diebstahls — nach Amerika — die Kindesmörderin wollte mit ihrem Verführer — nach Amerika, und da er sie verließ, tödtete sie ihr Kind, um sich allein zu retten — nach Amerika, ja selbst der verurtheilte Verbrecher tröstet sich, daß er im Zuchthaus so viel erübrigen könne, um auszuwandern oder gar, daß man ihm die Hälfte seiner Strafzeit schenke und ihn fortschicke — nach Amerika.

Aber nicht nur Verarmte, die sich nicht aufraffen und sich der Hoffnung hingeben, daß sie die Gemeinde oder der Staat endlich über's Meer sende, und nicht nur Verbrecher, die sich mit kecker Hand das Lösegeld aneignen, schauen aus nach Amerika; auch die Menschen, die sich wieder darein gefunden haben, muthig und rechtschaffen auf ihrer Stelle auszuharren, im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren, auch diese tragen oft zeitlebens die untilgbaren Folgen davon, daß sie einst eine andere Sehnsucht über sich kommen ließen, und nur starke Naturen oder Andere denen nichts tief geht, überwinden die Unruhe und die Unstätigkeit, die auf lange nicht aus der Seele weichen will, welche einst den Gedanken der Auswanderung in sich gehegt hatte.

„Ich glaub' nicht an Amerika," sagen nun aber auch ganz andere Leute, als die alte Lachenbäuerin.

Die Strömung der Auswanderung hat sich auch schon gestaut und ist eine Zeit lang rückwärts gegangen. Viele in Verzweiflung heimgekehrte Auswanderer wissen gar Schauereregendes zu erzählen von der neuen Welt; denn getäuschte Hoffnung macht bitter, läßt das Gute an einer Sache leicht übersehen oder gar läugnen, und wer von einem Unternehmen abgelassen hat, das er

unter der gespannten Aufmerksamkeit Anderer mit großem Eifer versucht hat, muß die Hindernisse als ungeheuerliche darstellen, um mit seiner Ehre desto besser dabei wegzukommen. Da wird die ehemalige blinde Lobpreisung jetzt zur blendenden Verleumdung. Freilich sind die Gaunereien, die in Amerika unter allerlei Masken oder auch ganz offen freies Spiel haben, oft fabelhaft keck und abenteuerlich, mit Verläugnung alles sittlichen Gefühls und rücksichtsloser Ausnutzung seines Nebenmenschen und seines hingebenden Vertrauens; freilich bildet sich dort die Selbsthülfe, auf die Jeder angewiesen ist, oft auch zur lieblosen Selbstsucht aus, und wer von seiner eigenen Kraft verlassen ist, ist ganz verlassen. Aber weil eben die Hoffnungen für Amerika zu hoch gespannt, zu träumerisch unklar waren, weil man ein Fabelreich daraus machte, und amerikanisches Wohlleben zu einem Aberglauben geworden war, ist dieser jetzt vielfach zum Unglauben umgeschlagen und — „Ich glaub' nicht an Amerika“ heißt es jetzt mit der alten Lachenbäuerin, und das hat sein Gutes. Es wird jetzt aufhören, daß Jeder, der mit seiner Hoffnung oder mit seiner Thätigkeit in die Brüche gekommen ist, alsbald das Weite sucht und alles Heil von der neuen Welt erwartet, und von dieser wird sich eine klare und gerechte Anschauung ausbreiten, die nichts vom Aberglauben und nichts von Unglauben will, sondern die Bedingungen des alten und des neuen Lebens entsprechend würdigt. — —

Es wird sich wol noch Gelegenheit finden, in weiteren Ausführungen Gruppen der Auswandernden und Zurückbleibenden, sowie der wiederum Heimgekehrten kennen zu lernen, jetzt will ich nur die Geschichte von des Lachenbauern Xaveri erzählen. Es ist der Enkel jener Alten,

die den Spruch that: „Ich glaub' nicht an Amerika,“ aber der Xaveri mußte daran glauben, und zwar auf eine seltsame Weise.

Das war ein unbändiges Gelächter am Rottweiler Markt, vor dem Wirthshause zur Armbrust! Auf einem sattellosen Apfelschimmel saß ein halbwüchsiger Bursche, breitschultrig, mit einem wahren Stiernacken, darauf ein Kopf von gewaltigem Umfange ruhte; die braunen Haare, die geringelt von selbst emporstanden, machten den Kopf noch umfangreicher, und eben war man daran, diesem Haupt seine entsprechende Bedeckung zu verschaffen. Der Reiter hielt mitten im Marktgewühle vor einer Bude, und ein Hut nach dem andern wurde ihm heraufgereicht, aber er gab sie alle wieder zurück. Ein älterer Bauer nahm das Pferd am Zügel und führte es sammt seinem Reiter durch die drängenden Menschen nach einer andern Bude gleichen Inhalts. Der frühere Versuch wurde hier erneuert, ein Hut nach dem andern wanderte auf das gewaltige Haupt des Reiters und wieder hinab, braune, schwarze und graue Hüte von jener neuen Form, die ohne die Verbote der hohen Regierungen die Menschen aus verschiedenen Bildungsstufen wenigstens der Form nach unter Einen Hut gebracht hätte. Man reckte und zerrte die Hüte, man spannte sie über die Form, aber dennoch war keiner passend. Der Bursche hielt den Zügel des Pferdes und die schwarze Zipfelmütze, die er abgethan, krampfhaft in der linken Hand. Eine große Menschenmenge hatte sich bald leise bald laut spottend um ihn

versammelt, da rief Einer laut: „Der Xaveri hat einen viereckigen Kopf.“

„Es ist beim Blitz wahr, für dich findet sich kein Deckel, reit' nur heim, du Malefizbub,“ rief der Mann, der früher das Pferd am Zügel nach der andern Bude geführt hatte, und jetzt schrie Alles laut spottend: „Der Viereckig! der Viereckig!“

Der Reiter nahm die lederüberzogene neue Peitsche, die er über die Brust gespannt hatte, ab und hieb damit nach Dem, der zuerst „der Viereckig“ gerufen hatte, aber dieser war rasch entschlüpft, und als der Reiter in langsamem Schritte durch die Menge weiter ritt, rief ihm Alles nach: „Der Viereckig! der Viereckig!“ Die dicken Lippen des Reiters schwollen noch mächtiger an, er schärfte sie bisweilen mit den Zähnen und murmelte Unverständliches vor sich hin, und als er das Menschengedränge hinter sich hatte, peitschte er das Pferd, daß es vorn und hinten ausschlug, und jagte im wilden Galopp davon. Manchen, der still allein mit sich oder laut selbander mit seinem Rausche dahinwandelte, und Manchen, der mehr als nüchtern sein unverkauftes Vieh heimtrieb, hatte er in raschem Ritte fast über den Haufen geworfen, aber er hörte kaum das Fluchen und Schelten hinter ihm drein, ja schnelle Steinwürfe erreichten ihn nicht, denn das schwerfällige Pferd trug ihn fast mit Windeseile davon. Gedanken aber sind doch noch schneller, und wir können darum den Reiter leicht geleiten und ihn näher kennen lernen.

Es gab keinen keckern, meisterlosen Buben im Dorfe, als des Lachenbauern Xaveri. Der Lachenbauer — er hieß nicht so, weil er viel lachte, das konnte dem finstern und kargen Manne Niemand nachsagen, sein Haus stand neben

der Pferdeschwemme, der sogenannten Lache, und nicht weit davon war das allgemeine Waschhaus — der Lachenbauer hatte seine heimliche Freude an all den losen Streichen seines Sohnes Xaveri, und wenn man ihm darüber klagte, pflegte er zu sagen: „Haut ihn, das macht ihn fest, das gibt einen Kerl, der Bäum' umreißt, und ich hab' nichts über ihn zu klagen, mir folgt er auf's Wort."

Es war fast keine Hand im Dorfe, von der nicht Xaveri schon seine Schläge bekommen hatte. Das konnte ihn aber nichts anfechten, im Gegentheil, er gedieh wacker dabei, er war halsstarrig und hartschlägig; was er einmal wollte oder nicht wollte, davon brachte ihn Nichts ab. Seine Hauptheldenthaten vollführte der Xaveri an Sommerabenden beim Pferdeschwemmen, und in den Nächten beim Waschhause. Wenn die Männer und Burschen an Sommerabenden ihre Pferde in die Schwemme ritten, oder auch nur am Ufer stehend an langem Leitseile hineintrieben, so daß die Thiere ihre Nüstern aufbliesen und die Mähnen schüttelten, mußte man den Xaveri mit hineinreiten oder ihn die Peitsche regieren lassen, wollte man sich dem nicht fügen, so traf unversehens ein Kiesel den Reiter oder das Pferd, wie aus der Luft kam der Wurf geschleudert, man konnte nicht sagen, kam er vom Giebel aus dem Hause des Lachenbauern, aus einer Hecke am Weiher oder von irgend einem Baume, das aber war sicher, daß er aus der Hand des Xaveri kam, dessen man nur selten habhaft werden konnte; geschah dieß, so erhielt er seinen ungemessenen Lohn, aber wie gesagt, das geschah doch nur selten, denn der Xaveri war schlau und behend wie eine wilde Katze.

Eine Beharrlichkeit auch in schlimmen Streichen übt immer eine gewisse siegreiche Macht. Die Männer und Burschen konnten bei allem Aerger nicht umhin, eine gewisse Freude an dem unbändigen Buben zu haben, und es war auch mißlich, ihm im Zorn nachzuspüren, da man bei vergeblichem Forschen noch wacker ausgelacht wurde. So kam es, daß der Xaveri immer freiwillig aufgefordert ward, die Pferde mit in die Schwemme zu reiten, und da er nicht auf allen Pferden sitzen konnte, ertheilte er solche Gunst an diesen oder jenen Altersgenossen und machte sie sich dienstpflichtig; aber keiner war so geschickt wie der Xaveri, er stand barfuß auf dem Pferde und trieb es in das Wasser bis über die Mähne, und lenkte es mit einem Zungenschlage wieder zurück.

Hatte er die Männer und seine Altersgenossen sich dienstpflichtig gemacht, daß sie ihm ihre Pferde zur Verfügung stellen mußten, so erpreßte er fast wie ein Raubritter von den wehrlosen Frauen und Jungfrauen Essen und Trinken, was ihm gelüstete, und mancherlei Gunst. Man konnte aufpassen wie man wollte, unversehens fand man den Zapfen an der Laugengelte ausgezogen und die angefeuchtete Asche, die in einem Tuche über die Wäsche ausgebreitet war, in dieselbe gestürzt, ja sogar die aufgehängte Wäsche war nicht sicher und wie von Geisterhänden herabgerissen und erbarmungswürdig zusammengeballt. Das konnte Niemand anders gethan haben, als des Lachenbauern Xaveri. Die Frauen und Mädchen lockten ihn darum an sich, gaben ihm von ihrem Kaffee und Kuchen, versprachen ihm Obst und was er begehrte, und trieben oft ganze Nächte im Waschhause allerlei Scherz und Neckerei mit ihm, so daß man Lachen und Johlen oft weithin vernahm.

Hatte sich der Xaveri nicht bewegen lassen, im Waschhaus zu bleiben, so kam er oft mitten in der Nacht in allerlei Gespensterform daher, und der Jubel war aus dem Schrecken heraus noch ein höherer. Eine besondere Macht erwarb sich der Xaveri noch dadurch, daß er von neidischen boshaften oder eifersüchtigen Frauen und Mädchen dazu eingelernt wurde, irgend ein verborgenes Stelldichein zu stören oder geheime Wege zu vertreten. Der Xaveri war noch nicht zwölf Jahre alt, als er bereits Verhältnisse im Dorfe kannte, die Vielen erst im spätern Alter offenbar wurden, er war aber auch nach Gunst und Laune verschwiegen, und war natürlich der Kobold des Dorfes in Scherzen und Schelmenstreichen. Es herrschte die allgemeine Stimme im Dorfe: „Der Xaveri wird einmal ein fürchterlicher Mensch," und Jedes that das Seine dazu, daß er das werde; Manche aber sagten auch: „Aus so wilden Buben wird oft was ganz Besonderes." Beides hörte der Xaveri oft, und er nahm sich Beides gleich sehr zu Herzen, das heißt gar nicht.

Im elterlichen Hause war der Xaveri folgsam, besonders gegen den Vater, gegen die Mutter erlaubte er sich schon manche Widerspenstigkeiten; einem unbedingten Untergebenen hatte er an seinem zwei Jahre ältern Bruder mit Namen Trudpert. Xaveri konnte thun was er wollte, der Bruder half ihm immer heraus, ja er nahm manche Uebelthat auf sich, nur daß Xaveri verschont wurde; denn dieser hatte es ihm wahrhaft wie mit einem Zauber angethan.

Eines Tages, es war im Winter — die alte Lachenbäuerin, von welcher der Spruch herrührt: „Ich glaub' nicht an Amerika," war schon lange todt und sie wäre

jetzt anderer Ueberzeugung geworden — da war großes Halloh im Hause des Lachenbauern, die Mutter hatte es nicht gestatten wollen, daß der Trudpert seinem jüngern Bruder Alles nachgebe und hatte Xaveri deßhalb geschlagen, bis sie müde war und der Knabe schrie jämmerlich und schnitt Gesichter, aber ohne zu weinen; da kam ein armer Mann, der nach Amerika auswandern wollte und bettelte um Dürrobst oder um etwas Leinenzeug für seine zahlreiche Familie. Im Zorn rief die Mutter:

„Da, nehmt den bösen Buben mit nach Amerika.“

„Ich geh' mit, gleich geh' ich mit,“ rief Xaveri aufspringend, aber jetzt wälzte sich der Bruder auf dem Boden und schrie:

„Mein Xaveri darf nicht fort, mein Xaveri muß dableiben.“

„Schenk mir dein Sackmesser und deine Tauben,“ unterhandelte der Xaveri und der Bruder gab trotz der widersprechenden Mutter Alles und war glücklich, als er den Xaveri um den Hals fassend mit ihm nach dem Taubenschlag ging.

Von nun an hatte der Xaveri ein untrügliches Mittel, um von seinem Bruder alles zu erlangen; willfahrte er ihm nicht alsbald, so drohte er: „Ich geh' nach Amerika!“ und damit erlangte er allezeit was er wollte: denn dem Trudpert stand gleich das Wasser in den Augen, wenn er diese Drohung hörte.

Auch sonst im Dorfe brachten die Leute den Xaveri oft dazu, daß er seinen Spruch hersagte: „Ich gehe nach Amerika.“ Da die Leute an dem Xaveri nichts erziehen konnten und wollten, machten sie sich den genehmern und weit anschlägigern Triumph, ihn auf allerlei Weise zu

verhetzen, indem sie ihm oft vorhielten, wie gut es die Kinder in Amerika hätten, da brauche man gar nicht in die Schule zu gehen, und die Buben säßen den ganzen Tag zu Pferde und ritten in Wald und Feld umher und schon mit sechs Jahren bekäme ein Knabe eine Flinte, um Hirsche und Rehe zu schießen. Die Leute waren merkwürdig erfinderisch im Ausmalen von allerlei Ungebundenheit, und der Schreiner Jochem, der mit seiner Familie auswanderte, trieb seine Gemüthlichkeit so weit, daß er mit Xaveri ein Complot einging und ihm versprach, ihn heimlich mitzunehmen. Xaveri kam richtig mitten in der Nacht, in der Jochem mit seiner Familie davonziehen wollte, zu demselben, brachte in einem Packe seine Kleider und in einem Sacke einen ziemlichen Vorrath von Dürrobst. Der Jochem packte das letztere zu unterst in eine große Kiste, schickte aber heimlich nach der Mutter des Xaveri und ließ sie ihren Sohn sammt seinen Kleidern abholen. Das war der erste gewaltige Hohn und Betrug, den Xaveri in seinem Leben erfuhr, aber er verwand ihn bald wieder, zumal da die Mutter die ganze Sache und sogar den Raub am Dürrobst vor dem Vater vertuschte. Im Dorfe aber war der Vorgang dennoch ruchbar geworden, man ließ es nicht daran fehlen, den Xaveri in aller Weise zu necken und er vergalt es durch noch übermüthigere Streiche.

An einer Kindesseele verschwinden alsbald die Spuren der tiefsten Eindrücke; es hat sein Gutes weit mehr als sein Schlimmes, daß die jugendliche Spannkraft in ihrem freien Wachsthum beharrt. Wer aber weiß, was in der schlummernden Kindesseele fortwaltet? Wenn von brausender Locomotive ein brennender

Funke in den offenen Kelch einer Blume fällt, vom Winde alsbald verweht und verlöscht wird, ihr seht keine Spur an dem offenen Kelche, aber an dem Boden, darin die Wurzel haftet, ruht die verlöschte Asche, fördernd oder verderbend.

Wenn der Xaveri nicht seinen Bruder damit neckte, dachte er nicht mehr an Amerika, und nur einmal, als Kinder aus der Schule mit ihren Eltern auswanderten, trug er ihnen auf, dem „Schreiner Jochem drüben" Schimpf und Schande zu sagen; ja er schrieb einen Brief an ihn mit den heftigsten Drohungen, wenn er nicht den Sack, worin das Dürrobst war, wieder mit Gold gefüllt zurückschicke.

In seinem zwölften Jahre stand der Xaveri schon vor Gericht und wurde auf einen Tag eingesperrt. Im Dorfe war eine äußerst verhaßte Persönlichkeit, und zwar diejenige, die die öffentliche Ordnung handhabte. Der „Wullisepple," so genannt, weil er ehemals Wolle gesponnen hatte, war Ortspolizeidiener geworden und hatte von nun an den Namen „grausig Mall," d. h. so viel als die grausame Katze, denn er war den Nachtbuben äußerst auffätzig und konnte seine Augen funkeln lassen wie eine Katze. Nun nahmen die Bursche einst Rache an ihm und dazu gebrauchten sie den Xaveri. Es war auf dem Tanze, da wurde der kleine Xaveri von den Burschen vor die Musikanten hingestellt und er rief: „Aufgepaßt! es kommt ein neuer Tanz!" und sang den Musikanten ein Spottlied auf den grausigen Mall vor. Dieser war zugegen und wollte abwehren, aber die Burschen riefen: „Du gehst 'naus! Du hast das Recht erst um 11 Uhr da zu sein! Du bist Polizei und nicht Gast!" Sie bildeten einen

Knäuel und drückten den grausigen Mall hinaus; der aber rief: „Ich geh' und ich geh' zum Amt!" Nun war ein Lachen und Johlen und Singen und der Xaveri wurde von Allen auf den Armen herumgetragen. Der grausig Mall hielt Wort und Xaveri stand mit mehreren Burschen vor Gericht. Man wollte wissen, woher er das Lied habe; er blieb dabei, er habe es Morgens beim Tränken am Wettibrunnen gefunden. Er mußte das Lied vor dem Amtmann nochmals singen, der selbst darüber lachte, und da er dabei beharrte, Niemand angeben zu können, wurde er auf vier und zwanzig Stunden eingesperrt. Als man ihn abführte, rief er: „Wer mich einthut, muß mich auch schon wieder austhun!"

Man kann sich denken, welch eine bewunderte Persönlichkeit Xaveri nach dieser Heldenthat war. Er hatte den giftigen Zorn des grausigen Mall nicht zu fürchten, denn alle Burschen des Dorfes waren seine Gönner.

Unter Allen im Dorfe, die das Gemüth Xaveri's verhetzten, stand das Zuckermännle obenan. Es gibt wol in jedem Dorfe einen besondern Menschen, der seine eigne Freude daran hat, allerlei Wirrwarr und Feindseligkeit anzustiften, und zwar ganz ohne Eigennutz, wenn man nicht eben in der Freude an diesen Vorfällen einen Eigennutz sehen will. Das Zuckermännle, ein kleiner schmächtiger Schneider, mit verschmitzten grauen Aeuglein in dem faltenreichen Gesichte, hatte, da es noch viel jünger an Jahren war, die alte Krämerin, die sogenannte Zuckerin, geheirathet; es hoffte, seine Alte bald los zu werden und sich dann ein frisches Weibchen nach seinem Herzen zu holen, aber die alte Zuckerin war zäh und dürr, der Tod schien gar kein Verlangen nach ihr zu

haben; sie lebte zu besonderm Leidwesen ihres Mannes noch ein und dreißig Jahre. Sie war erst diesen Frühling gestorben und das Zuckermännle, das unterdeß alt und grau geworden war, ging auf fröhlichen Freiersfüßen. Bei seinem frühern Hauskreuz war es ihm ein besonderes Labsal gewesen, den Xaveri zu allerlei Schelmenstreichen anzustiften und er suchte dann mit heimlicher Schadenfreude die Beschädigten auf, um Mittel und Wege zu neuen zu entdecken. Seit Xaveri aus der Schule entlassen war, zog er sich von seinem ehemaligen Lehrmeister auffallend zurück; man hatte geglaubt, daß Xaveri, von der Schulzucht entbunden, mit neuen losen Streichen sich zeigen werde, aber seltsamer Weise war er arbeitsam und still und man hörte nichts von ihm; ja in der Sonntagsschule war er äußerst aufmerksam und ehrgeizig, und die Leute, die prophezeit hatten, daß aus dem Xaveri noch etwas Besonderes werde, frohlockten ob ihrer Weisheit. Es schien, als ob die gewonnene Freiheit und Selbständigkeit ihn geändert hätte. Mehrere Jahre gingen darauf hin, ehe man den rechten Grund erfuhr, und jetzt wunderte man sich, daß man diesen nicht schon früher bemerkt hatte.

In diesem Frühling war Xaveri aus der Sonntagsschule entlassen worden; er war achtzehn Jahre alt und verstand es was es heißt, wenn die Blaumeise im Frühling singt: „D'Zit is do! d'Zit is do! d'Zit is do!" Noch viel wahrer aber lauteten die Worte, die man dem Gesange eines andern Vogels unterlegt, denn nachahmend das Schwirren und Zwitschern heißt es, daß die Lerche singt: „'s'ist e König im Schwarzwald, hat siebe Töchter, siebe Töchter, d'Lies ist d'schönst', d'schönst', d'schönst'!" Mit dem König konnte niemand anders gemeint sein, als der Pflugwirth

im Dorfe; er hatte zwar nicht sieben Töchter, aber doch fünf, und dazu nur einen Sohn, und aufs Wort hin war es nichts als Wahrheit, daß des Pflugwirths Lisabeth landauf und landab das schönste Mädchen war.

Des Pflugwirths Lisabeth war mit Xaveri zugleich aus der Sonntagsschule entlassen worden und er galt nun für den öffentlichen Erklärten und Keiner im Dorfe wagte ihm dies streitig zu machen, denn von Kindheit an war Xaveri von Allen gefürchtet. Der Pflugwirth schien auch nichts gegen dieses offene Verhältniß zu haben, er hieß den Xaveri, den Sohn eines vermöglichen Bauern im Dorfe, stets willkommen bei sich und sah es mit Genugthuung, daß der Nachwuchs der jungen Burschen im Dorfe sich seinem Hause zuwendete, während Alles bisher dem Wirthshause zur Linde treu geblieben war; denn der Pflugwirth war ein Fremder, er war von Deimerstetten oder vielmehr von Straßburg ins Dorf gezogen und war er nun auch schon mehr als achtzehn Jahre ansässig, er war doch noch ein Fremder, denn seine Frau war eine Elsässerin und er selber ein seltsamer Mann, vor dem man eine geheime Scheu hatte, wenn man seiner nicht bedurfte. Sein ganzes Gebaren hatte etwas Fremdes und Auffallendes; wenn er über die Straße ging, lief er allezeit so behend, als wenn er immer zu eilen hätte. Das ist im Dorfe besonders abstechend, wo man sich zu Allem gern Zeit nimmt. Er mußte es noch von der Stadt her gewöhnt sein, an den Menschen vorüberzugehen, ohne sich um sie zu kümmern; er hielt nirgends Stand, und wenn man ihn grüßte, dankte er kurz und knapp. Der Pflugwirth war vordem Hausknecht im „Rebstöckl“ in Straßburg gewesen und bildete sich nicht wenig auf seine

Welterfahrenheit und besonders auf sein Französisch ein. Um dieses Letztere selber nicht zu vergessen und noch einen Vortheil für seine Kinder daraus zu ziehen, sprach er mit seinem einzigen Sohne Jacob, den er Jacques nannte, nie anders als französisch und zwar elsässer-französisch. Der Schackle, wie er im Dorfe hieß, war vor den Leuten nur schwer zu bewegen, in der wälschen Sprache zu antworten und bekam deshalb viele Schläge. Im Dorfe und in der Schule wurde er deshalb viel geneckt und während die andern Kinder des Pflugwirthes frisch gediehen, war der Schackle ein verbutteter unansehnlicher Knabe. Obgleich er viele Jahre jünger war, hatte ihn doch Xaveri zu sich herangezogen und nur diesem Umstande verdankte er es, daß er in der Schule nicht täglichen Mißhandlungen ausgesetzt war. Seit kurzer Zeit hatte der Pflugwirth aber auch einen thatsächlichen Erfolg von seiner Weltgewandtheit und Sprachkenntniß, er war nicht nur Agent einer französischen Feuerversicherungsgesellschaft, sondern auch, was noch einträglicher war, Agent einer Auswanderungs-Expedition, genannt: „Die Bruderhand." Nun hatte er oft hin und her zu reisen und sah es gern, daß Xaveri viel in seinem Hause ein- und ausging, denn er half dem Schackle, der im Feldgeschäfte sehr unanstellig war, so wie den Töchtern bei demselben. Xaveri war weit mehr im Pflugwirthshause als bei seinen Eltern, er war ohne Lohn fast der Knecht des Pflugwirths. Dies gab oft Streit zwischen ihm und dem Vater. Xaveri kehrte sich nicht daran. Seit einigen Wochen aber war er mißlaunisch und zankfüchtig, mehr als je. Von Deimerstetten, dem Geburtsorte des Pflugwirths, kamen sonntäglich die Burschen und besonders Einer, des Lenzbauern Philipp,

warb offenkundig um Lisabeth und diese schien es nicht unwillfährig aufzunehmen. Xaveri schalt mit Lisabeth, ja er klagte dem Pflugwirth selber, aber dieser beruhigte die „Kinder“ mit klugen Worten und Xaveri war wohlgemuth, da auch er als Kind des Hauses bezeichnet wurde.

Nun hatte er heute zum Rottweiler Markt seine schwarze Zipfelmütze abthun und sich auch einen breitkrämpigen Hut mit breitem Sammetband und einer hohen Silberschnalle ganz wie des Lenzbauern Philipp von Deimerstetten anschaffen wollen; darum war er im Geleit seines Vaters nach Beendigung des Pferdemarktes auf den Krämermarkt geritten und dort beim Wirthshause zur Armbrust hatte er den fürchterlichen Schimpf erfahren und der zuerst den Spottnamen „der Viereckig“ gerufen hatte, war gerade des Lenzbauern Philipp von Deimerstetten gewesen und alle, darunter auch viele aus seinem eigenen Orte, hatten ihn ausgelacht und verhöhnt. Darum raste jetzt der Xaveri in wilder Wuth dahin, er hatte mit dem schönen Hut zurück ins Dorf kehren wollen und jetzt kam er mit dem schändlichen Unnamen und den hatte ihm sein Nebenbuhler gegeben. Hin und her rasten seine wilden Gedanken. Er haßte den Vater, der mit geholfen ihn zu beschimpfen und noch dazu gelacht hatte; vor allem aber schleuderte er seinen bittersten Grimm auf des Lenzbauern Philipp, und wenn er selber darüber zu Grunde ginge, den wollte er krumm und lahm und zu Tode schlagen. Er überlegte nur noch, wie er das in's Werk setze. Der rasche Galopp hatte sein Ende erreicht; am Fuße des Berges, der nach seinem Heimathsdorfe führte, schnauften Roß und Reiter aus, und Xaveri schaute verwirrt umher, als ihn das Zuckermännle grüßte,

das eben auch vom Markte heimkehrte. Es war ganz neu gekleidet und seine fröhlichen Mienen schienen nichts zu wissen von dem Flore, den es um den Arm trug. Es lüpfte den neuen Hut und reichte denselben dem Xaveri, damit er erkenne, wie leicht und geschmeidig er sei. Xaveri erschien das als Hohn, er holte schon mit der Peitsche aus, um sie auf den alten Schelmenkopf zu schlagen, da erinnerte er sich noch, daß ja das Zuckermännle nichts von seiner Verspottung wissen könne; er war ja allen voraus davongeeilt. Ohne zu sagen, was ihm geschehen sei und nur im allgemeinen von einer Beschimpfung sprechend, verlangte er von dem alten Schlaukopfe einen Rath, wie er sich rächen sollte; so sehr aber auch das Zuckermännle hin und her darauf drang, Xaveri ließ sich nicht dazu bewegen, seinen Unnamen auf die Lippen zu nehmen und lautlos ritt er dahin, das Zuckermännle ging im Schritt neben ihm.

Im Dorfe ging Xaveri voll Unruhe hin und her, es waren die letzten Stunden, in denen er hier ohne den schändlichen Unnamen lebte. Jedem, der vom Markte kam, schaute er tief ins Gesicht, als wollte er ergründen, wer der erste Verkünder seines Schimpfs wäre. Endlich ging er nach dem Pflugwirthshause und erzählte hier der Lisabeth den ganzen Vorfall, aber noch immer ohne das Wort zu nennen. Er verlangte von Lisabeth, daß sie mit des Lenzbauern Philipp kein Wort mehr spreche, ja ihm sogar die Thüre weise; aber sie weigerte ihm das eine und das andere: hier sei ein Wirthshaus und da müßte man jeden willkommen heißen. Es war schon Nacht, als die jungen Burschen von Deimerstetten, die auf dem Heimwege nach ihrem Dorfe durch Renkingen mußten,

im Pflugwirthshause einkehrten. Xaveri saß am Tische, seine Augen rollten und seine Fäuste ballten sich; bald verließ er die Stube und man sah ihn hastig im Dorfe hin und her rennen, aber nicht mehr allein, denn von Haus zu Haus vergrößerte sich sein Anhang; sie gingen endlich alle gemeinsam auch nach dem Pflugwirthshause, und wenn die Deimerstetter eine Maß Achter kommen ließen, so riefen die Renkinger: „Ein' Maß Zehner!" und wenn die Deimerstetter ein Lied begannen, sangen die Renkinger ein anderes drein und überbrüllten sie. Der Pflugwirth beschwichtigte so gut er konnte, der Schackle mußte die Deimerstetter bedienen und die Lisabeth mußte sich zu den Ortsburschen setzen und durfte nicht vom Platze. Xaveri aber glaubte zu bemerken, daß sie feurige Blicke nach des Lenzbauern Philipp am andern Tische sendete und jetzt rief dieser: „Lisabeth, frag einmal den Xaveri, warum er vom Markte keinen Hut mitgebracht hat?"

„Wart', ich will dir einen Glashut aufsetzen, den man dir aus dem Kopfe schneiden muß!" schrie Xaveri, faßte eine Maßflasche, sprang damit über den Tisch und schlug nach dem Kopfe des Philipp. Durch die Abwehr des Pflugswirths und der Kameraden schlug er die Flasche nur an der Wand entzwei, und unter Geschrei und Toben gelang es endlich dem Pflugwirthe, eine rasche Versöhnung herzustellen. Er behauptete, wer Feindschaft halte, der habe es mit ihm zu thun, er sei ein Deimerstetter und Renkinger in einem Stücke, er gab selber ein Maß von seinem besten als Freitrunk und brachte es endlich dahin, daß die Tische aneinandergestoßen wurden und die Burschen beider Orte zusammen saßen und tranken. Der Wein aus Einer Flasche belebte die Zungen und die gleichen

Töne stimmten zusammen, aber doch mochte man beiderseits spüren, daß noch keine Einigkeit da war. Es war schon spät, als die Deimerstetter endlich aufbrachen, die Renkinger wollten ihnen das Geleit geben, der Pflugwirth suchte diese davon zurückzuhalten und es gelang ihm bei mehreren, daß sie in seiner Stube blieben. Der Xaveri mit wenigen seiner Genossen beharrte aber dabei, daß er das Geleit gebe und man ließ ihn ziehen, er war nun an Zahl den Deimerstettern nicht überlegen und diese waren berühmt ob ihrer Stärke. Durch das Dorf ging man still und wohlgemuth mit einander. Xaveri hatte einen Plan, erst draußen im Hohlwege die Feinde anzugreifen, aber unversehens platzte er am letzten Hause des Dorfs heraus und fragte den Philipp: „Sag' Philipp, sag' noch einmal, wie hast du mich auf dem Markte geheißen?"

„Laß gut sein, es ist ja vorbei."

„Nein sag's nur, ich will's noch einmal hören, sag's! Du mußt. Hast's vergessen?"

„Nein, aber ich sag's nicht!"

„So thu's oder ich werde wild."

„Du bist ein närrischer Kerl, ein Wort läuft ja an einem 'runter."

„Ich wills aber noch einmal von dir hören, nur noch einmal."

„Viereckig ist besser als rund!" sagte ein anderer Bursche und kaum hatte Xaveri diese Worte gehört, als er eine Baumstütze am Wege ausriß und den Philipp traf, daß er zu Boden stürzte.

Nun erhob sich ein allgemeines Schreien, Schlagen und Fluchen, und es hallte weit hinein durch das Dorf.

Der Nachtwächter eilte herbei mit seiner Hellebarde und einer Laterne, ihm folgte der grausig Mall mit dem Gewehr über der Schulter. Ihr Ruf nach Ruhe wurde nicht gehört, denn wie ein wilder Knäuel wälzte sich alles am Boden. Da schoß der grausig Mall über ihren Köpfen weg und in wilder Flucht stob alles auseinander. Einen aber, der mit Steinen nach ihm warf, glaubte der grausig Mall zu erkennen, er verfolgte ihn und im nahen Walde stellte er sich ihm selber, drang auf seinem Verfolger ein und rang heftig mit ihm. Der Polizeisoldat riß sich los, faßte sein Gewehr und zerschlug auf dem Haupte seines Gegners den Kolben in Stücke; gleich als wäre nichts geschehen, entfloh der Bursche und höhnend rief der Polizeisoldat: „Lauf du nur, ich erkenn' dich schon morgen, ich hab' dich gezeichnet. Man wird dir ein Lied singen, das du nicht am Wettibrunnen gefunden hast."

Als der grausig Mall in's Dorf zurückkehrte, kam ihm wunderbarerweise, die Arme auf den Rücken übereinandergelegt, der Xaveri entgegen und grüßte ihn zuvorkommend.

„Ich will dir morgen groß Dank sagen," erwiederte der grausig Mall und ging, um sogleich alles Vorgekommene dem Schultheiß zu melden.

Am andern Morgen war eine seltsame Verhandlung beim Schultheißenamt. Xaveri bekannte offen, daß er bei der Rauferei gewesen, aber er leugnete beharrlich, mit dem grausigen Mall in eine persönliche Berührung gekommen zu sein und staunend sah ihn der Diener der öffentlichen Ordnung an, der Xaveri mußte einen Kopf härter als Stahl und Eisen haben, denn nicht eine Spur

irgend einer Verletzung war daran zu bemerken und Xaveri war so lustig wie je. Der Schultheiß, der ein Vetter Xaveri's war, ließ die Verhandlung nach dieser Seite hin gern auf sich beruhen, denn eine Auflehnung und ein persönlicher Angriff gegen den Polizeisoldaten hätte, wenn vollkommen erwiesen, nicht die leicht zu verwindende Strafe von ein paar Wochen bürgerlichen Gefängnisses oder eine Geldbuße nach sich geführt, sondern entehrendes Arbeitshaus. Um so ernster nahm dagegen der Schultheiß die Rauferei mit den Deimerstetter Burschen, und hier sah sich Xaveri in einer seltsamen Falle gefangen; er wollte durchaus nicht sagen, was eigentlich der Grund seines Zornausbruchs gegen des Lenzbauern Philipp war, er bezeichnete ihn im Allgemeinen als Ehrenkränkung, und als der Schultheiß spöttelnd darauf kam und auch die Genossen mittheilten, daß der Unname die eigentliche Veranlassung gewesen sei, und als einer nach dem andern unter großem Gelächter das Wort: „Der Viereckig" aussprach, war Xaveri voll Wuth und schrie immer:

„Das Wort darf nicht in's Protocoll, das darf nicht auf dem Rathhaus eingetragen sein, sonst ist's ja für ewige Zeiten fest; das darf man gar nicht nennen, gar nicht erwähnen, das leid' ich nicht, sonst hat's der ganze Gemeinderath mit mir zu thun."

Alle diese Einwände halfen nichts und Xaveri sah zu seinem Schrecken, daß er hervorgerufen, was er auf ewig verstummen machen wollte. Er selbst mußte zuletzt seinen Namen unter ein Protocoll schreiben, worin es deutlich und mehrfach wiederholt hieß, daß er den Schimpfnamen: „der Viereckig" habe.

Als er vom Rathhause herunter kam, ballte er die

Faust und knirschend schaute er das Dorf auf und ab. Freilich hatte er fortan den seltenen Ruhm, einen so harten Kopf zu haben, daß das Gewehr des grausigen Mall daran splitterte, ohne ihn zu verletzen. Eine Zeit lang schien es, daß dieser Ruhm einen so bösen Schimpfnamen überdecke. Die nicht zu bewältigende Macht im Raufen brachte ihm viel Lob und Ehre ein. Es ist aber doch ein seltsam Ding um einen solchen Ruhm! Die Bethätigung einer ungewöhnlichen Kraft, ein wüstes Raufen kann sich eine Zeit lang als Bedeutung geltend machen, oft aber tritt plötzlich eine Ernüchterung ein; die Menschen besinnen sich, was denn das eigentlich sei, und wenn man nicht immer neue glorreiche Thaten aufbringen kann, erscheinen die verjährten Rechte eines Gewalthabers plötzlich in Frage gestellt. Eine Widerspenstigkeit gegen das herrische Wesen Xaveris gab sich im ganzen Dorfe kund, er hieß jetzt nur immer „der Viereckig“ und mußte das mit guter Miene geschehen lassen, denn er konnte doch nicht immer drein schlagen. Des Pflugwirths Lisabeth vor allen entzog sich ihm, sie sah jetzt auf einmal, daß Xaveri auch gegen sie roh und gewaltthätig gewesen war, er hatte sie behandelt, als müsse man ihm ohne Fragen gehorchen und indem sie sich von solcher Unterthänigkeit frei machte, machte sie sich auch von Xaveri selbst ganz frei. Das geschah besonders, seitdem des Lenzbauern Philipp von Deimerstetten ungehindert im Dorfe aus- und einging, denn der Schultheiß hatte Xaveri gedroht, sobald den fremden Burschen im Dorfe irgend eine Unbill widerfahre, würde er ohne Untersuchung Xaveri dafür in Strafe ziehen, und dieser mußte nun fast selber der Wächter seines Nebenbuhlers sein.

Bald wurde Elisabeth Braut mit des Lenzbauern Philipp und Xaveri that, als ob ihm das sehr gleichgiltig sei; er besuchte nach wie vor das Haus des Pflugwirthes und als Elisabeth in Deimerstetten Hochzeit machte, ritt er dem geschmückten Brautwagen voraus auf seinem wohlbekannten Apfelschimmel und an dem schönen breiten Hute, den er sich allerdings ausdrücklich hatte bestellen müssen, flatterten helle Bänder.

Xaveri schien froh, daß er Soldat werden mußte, und an der Fastnacht, bevor er nach der Garnison abging, vollführte er noch einen lustigen Streich, der ihm noch lange anhaltenden Nachruhm zuzog. Das Zuckermännle hatte sich bald zu trösten gewußt und sich ein armes, aber schönes Mädchen aus Deimerstetten zur Frau geholt.

Als nun zu Fastnacht die Burschen auf einem Wagen durchs Dorf zogen und die sogenannte „Altweibermühle" darstellten, erschien Xaveri als die verstorbene Zuckerin und wußte ihr Wesen und ihre ganze Art so täuschend nachzuahmen, daß alles im Dorfe darüber jauchzte und als er unter gewaltigem Schreien in die Mühle geworfen wurde, erschien er auf der andern Seite wiederum als die junge Zuckerin. Selbst vor dem Hause des Verspotteten führten sie das Possenspiel auf und die junge Frau sah dazu vergnüglich lachend aus dem Fenster; das Zuckermännle aber ließ sich nicht sehen. Am Aschermittwoch Morgen hatte Xaveri die Keckheit, sich ein Päckchen Tabak bei der Zuckerin zu holen, diese aber schien gar nicht böse gelaunt, sie war unter Lachen äußerst zuthulich gegen Xaveri und in einem Anfluge von Tugend und Mißgunst sagte dieser zuletzt: „Laß dich nur nicht mit den hiesigen

Burschen ein, dann hast du, wenn dein Alter abkrazt, die Wahl unter Allen."

Wenige Tage darauf mußte Xaveri in die Garnison und am Morgen vor der Abreise übergab ihm seine Mutter mehrere Päckchen Tabak, die er bei der Zuckerin eingekauft und die diese überbracht hatte. Xaveri hatte nichts gekauft, er nahm aber das seltsame Geschenk doch wohlgemuth mit.

Es giebt Auffälligkeiten und Bezeichnungen für dieselben, die sich auf wundersame Weise überallhin verbreiten. Als Xaveri zu seinem Regimente eingetheilt war, erfuhr er von allen seinen Kameraden den alten Schimpf aufs neue. Der Feldwebel fluchte und wetterte, daß auch dem Beherzten flau zu Muthe wurde; er hatte nach und nach fast sämmtliche Helme auf Xaveri's Haupt probirt, aber keiner paßte. Er drückte ihm die Helme auf den Kopf, das Lederwerk und die Spangen knarrten, aber doch war keiner passend. Endlich sagte er halb fluchend und halb scherzend: „Kerl, du hast ja einen viereckigen Kopf und größer als eine Bombe." Nun hatte der Xaveri auch in der Kaserne sein gebranntes Leiden, aber er hatte seinen Stolz darauf, daß man ihm eigens einen Helm bestellen mußte, und bei der ersten Visitation des Obersten war er Gegenstand allgemeiner Betrachtung, wobei er nur in sich hineinlachte, denn nach außen lachen durfte man als Soldat nicht mehr im Angesichte der Vorgesetzten.

Ganz gegen alles Vermuthen fühlte sich Xaveri im Soldatenleben wohl; diese strenge, unwandelbare Ordnung, diese unbeugsamen Gesetze übten eine große Macht auf den Burschen aus, der nie die Herrschaft eines fremden Willens gekannt hatte; dazu kam, daß für Xaveri sich

bald eine Lustbarkeit aufthat; er war Schütze und bald darauf Signalist geworden.

Draußen am Waldesrande sich auf dem Horne einüben, das war ihm eine Lust, und Xaveri's Signale übertönten alle; man mußte ihn nur zwingen, sie nicht zu übermächtig ertönen zu lassen.

Schon im ersten Jahre seines Soldatenlebens erfuhr Xaveri den Tod seines Vaters. Er nahm Urlaub auf zwei Tage, ordnete mit seinem Bruder alles und ließ sich bereit finden, gegen eine Summe, die sich nahezu auf tausend Gulden belief, dem Bruder, wie es der Vater bestimmt hatte, das väterliche Erbe zu überlassen. Bald hörte er, daß sein Bruder sich verheirathe und seine einzige Schwester mit dem Vetter von des Lenzbauern Philipp verlobt sei. Das Soldatenleben schien aber Xaveri so zu gefallen, daß er nicht einmal zu den Hochzeiten seiner Geschwister kam, und besonders glücklich war er, als die Signalisten zu einer Musikbande geordnet und eingetheilt wurden, die nun bei Ein- und Ausmärschen hellauf blies.

Xaveri hatte seine sechs Jahre ausgedient, ohne die Garnison zu verlassen; er war Willens, als Einsteher einzutreten, da kam gerade um dieselbe Zeit das Gesetz der allgemeinen Wehrpflichtigkeit, welche das Einsteherwesen aufhob, und Xaveri kehrte ins Dorf zurück. Er lebte bei seiner Mutter, die ein mäßiges Leibgeding von Trudpert bezog und in der untern Stube des elterlichen Hauses wohnte. Er konnte sich nicht dazu bringen, bei seinem Bruder in freiwilligen Dienst zu treten und schien dem Rathe seines Vetters, des Schultheißen zu folgen, der ihn ermahnte, sich nach einem rechten „Anstand,“ d. h. nach einer vermöglichen Heirath umzuthun. Unterdessen

aber lebte er in den Tag hinein, und wie von selbst war er wiederum die meiste Zeit in dem Hause des Pflugwirths. Der Schackle, der sich zum Feldbau untauglich erwiesen, war auswärts in der Lehre bei einem Kaufmann, aber fast noch schöner als ehemals die Lisabeth, war jetzt die zweite Tochter des Pflugwirths, Agathe, geworden; freilich war sie nicht so beredtsam und die Leute sagten sogar, sie sei dumm wie Bohnenstroh; aber Xaveri hatte das nie gefunden, sie wußte auf alles gehörig Rede und Antwort zu geben, von selbst sprach sie allerdings nicht. Xaveri hatte einmal seinen Kopf darauf gesetzt, eine Tochter des Pflugwirths zu haben; war es Lisabeth nicht, so mußte es Agathe sein.

Mit einem Gemisch von Empfindungen hörte und sah Xaveri, daß das Hauswesen der Lisabeth und des Lenzbauern Philipp in Deimerstetten, die bereits sechs Kinder hatten, in Verfall gerathen war, ja die Rede ging, wenn nicht der Pflugwirth noch ein Mal nachgeholfen hätte, wären sie bereits ganz zu Falle gekommen. Xaveri war nicht hartherzig genug, um sich über diese Wahrnehmung zu freuen, aber auch nicht so sanftmüthig, daß er nicht eine gewisse Genugthuung darin empfand. Die ältere Schwester sollte einst die jüngere beneiden und er meinte, der Pflugwirth habe nicht Unrecht gethan, da er ihm Lisabeth versagte, er war damals noch zu jung und unerfahren, aber jetzt hatte er etwas von der Welt gesehen und konnte es dem Dorfe beweisen. Das waren die Gedanken Xaveri's.

Der Pflugwirth verstand es wiederum, ihn als Knecht ohne Lohn im Hause zu haben und zum Essen und Schlafengehn ging Xaveri zu seiner Mutter. Die Leute schimpften gewaltig darüber und waren an Trudpert, daß er das

nicht dulde; aber dieser konnte sich nicht dazu bringen, scharf gegen seinen Bruder zu sein. Die alte Liebe und Anhänglichkeit aus der Kinderzeit lebte noch in ihm und er hatte deshalb manchen Zank mit seiner Frau auszustehen.

Der Pflugwirth hatte sein Auswanderungsgeschäft noch viel nachhaltiger betrieben, er hatte sich ein eignes Gefährte angeschafft und beförderte mit demselben oft ganze Trupps nach Straßburg. Dabei bediente er sich des Xaveri als Kutscher und Postillon, denn durch Renkingen und durch alle Dörfer, die man bis nach Offenburg an die Eisenbahn berührte, blies Xaveri lustig auf seinem Waldhorn, das er ins Dorf mitgebracht hatte. Länger als ein Jahr war Xaveri so der unbelohnte Knecht des Pflugwirths zum Aerger aller Dorfbewohner, die auch die Mutter verhetzen wollten; aber diese war wie Trudpert dem Xaveri mit unerschütterlicher Liebe zugethan. Da starb das Zuckermännle, und kaum war es unter der Erde, als sich ein Schwarm Bewerber bei der vermöglichen und noch immer wohlansehnlichen Wittwe einfand.

Zu großer Belustigung des Dorfes wurde ein Brief des alten, abgestellten Baders von Deimerstetten bekannt, der der Zuckerin schrieb, sie möge sich mit einer Heirath nicht übereilen, seine Frau kränkle immer, und er werde sich glücklich schätzen, sich mit ihr zu verehlichen. Man kann sich denken, wie sehr dieser Brief belustigte, und Manche konnten seine hochtrabend verschmitzten Worte ganz auswendig.

Man konnte recht die Menschen kennen lernen an der Art, wie sie über die Zuckerin sprachen. Sie hatte wenig gute Freunde im Dorfe, sie war eine Fremde und man war ihr neidisch, und noch dazu ist die Krämerin eine

immer widerwillig betrachtete Persönlichkeit, weil ihr der Bauer das besonders hochgeschätzte baare Geld geben muß und sie allerlei Heimlichkeiten der Bauerfrauen Vorschub leistet. Jetzt schien plötzlich ihr Ruf ein ganz anderer geworden. Manche verkündeten laut ihr Lob und Andere nickten nur still aber vieldeutig dazu. Man konnte ja nicht wissen, in welche Familie nun bald die Zuckerin gehören würde. Eine ihrer Eigenschaften aber wurde mit allgemeinem Lobpreis hervorgehoben, und das war der Acker von anderthalb Morgen, den sie besaß, draußen am Bergesabhang, neben dem Kirchhofe, an der Straße nach Deimerstetten. Man ermahnte den Pflugwirth, er solle sich diesen Acker von der Wittwe zu erwerben suchen, der sei grade für ihn gelegen, denn er liebte besonders die Aecker an der Straße; aber er lehnte es ab und sagte spöttisch, der Acker gehöre ja schon einem aus Deimerstetten Gebürtigen. Als man ihn hierauf neckte, er möge den Schackle mit der Zuckerin verheirathen, dann habe er den Acker und brauche keinen neuen Kaufladen einzurichten, sagte er mit schelmischer Gutmüthigkeit, er wolle einem guten Freunde nicht in den Weg stehen.

Xaveri war still, aber in ihm kochte die Wuth, als ihm der Pflugwirth mit zuthulicher Freundlichkeit anrieth, sich auch um die Zuckerin zu bewerben. So hatte er sich zweimal von dem abgeriebenen Schelm betrügen lassen. Dennoch that er wiederum, als ob nichts geschehen wäre, und Tage lang saß er in der Wirthsstube zum Pflug und starrte hin auf die große Tafel an der Wand, darauf ein Schiff auf der See schwamm und mit großen, rothen Buchstaben geschrieben war: Nach Amerika. Der Entschluß schien ihm schwer zu werden; endlich aber eines Sonntags,

als fast das ganze Dorf in der Wirthsstube versammelt war, verkündete er, daß er auch auswandere. Einige sagten, daß er daran recht thäte, und sie hätten das schon lange erwartet, solch ein halbes Leben schicke sich nicht für ihn; Andere dagegen bedauerten seinen Weggang und wieder Andere bezweifelten, daß es ihm Ernst sei.

„Ihr kennt mich dafür, daß das, was ich gesagt habe, auch ausgeführt wird!" schrie Xaveri, und seine alte Trotzigkeit lebte wieder in ihm auf. Das Wort war heraus, er wußte nun, was er wollte, und war nicht mehr von Zweifeln geplagt. Dennoch willfahrte er beim Nachhausekommen seiner Mutter, die von Anderen bereits seinen Entschluß gehört hatte, nicht zu schnell damit zu sein und die Sache noch hinzuhalten, vielleicht fände sich doch noch der rechte „Anstand," daß er im Lande bleibe. Wochenlang ging er nun im Dorfe umher und mußte still sein, denn er wußte nichts zu antworten, wenn ihn die Leute immerfort fragten: „Bis wann geht's fort?" Er hatte auch im Stillen gehofft, daß der Pflugwirth noch andern Sinnes werde und ihn nicht ziehen lasse, aber dieser hatte sich bereits einen wirklichen Knecht gedingt und Xaveri sah, daß all' seine Hoffnung vergebens sei.

Hatte bisher Xaveri im Dorfe die junge Welt beherrscht, so schien es nun, daß er auch mit seinem Weggange eine gewaltige und beispielgebende Macht ausüben sollte. Unter dem ledigen Volke im Dorfe zeigte sich eine ungeahnte und jetzt zum Schrecken Vieler bemerkte Auswanderungslust. In dem Auswanderungstriebe war eine neue Entwickelungsstufe von unberechenbaren Folgen eingetreten. Bisher war man es nur gewohnt, ganze Familien auswandern zu sehen, und mußte man mitunter

auch manchen Wohlhabenden ausscheiden sehen, der Riß unter den Zurückbleibenden war darum doch kein so auffälliger; es schieden Menschen, die sich von ihren Blutsverwandten und Angehörigen schon losgelöst hatten zu einer in sich abgeschlossenen Familie, sie waren nur sich verpflichtet und man mußte sie, wenn auch mit Wehmuth, doch ohne Groll scheiden sehen. Die neue Thatsache aber, daß nun auch ledige Leute auswandern wollten, daß sich eine ganze Schaar von jungen Burschen und Mädchen zusammenthat, um in die weite Welt zu ziehen, brachte auf einmal die Gemüther in seltsame Bewegung.

Wie es ein lebendiges Nationalgefühl empfinden sollte, wenn wie in unsern Tagen noch zukunftsreiche Kräfte sich der Gesammtheit entziehen, so empfand man jetzt im Dorfe, was es heißt, wenn junge Bursche, die man bisher großgezogen und von denen man etwas erwarten kann, sich mit ihrer Kraft davon machen. Xaveri war der erste Ledige im Dorfe, der davonzog, und andere Bursche und Mädchen wollten es ihm nachthun; mitten in der Familie that sich eine Selbstsucht auf, von der man bisher keine Ahnung hatte. Kinder, die man unter Sorgen und Mühen großgezogen und von denen man eine Stütze des Alters erwartete, dachten jetzt nur an sich, wollten sich selbst eine Zukunft schaffen und die alten Eltern und jungen Geschwister der Stütze und thätigen Kraft beraubt allein lassen. Der Staat duldet es nicht und ahndet es im Betretungsfalle, daß sich ein junger Mann der Wehrpflicht entziehe, und was ist das Recht des Staates an Dem, der ihn verlassen will? Die Familie hat keine äußere Macht, die den Treulosen zurückhielte, und hätte sie auch eine solche, sie käme nur selten zur Anwendung. In

vielen Häusern in Renkingen hörte man lautes Schreien und Lärmen, denn hier wollte ein Sohn und hier eine Tochter und dort alle Erwachsenen auswandern und die Eltern klagten, gaben aber meist nach; denn was opfert die Elternliebe nicht?

Auf den Xaveri aber war Alles zornig, er hatte diese Sucht im Dorfe aufgebracht und wurde immer als Beispiel angeführt, er hatte es ja am wenigsten nöthig und zog doch auch übers Meer. Während aber viele Andere bereits entschieden waren, war gerade Xaveri noch zweifelhaft.

Es war an einem schönen Sommernachmittage nach der Heuernte, da führte Xaveri eine neue Kiste von weißem Tannenholz auf einem Schubkarren langsam das Dorf hinauf, er stand oft still und ließ die Leute fragen, was er da habe, um ihnen zu sagen, daß das seine Auswanderungskiste sei, wobei er erklärte, wie sie gesetzmäßig genau drei Schuh hoch, drei breit und vier lang sei, denn so müßten diese Kisten sein, um gehörig in den Schiffsraum gebracht werden zu können. Auch beim Schlosser, wo er die Reife darum schlagen, zwei Schlimpen anbringen, und die vier Ecken mit starkem Eisenblech beschlagen ließ, wußte er es so einzurichten, daß dies die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Seine Mutter weinte, aber er tröstete sie, daß nun einmal nichts zu ändern sei. — Er war nun zu seinem ungeordneten und müßigen Leben berechtigt, er zog ja von dannen und durfte sich's wohl noch in der Zeit seines Verweilens in der Heimath bequem machen, er schaffte sich mehrfache neue Kleider an und ging in denselben an Werkeltagen umher. Vor dem Rathhause, wo es alle Leute sehen konnten, wurde im Sonnenschein die Kiste mit blauer Farbe

angestrichen. Der grausig Mall, der sich einen Nebenverdienst als Sackzeichner nicht entgehen ließ, und diese Zeichnung mit besonderer Liebe machte, denn sie entledigte ihn eines von Kindheit auf tückischen Feindes, schrieb mit großen Buchstaben auf den Deckel und auf die Vorderseite: „Xaver Boger in Neuyork.“ Ein großes Rudel Kinder stand immer umher und viel Kopfbrechens und mehrfache Versuche kostete es, hüben und drüben an der Kiste das Waldhorn Xaveri's abzumalen; aber darauf bestand er, und endlich war das große Werk gelungen.

Xaveri brachte die Kiste zu seiner Mutter, diese aber klagte immer, daß sie nicht schlafen könne wegen der Kiste, es sei ihr immer, als stünde der Sarg ihres Sohns bei ihr, und es sei auch ein Sarg, er wäre ja todt für sie, wenn er über das Meer ziehe. Weinend und klagend wiederholte sie oft: „Ach! Meine Mutter hat gesagt, ich glaub' nicht an Amerika; ich, ich muß dran glauben!“ Auch Trudpert drang in seinen Bruder, doch zu bleiben, er sei der einzige Bruder und sie hätten immer treu zusammengehalten, er sölle ihn doch nicht verlassen. Der unbeugsame Xaveri erwiederte: „Was der Viereckig einmal will, das führt er auch aus.“ Gegen seine Angehörigen ließ er seinen Zorn los, daß er diesen Schimpfnamen hatte und sie konnten doch nichts dafür. Doch machte Xaveri einen letzten Versuch und ging zum Pflugwirth, mit ihm den Ueberfahrtsvertrag abzuschließen, er hoffte, wenn auch nur halb, daß dieses ihn möglicherweise noch nachgiebig machen würde; aber der Pflugwirth holte mit Bedauern zwei gedruckte Formulare, darauf die Bruderhand sehr schön zu sehen war, füllte sie aus, unterschrieb selber und ließ auch den Xaveri unterzeichnen, worauf er

ihm den Vertrag einhändigte mit dem Beifügen: „Du kannst mir auf den Abend oder morgen das Geld bringen, aber bezahlen mußt, was einmal da geschrieben ist, muß bezahlt werden, und du siehst, ich hab' dir ja den billigsten Preis gesetzt." Xaveri nickte bejahend ohne ein Wort zu reden und steckte den Vertrag zu sich. Als er auf dem Heimwege vor dem Hause der Zuckerin vorüber kam, ging er hinauf, um sich Tabak zu holen. Er hätte sie seit seiner Rückkehr nicht wieder besucht, er hatte eine gewisse Furcht vor ihr; jetzt, mit diesem Abschiede in der Tasche, konnte er sie wieder sehen. Die Zuckerin war überaus freundlich bei seinem Eintritt, sie schalt zwar lächelnd, daß er sie so auffallend vernachlässigt habe, erklärte ihm aber dabei, wie sie ihm seine gute Ermahnung doch nicht vergessen habe, und wie sie jetzt sehe, daß er Recht gehabt habe, denn sie könne sich der Freier gar nicht erwehren; sie besinne sich aber zweimal, bis sie sich entschließe, um einen in diese volle Haushaltung einzusetzen, in der mehr stecke als man glaube, und die sie sich bei ihrem Alten habe sauer verdienen müssen. Xaveri sah sich mit Wohlgefallen in dem Hause um, und als eben ein Kind kam, um Essig, und bald darauf der grausig Mall, um sein Nasenfutter zu holen, und noch Andere die Stiege heraufkamen, schickte die Zuckerin mit zutraulichem Bedrängen den Xaveri in die Stube, damit er dort warte, bis sie die Käufer abgefertigt hatte. Unwillkürlich folgte ihr Xaveri, und es muthete ihm behaglich in der Stube. Der große Lehnsessel stand neben dem Ofen, der jetzt im Herbste schon geheizt war, und Aepfelschnitze, die auf dem Simse gedörrt wurden, verbreiteten einen angenehmen Duft. Die rothgestreiften Vorhänge an den Fenstern, die mit Messing

eingelegte nußbaumene Komode, die gepolsterten Sessel, Alles machte einen behaglichen Eindruck. Man hörte nichts als das schnelle Ticken einer doppelgehäusigen Sackuhr, die an der weißen Wand hing, und das Summen der Fliegen, die jetzt das Herbstquartier bezogen hatten und sich an den Aepfelschnitzen gütlich thaten. Alles im Zimmer war, wenn auch etwas ausgedient, doch sauber und an den festen Platz gestellt; da waren keine Kinder, die Unruhe und Unordnung machten. Xaveri nickte mehremals mit dem Kopfe vor sich hin, als wollte er sagen: „Das ist nicht so uneben.“ Xaveri war in einer nie gekannten weichen Stimmung. Der unterschriebene Ueberfahrtsvertrag in der Tasche, nach dem er mehremals griff, mußte das bewirken. Er fürchtete sich jetzt fast vor der Zuckerin, er hatte sich zu viel zugetraut; die Abfertigung der Käufer im Laden dauerte lange, und immer hörte er wieder neue die Treppe heraufkommen. Mehrmals dachte er daran, sich aus dieser peinlichen Lage fortzumachen und die Rückkehr der Zuckerin nicht abzuwarten. Was sollte ihm das jetzt? Er mußte fort und hatte nie von der Zuckerin was gewollt, dafür war er sich zu viel werth; aber wenn er jetzt fortging, mußte es ja Aufsehen erregen bei den Kunden im Kaufladen. „Aber, was liegt daran, wenn man dir auch etwas nachsagt? Du ziehst ja übers Meer. Es ist aber auch wieder nicht recht, die Frau ins Geschrei zu bringen; um ihr das nicht anzuthun, mußt du bleiben.“ Und so blieb er mit widerstreitenden Gefühlen. Er stopfte sich seine Pfeife, schlug Feuer und setzte sich behaglich schmauchend in den abgegriffenen großen Ledersessel am Ofen. „Das ist kein übel Plätzle,“ sprach es in ihm und von diesem Gedanken doch wieder erschreckt stand er

plötzlich auf. Eine eigne Gespensterfurcht überkam ihn am hellen Tage in dieser stillen Stube; auf diesem Stuhle hatte die alte Zuckerin und das Zuckermännle sich ausgehustet, das war kein Platz für des Lachenbauern Xaveri. Er schaute an den Pfosten gelehnt durch das Fenster, um zu wissen wer wegging, als aber jetzt des Pflugwirths Agathe die aus dem Hause trat, sich umwandte und nach dem Fenster schaute, trat er tief zurück in die Stube, setzte sich aber nicht mehr in den abgegriffenen Ledersessel am Ofen. Endlich klang die Klingel an der Ladenthüre wie bellend, die Thüre wurde abgeschlossen, aber es sprang wieder Jemand die Treppe hinab, man hörte an der Hausthür einen Riegel vorschieben und laut athmend kam die Zuckerin in die Stube und sagte: „So, jetzt bin ich nicht mehr daheim. Wer kein Essig und Oel hat, der kann seinen Salat ungegessen lassen. Du glaubst gar nicht, was man geplagt ist, wenn man so Haus und Geschäft allein über sich hat. Der Verdienst ist gut, ich könnte gar nicht klagen, es ist nicht groß, aber regnet's nicht, so tröpfelt's doch. Das ist recht, daß du dir deine Pfeife angezündet hast. Ich rieche den Tabak gar gern. Mein Alter hat nicht rauchen können. Jetzt sag': ist's richtig, daß du fortgehst?"

Ohne ein Wort zu erwiedern, reichte Xaveri der Zuckerin den unterschriebenen Ueberfahrtsvertrag und die Hände zusammenschlagend und klagend rief sie: „Ja der Pflugwirth! Wenn den der Teufel holt, zahle ich ihm den Fuhrlohn. Oder ich sage wie die alte Schmiedin einmal von unserm bösen Schultheiß gesagt hat: ich möchte mit dem in derselben Stunde sterben, denn da haben alle Teufel alle Hände voll zu thun, um die Schelmenseele zu fangen,

und da kann dieweil jedes Andere mit allen seinen Sünden daneben in den Himmel hineinhuschen."

„Du bist gescheit und scharf," sagte Xaveri schmunzelnd und auch die Zuckerin schmunzelte; Beide waren mit einander zufrieden und sahen einander eben nicht böse an. Aber was ist da für eine Einheit, wo sich zwei Menschen über solch einem bösen Gedanken vereinigen? Was wird daraus werden?

Die Zuckerin fuhr indeß geschmeichelt rasch fort: „Den Pflugwirth kennt Keiner, das ist ein Seelenverkäufer, der hat dich zum Narren gehabt und dich hineingeritten, bis du nicht mehr gewußt hast, wo anders 'naus, und da macht er noch seinen Profit dabei. Wenn ich Gift hätte und wüßte, daß Niemand anders davon essen thät', dem gäb ich's, der ist nichts Besseres werth. Ach! und ich hab's immer gesagt, du bist so gut, nur zu gut. Es ist unerhört, daß ein Mensch wie du und aus einer solchen Familie auswandern soll. Das lasse ich mir gefallen bei einem, der nicht mehr weiß, wo aus und ein und der keinen Anhang hat. Mich dauert nur deine gute, rechtschaffene Mutter, der drückt es das Herz ab, und eine bessere Frau giebt es nicht zwischen Himmel und Erde."

Minder dieses Lob und dieser zutrauliche Ruhm, als der anfängliche Zorn gegen den Pflugwirth, drang Xaveri tief in die Seele; sie sprach es aus, was er selber schon oft gedacht hatte, und um seinetwillen hatte sie diesen Zorn. Nicht nur ein Gegenstand gemeinsamer Verehrung, sondern oft noch weit mehr der eines gemeinsamen Hasses eint die Gemüther, und erst die Folge lehrt, welches das dauerndere Band sei. Das heftige und ingrimmige Wesen sprach jetzt Xaveri tief an, weil es sich gegen den Mann

seines Hasses kehrte; er ward zutraulich und freundlich gegen die Wittwe und glaubte es ihr schuldig zu sein, daß er sie lobte und ihr Hauswesen bewunderte, während sie ihn vom Speicher bis zum Stalle umherführte. Mit einer verblüffenden Offenherzigkeit erklärte sie dann zwischen hinein:

„Kannst dir denken, daß es mir an Freiern nicht fehlt, aber ich mag keinen von allen, ich will keinen, der einem in der Hand zerbricht. Ich will dir's nur gestehen, dir darf ich's schon sagen, ich bin ein bischen hitzig und obenhinaus, aber auch gleich wieder gut, und drum will ich grade einen Mann, der den Meister macht, der ein rechter Mann ist und nicht unterduckt. Für die Frau gehört sich's, daß sie untergeben ist, und das kann ich nur sein gegen einen, vor dem ich Respekt habe, der fest hinsteht."

Diese, in verschiedenen Wendungen halb lächelnd halb klagend vorgebrachten Selbstbeschuldigungen, die doch wieder ruhmreich waren, machten den Xaveri ganz wirbelig; seine Antworten, die er noch manchmal einfügen mußte, bestanden in einem unverständlichen Murren und Brummen, das ebenso sehr Mißmuth wie Wohlgefallen ausdrücken konnte, und in der That auch Beides ausdrückte.

Trotz freundlicher Zurede kehrte aber doch Xaveri vom Stalle aus nicht mehr in die Stube zurück. Er verließ plötzlich das Haus und rannte die ersten Schritte schnell wie fliehend davon. Es war Nacht geworden, und auf dem Heimwege gelobte er in sich hinein, daß er sich nie mehr zu solcher Vertraulichkeit mit der Zuckerin verleiten lassen wolle; das war Einmal geschehen und nie mehr. Er war des Lachenbauern Xaveri, der sich nicht an eine abgedankte Wittwe vergeben durfte, die gar nicht einmal

wußte, woher sie war. Und grade daß die Zuckerin seinen großen Familienanhang lobte und das Gelüste zeigte, in denselben einzutreten, erweckte wieder sein ganzes stolzes Bewußtsein in ihm. Jetzt zum erstenmale kam ihm aber auch der Gedanke, daß er drüben in Amerika nicht mehr des Lachenbauern Xaveri sei, da galt sein Familienansehen nichts mehr. Das war nun freilich nicht mehr zu ändern.

Es mußte aber doch etwas Eigenthümliches in Xaveri vorgehen, daß er am Abend und den ganzen andern Tag seiner Mutter nichts davon sagte, daß er den Ueberfahrtsvertrag abgeschlossen und am heutigen Tage bezahlt habe. Erst von der Zuckerin vernahm sie das erstere spät am Abend. Sie war gekommen, um ihr frisches Backwerk zu bringen und wußte viel davon zu sagen, wie gern der Xaveri dabliebe, er wisse schon wo er gleich daheim sei; es käme nur darauf an, ihn dahin zu bringen, daß er, ohne sich vor den Leuten dem Spotte auszusetzen, wieder umkehre; man müsse darum thun, als ob man ihn zwinge daheimzubleiben, das sei was er wolle, aber nur nicht sagen könne.

Die Mutter, der zwar die Schwiegertochter nicht recht anstand, war doch glücklich, daß sie ihren Xaveri daheim behalten sollte und lange, ehe dieser zum Schlafen kam, war es unter den beiden Frauen ausgemacht und entschieden, daß er bleiben müsse.

Xaveri war indeß an diesem Tage vor dem versammelten Gemeinderathe gewesen und hatte seinen Austritt aus der Gemeinde gemeldet. Der Schultheiß, ein Vetter Xaveri's, rieth ihm, daß er gar nicht nöthig habe, sein Heimathsrecht aufzugeben, er könne sich einfach einen Paß nehmen, und wenn es ihm in Amerika nicht gefalle, wieder

zurückkehren oder auch unterwegs andern Sinnes werden. Xaveri lachte höhnisch über diese Zumuthung und drang jetzt gerade um so mehr auf ein Ausscheiden aus dem Orts- und Heimathsverbande.

„Nun denn," rief zuletzt der Schultheiß, „wenn's sein muß, wollen wir's gleich ausfertigen, aber ich rathe dir, besinn' dich noch einmal."

„Bin schon besonnen, fort geh' ich," sagte Xaveri trotzig.

Gelassen erwiderte nochmals der Schultheiß: „Xaveri, ich mein' du verbindest dir den unrechten Finger."

„Ich weiß selber, wo mir's fehlt, und ihr seid auch kein Doktor. Behüt's Gott!" schloß Xaveri und ging davon.

„Es ist wie's im Sprüchwort heißt: Wenn's der Geis zu wohl auf dem Platze ist, da scharrt sie," sagte ein Gemeinderath hinter ihm drein und der Schultheiß setzte hinzu: „Es ist halt der viereckig Hartkopf." — Er hatte aber doch Unrecht, gerade weil Xaveri innerlich ein Schwanken empfand, that er nach außen um so trotziger und unbeugsamer. Erst am andern Morgen gelang es der Mutter, ihm den Antrag wegen der Zuckerin zu machen, aber Xaveri that auch hier unmuthig und entgegnete: „Wie könnt Ihr mir so einen Antrag machen? Werd' ich so Eine nehmen? So Eine findet man noch, wenn der Markt schon lange vorbei ist."

Es war nun ein seltsames Widerspiel von verdeckten Meinungen in der niedern Leibgedingstube: die Mutter lobte die Zuckerin überaus und hatte doch im Innern keine rechte Zuneigung zu ihr und der Xaveri that, als ob er gar nichts davon hören wolle und im Geheimen war es ihm doch lieb, daß man ihn damit bedrängte.

Die Mutter erinnerte sich aber wohl, daß ihr die Zuckerin mitgetheilt hatte, der Xaveri wolle, daß man ihn zwinge, damit er sich vor den Leuten nicht zu schämen habe, daß er von seinem Auswanderungsentschlusse abstehe. Sie war eben daran alle mögliche Bitten und Gründe vorzubringen und führte schon die Hand nach den Augen, um die zukünftigen Thränen abzuwischen, als grade der Vetter Schultheiß eintrat. Er überbrachte Xaveri die verlangten Papiere und sagte spöttisch, daß er ihn nun als Fremden im Dorfe begrüße; er sei hier nicht mehr daheim. Die Mutter schrie laut auf und die Thränen stellten sich jetzt unerwartet ein. Xaveri aber ergriff mit zitternden Händen die Papiere und starrte auf die großen rothen Siegel. Der Trudpert, der eben ins Feld fahren wollte, kam auch in die Stube zu der Mutter, er sah schnell, was hier vorging, und lehnte still die geballte Faust auf die blaue Kiste, die auf der Bank stand. Eine Weile schwiegen alle Vier, die in der Stube versammelt waren, nur die Mutter schluchzte vernehmlich vor sich hin. Als jetzt aber der Schultheiß weggehen wollte, hielt sie ihn zurück und mit mächtiger Beredtsamkeit schilderte sie nun, welch ein Glück der Xaveri im Dorfe machen könne, wie er gewiß kein solches über dem Meere finde, und wie er sich noch dabei sagen könne, daß er seine alte Mutter nicht vor der Zeit ins Grab bringe. Als sie endlich den Namen der Zuckerin nannte, schaute Trudpert wie erschreckt um, aber er schwieg. Xaveri starrte zur Erde und der Schultheiß zeigte sich als eifriger Beistand der Mutter und half ihr, wenn auch nicht die Zuckerin, doch das schöne Beibringen, das sie besaß, zu loben. Die Mutter redete sich nun immer mehr in Eifer hinein

und was vorhin nur gewaltsame und von außen erregte Wärme war, wurde jetzt zu einer von innen kommenden; denn so eigen geartet ist das Menschenherz, daß es bald nicht mehr weiß und nicht mehr wissen will, was ihm gegeben und was aus ihm gekommen ist. Die Mutter pries sich und die ganze Famile glücklich, die einen der ihrigen an der Seite einer solchen Frau und in solch einem Hauswesen wußten. Xaveri hatte bei diesen Worten aufgeschaut und aus seinem Blicke sprach's, daß er an sich und seinen Gedanken zweifelte: War denn eine Heirath mit der Zuckerin in der That ein solches Glück? Fast aber hätte das übertriebene Lobpreisen der Mutter Alles zerstört, wenn nicht der Schultheiß mit bedachtsamer Ruhe Jegliches in gehörigen Betracht gezogen hätte, so daß auch endlich Trudpert nickte, und zuletzt stieg es wie ein Leuchten in dem Antlitze Xaveri's auf, als der Schultheiß darlegte, Xaveri verstünde ja jetzt das Geschäft der Auswanderungsbeförderung so gut wie der Pflugwirth und er könne, wenn er die Zuckerin heirathe, mit seinem freien Vermögen die Sache so in die Hand nehmen, daß er dem Pflugwirth das Handwerk lege. Das schien bei Xaveri einen gewaltigen Eindruck zu machen, aber er schwieg noch immer bis endlich Trudpert die Hand auf die Schulter des Bruders legend sagte: „So red' doch auch, wir wollen dich nicht zwingen.“

„Nein, wir wollen ihn zwingen, ich geb' dir keine Hand, ich red' kein Wort mit dir, ich weiß nicht, was ich thue. Dein Vater unter'm Boden wird mir's nicht verzeihen, daß ich ihm verhehlt habe, wie du als Kind mit dem Schreiner Jochem hast davongehen wollen. Er hätt' einen Eid geschworen, daß er dich verflucht, wenn du

je fortgehst. Soll ich jetzt das für ihn thun? Soll ich? Ich muß. Ich hab' dich mein Lebtag nicht zwingen können, von kleinauf nicht, jetzt thu' ich's nicht anders, ich zwing' dich; jetzt zwing' ich dich, es geschieht zu deinem Heil, folg' mir nur das einemal. Eine Mutter weiß am besten, was ihrem Kinde gut ist, ich hab' dich unterm Herzen getragen, ich kenn' dich doch am besten, ich weiß deine Gedanken, du folgst mir, ich bin deine Mutter, du thust's deiner Mutter zu lieb und du thust's gern und es wird dein Glück sein in dieser Welt und in jener." So rief die Mutter mit beredtem Munde und hielt zwischen ihren beiden Händen die Hand Xaveri's, der wie erwachend lächelte aber noch immer nicht redete.

„So sag' doch ein Wort," drängte endlich der Schultheiß und Xaveri platzte heraus: „Ich habe meine Entlassung, ich hab' meinen Ueberfahrtsvertrag, ich kann nicht mehr daheimbleiben."

„Hast dein Ueberfahrtsgeld schon bezahlt?" fragte Trudpert zuerst.

„Ja, auf den Kreuzer," erwiederte Xaveri.

Vor allem wendete sich nun das Denken des Schultheißen und Trudperts darauf, wie man das Geld von dem Pflugwirthe wieder heraus bekäme. Xaveri redete nichts drein und die Mutter, welche die Hand ihres jüngsten Sohnes nicht mehr losließ, sagte:

„Das hat nichts zu sagen und wenn's auch verloren ist, besser als ein Kind verloren."

„Das verstehen die Weiber nicht, man kann kein Geld 'nausschmeißen," riefen Trudpert und der Schultheiß wie aus Einem Munde, der Letztere aber fügte noch hinzu: „Ich will's schon machen, ich will schon ein gut Theil

wieder von ihm herauskriegen, er hat mich auch oft nöthig; aber es ist jetzt verteufelt, Xaveri! Hättest du mir nur gestern gefolgt und dein Heimathsrecht nicht aufgegeben, jetzt mußt du dich beim Blitz wieder in die Gemeinde aufnehmen lassen; nun, sie können dir's nicht verweigern, aber die ganze Hetzerei und das Gethue wäre nicht nöthig gewesen."

„Wenn ich auch bleiben möcht'," sagte endlich Xaveri, „Euch zu lieb Mutter und auch Euch, Vetter Schultheiß, und auch wegen deiner Trudpert, wenn ich auch möcht', ich kann nicht, ich hab's den anderen versprochen mitzugehen, und kurzum, ich laß mich nicht anbinden, ich bin nicht der, der da steht, wo man ihn hinstellt."

Nun erklärte der Schultheiß in Hohn und Zorn, daß in der Welt Jeder für sich selber zu sorgen habe und Xaveri solle nur einmal die Briefe von den Leuten aus Amerika lesen, da sei's erst recht so, da halte man zusammen, so lange man Vortheil davon habe und länger keine Minute, und man könne niemand versprechen, daß man sich selber vor sein Glück stehen wolle.

Xaveri sah bei dieser Darlegung dem Schultheiß steif in's Gesicht und der Schultheiß konnte nicht ahnen, wie sehr es traf, als er noch hinzusetzte, in Amerika gelte des Lachenbauern Xaveri nicht mehr als jeder andere hergelaufene Knecht. Das war ja ganz dasselbe, was er an jenem Abende, als er von der Zuckerin wegging, schmerzlich gedacht hatte.

„Ich muß doch fort und ich geh' auch," sagte er abermals mit halber Stimme und heftete den Blick auf die blaue Kiste. Es schien ihn jetzt nur noch der Gedanke zu beherrschen, daß er einmal dem Dorfe Ade gesagt und

daß es auch dabei bleiben müsse. Die Mutter ahnte dies, sie zischelte dem Trudpert etwas in das Ohr, worauf dieser wegging und mit wunderbar heiterem Sinn spöttelte sie nun darüber, wie es so lustig sei, daß man das ganze Dorf zum Narren gehabt habe; von den Nachkommen der alten Lachenbäuerin gehe Keiner nach Amerika, sie hätten's nicht nöthig, und indem sie nun mit seltsamem Geschicke ausführte, was Dieser und Jener zum Dableiben Xaveri's sagen werde, brach sie den scharfen Nachreden, um die diesem allerdings bangte, mit klugem Geschick die Spitzen ab.

Trudpert kam bald wieder, aber unter der Thür hörte man ihm sagen: „Geh' du nur voraus." Er, der eigentlich scheel dazu sah und der neuen Schwägerin nicht zugethan war, that doch ehrerbietig gegen sie, und die neue Schwägerin war Niemand anders als die Zuckerin, die mit aufgerichtetem Haupt Xaveri die Hand bot. Die Mutter, welche die Hand Xaveri's gehalten hatte, legte diese nicht ohne fühlbares Widerstreben in die dargereichte und sagte: „Gott Lob und Dank, daß das so schön fertig geworden ist." Auch der Schultheiß und Trudpert brachten nun ihre Glückwünsche zu der Verlobung. Xaveri nickte still.

So war also Xaveri Bräutigam und blieb daheim.

Der Schultheiß ging auf's Rathhaus, Trudpert auf's Feld und Xaveri blieb noch lange mit seiner Braut bei der Mutter; er wollte vorher die seltsame Kunde im Dorfe verbreiten und bereden lassen, ehe er sich mit seiner Braut zeigte. Vor dieser öffentlichen Schaustellung bangte ihm überhaupt sehr, nur das glückstrahlende Gesicht seiner Mutter erheiterte ihn und er sagte sich's zum erstenmale

in seinem Leben, daß er eigentlich ein guter Sohn sei. Fast nur der Mutter zu lieb that er schön mit seiner Braut, aber dennoch willfahrte er nicht, daß er sie jetzt nach Hause geleite. Die Zuckerin ging allein. Den ganzen Tag verließ Xaveri die Stube nicht, er saß fast immer still in sich zusammengekauert auf seiner blauen Kiste; er las wiederholt seinen Ueberfahrtsvertrag und dann las er ihn nicht mehr und starrte hin auf das Papier, auf die abgebildete Bruderhand, auf die gedruckten Zeilen, dazwischen sein Name eingeschrieben war und dann sah er nichts mehr und Alles schwamm ihm vor den Augen. Erst in der Dämmerung machte er sich auf Zureden der Mutter auf, seine Braut zu besuchen; er wurde von allen Begegnenden angehalten und spöttisch hieß man ihn willkommen aus Amerika. Und ebenso spöttisch klangen die Glückwünsche zu seiner Verlobung.

Die Mutter saß still daheim und betete immerfort; es lag ihr schwer auf dem Herzen, daß sie vielleicht doch ihr Kind ins Elend hineingezwungen habe, Xaveri hatte so gar kein bräutliches Ansehen; aber sie tröstete sich wieder, daß es die zurückgehaltene Auswanderung, nicht die widerwärtige Verlobung sei, die den Trübsinn in sein Angesicht brachte.

Die Zuckerin war unwillig, daß ihr Bräutigam erst jetzt sich zeigte, und dieser mußte, um sie zu versöhnen, zärtlicher sein als ihm zu Sinne war. Als er im Gespräche darauf kam, daß er dem Pflugwirth das Handwerk legen wolle, sagte die Zuckerin zuerst: „das geht nicht, das leid' ich nicht; mein Mann muß daheim bleiben und nicht draußen ich weiß nicht was treiben."

Xaveri erhob sich auf diese Worte und sah sie zornig

an, da setzte sie schnell begütigend hinzu: „Nun, es läßt sich ja drüber reden, es braucht ja nicht Alles heut' ausgemacht zu sein." Als Xaveri zuletzt sich noch ein Päckchen Batzenknaster mitnahm und sich's durchaus nicht nehmen ließ, es zu bezahlen, gab ihm seine Braut noch ein anderes Päckchen Tabak und sagte: „Probir' einmal den, der kostet die Hälfte, probir' ihn nur, und er wird dir auch schmecken, so gut wie der theuere; es ist ja nur geraucht."

„Du bist häuslich," sagte Xaveri mit spöttischem Lob, aber die Zuckerin nahm dies für ein wirkliches hin.

Das Einzige, was Xaveri zu Hause seiner Mutter klagte, war diese Geschichte mit dem Tabak, aber die Mutter beschwichtigte ihn: „Sie ist halt ein blutarmes Mädchen gewesen, das den Kreuzer werth halten muß, und hat nachher den Geizhals gehabt. Weiber verthun genug, sei froh, daß du eine häusliche hast, und sie wird sich schon dran gewöhnen was der Brauch ist bei einem, der aus einem rechtschaffenen Bauernhaus kommt."

Xaveri fügte sich darein, daß man sich ins Leben finden müsse so gut es geht, und seltsam! diese weiche in sich entsagende Stimmung, die der Trotzkopf zum erstenmale in seinem Leben kannte, machte ihn minder empfindlich gegen die Neckereien die er vielfach auszustehen hatte wegen seines Daheimbleibens. Die Leute waren ihm fast gram, daß er sie um ihre Theilnahme wegen seines Weggehens betrogen hatte; sie hatten ihm diese gewidmet und er war ihnen nun auch schuldig wegzugehen. Fast eine stehende Frage, die man an ihn richtete, war, wie es in Amerika aussehe, und wie er die Seekrankheit überstanden habe. Zu seiner Verlobung glückwünschte man ihm größtentheils aufrichtig und weil Xaveri gerade wegen dieser in sich

bedrückt war, fühlte er die Spöttereien wegen seines Verbleibens fast gar nicht.

Der Pflugwirth hatte sich dazu verstanden, das Ueberfahrtsgeld wieder herauszugeben, aber die Bedingung festgesetzt, daß man als billigen Entgelt nun auch die Hochzeit in seinem Hause feiere. War diese ganze Hochzeit eine eigentlich erzwungene, so war es nun auch noch der Ort der Feier. Braut und Bräutigam hatten keine rechte Freude aneinander und der Wirth und seine Leute, die freundlich und ehrerbietig zu ihnen thaten, empfanden nichts von dieser Schaustellung.

Acht Tage vor seiner Hochzeit wanderten die Burschen und Mädchen aus, mit denen Xaveri hatte ziehen wollen. Er sah ihnen mit trübem Blicke nach, aber er schüttelte Alles von sich und sagte sich innerlich vor, daß er daheim ein Glück gemacht habe, vielleicht größer als es ihm in Amerika zu Theil geworden wäre und dabei blieb er des Lachenbauern Xaveri.

In der Nacht vor seiner Hochzeit führte Xaveri seine blaue Kiste, darinnen seine ganze Ausrüstung für die Auswanderung war, in das Haus seiner Braut. Die Zuckerin wollte sogleich die Aufschrift auskratzen und die Kiste in den Kaufladen verwenden, aber Xaveri bestand mit Heftigkeit darauf, daß die Kiste bleibe wie sie sei, und daß seine ganze Gewandung darin aufbewahrt werde. Er stellte die Kiste in das Schlafzimmer vor das Bett und sagte scherzend: „Ich steige über Amerika hinüber ins Bett.“

Ein wohlangebrachter Scherz hat immer etwas Versöhnendes. An diesem Abende ging Xaveri zum letztenmale zu seiner Mutter zum Schlafen und zum erstenmal war

er in der Seele eigentlich recht froh, er wußte nicht warum und wollte es auch nicht wissen.

An der Hochzeit ging es lustig her, nur war die Zuckerin einmal unwillig, weil Xaveri mehr als nöthig war, mit Lisabeth, die von Deimerstetten herübergekommen war, und mit ihrer jüngern Schwester Agathe getanzt hatte. Xaveri versöhnte sie bald, und als seine Frau mit seinem Bruder Trudpert tanzte, stieg er zu den Musikanten hinauf und blies den amerikanischen Marsch, den er so oft den Auswanderern auf dem Wagen aufgespielt hatte, als lustigen Hopser, und erntete darüber großes Lob. Xaveri trug so zu sagen Amerika immer auf dem Leibe, denn er ging in der fremdländischen, mehrfach zu wechselnden Kleidung, die er sich für die neue Welt angeschafft hatte; aber er trug auch Amerika immer noch im Herzen, und das war viel gefährlicher. In der ersten Zeit nach seiner Verheirathung durfte sich Xaveri es schon hingehen lassen, daß er sich nur halb der Arbeit widmete; aber als er auf Bedrängen der Frau sich derselben mehr annehmen sollte, zeigte sich's, daß er jetzt doppelt schlaff war. Der Gedanke der Auswanderung hatte ihn erlahmt, er hatte sich gewöhnt, das Dorf gar nicht mehr als den Kreis seiner Thätigkeit anzusehen, er hatte, so zu sagen, auf einen neuen Lebensmontag gehofft, an dem er sich scharf ins Geschirr legen wollte; jetzt sollte er mitten in der alten Woche im alten Gleise doppelt frisch zugreifen; dazu kam, daß, wie das Dorf und Alles, was darin vorging, ihm keine Freude mehr machte — weil er sich daran gewöhnt hatte, sich nur von einem ganz andern Leben, ganz andern Verhältnissen Erfrischung zu versprechen und Alles, was um ihn her vorging, gleichgültig zu betrachten — so war ihm

auch gleicherweise das erheirathete Anwesen alt und morsch, es bot keine Belebung der Neuschöpfung, die er sich so glänzend ausgedacht hatte; er war eben in ein verwittwetes Anwesen versetzt; die ganze alte Welt, die ganze gewohnte Umgebung hatte ihm etwas Verwittwetes. Er konnte sich das nicht deutlich machen, aber er fühlte es nichtsdestominder. Gern gab er seiner Frau nach, daß er dem Pflugwirth das Handwerk nicht legte, es war ihm recht, daß er nichts Besonderes, eigenthümliche Anstrengung und Zusammenfassung Erforderndes zu thun hatte; er lebte gern so in den Tag hinein, und es war ihm schon so viel, daß er damit zu thun hatte, neues Vieh anzuschaffen, denn das alte war verkommen, daß er neue Feldgeräthe anschaffen mußte, denn die alten waren gar nicht zu gebrauchen. Das Anwesen der Zuckerin und die Fülle des Hauses waren nicht so bedeutend, als es den Anschein gehabt hatte. Die Vorräthe im Kaufladen waren geborgt, und Xaveri, der sein Vermögen auf Zinsen anlegen wollte, mußte mehr als die Hälfte in das Haus stecken, und durfte sich davon vor den Leuten nichts merken lassen, um nicht zu dem Schaden auch noch den Spott zu haben. Dabei hatte er über die kleinste Anordnung, die er im Hause traf, scharfe Auseinandersetzungen mit seiner Frau. Sie hatte einst gewünscht, einen Mann zu haben, dem sie untergeben sei, und das Geringste, was dieser nun selbständig verfügen wollte, erregte ihre heftigste Einsprache. Xaveri, der einst über das ganze Dorf und noch weit darüber hinaus geherrscht hatte, sah, daß es ihm nicht gelingen wollte, seine eigne Frau in seine Gewalt zu bekommen. Er rang mit ihr um die Oberherrschaft, und weil keine Liebe zwischen ihnen waltete, war die Herrschaft ihr

einziges Ziel. Wenn Eins merkte, daß das Andere Dies oder Jenes besser verstand, herrschte darüber nicht Freude und Anerkennung, sondern Neid und Schmälsucht. Xaveri hatte, ohne vorher ein Wort davon zu sagen, den ganzen Viehstand im Hause verändert, und weil er damit, zum Theil nicht ohne seine Schuld, unglücklich war und mit Verlust noch einmal ändern mußte, ließ sich's die Frau nicht entgehen, ihm solches oft und mit Schadenfreude zu wiederholen und ihm zu zeigen, daß er nichts verstünde, und sich von Jedem betrügen lasse. Bei solchen Erfahrungen und Wahrnehmungen war Xaveri wohl bös auf seine Frau, aber noch mehr auf seine Mutter, seinen Bruder und alle seine Verwandten; er sah in Allem nur sein Ungeschick für die alte Welt, man hätte ihn sollen ziehen lassen, er wäre ein ganz anderer Mann geworden in Amerika, das war sein steter Gedanke. Mit Ungestüm forderte er oft Hülfeleistungen und Beistand von seinen Angehörigen; sie durften ihm, wie er glaubte, nichts versagen, sie waren es ihm schuldig, da er ihnen zu Lieb daheimgeblieben war. Wenn man ihn bei solchen Anmuthungen auf seine eigne Kraft und Thätigkeit hinwies und Jedes unbekümmert um das Andere seinem Tagewerke nachging, knirschte er in sich hinein: ihm war ja himmelschreiend Unrecht geschehen, er war daheim geblieben, um eine hülfebereite Verwandtschaft zu haben und es gab ja gar kein Zusammenhalten mehr, er war einsam und auf sich gestellt, als wäre er in weiter Wildniß. Die Familienangehörigkeit ist eben auch eine Lüge, wie Alles auf der Welt. Tage und Wochen lang sah sich Niemand nach ihm um, und doch hatten sie gethan, als könnten sie nicht leben, wenn er nicht da wäre. Wie freundschaftlich

und zuthulich war damals das ganze Dorf und besonders seine Verwandtschaft gewesen, als er fortgehen wollte, und jetzt zeigten sie nicht den hundertsten Theil jener Herzlichkeit. Der Pflugwirth erschien jetzt noch als der Bravste, der war doch immer der gleiche Schelm gewesen. — Mit Absicht entzog sich jetzt Xaveri den Seinigen und verspottete sie. Besonders gegen seinen Bruder Trudpert faßte er einen tiefen Widerwillen, der war immer so ruhig und still, ging unablässig in seinem Geleise seinen Geschäften nach, und hatte nicht einmal ein freiwilliges Wort für das Anliegen eines Andern, geschweige einen Beistand. Er war mit dem Pfluge in's Feld gefahren, als Xaveri nach dem Markte ging, um neues Vieh einzukaufen, er hatte ihm kaum Glück auf den Weg gewünscht. Hätte er nicht als älterer, erfahrener Bruder freiwillig mitgehen, und Xaveri vor dem Ungeschick bewahren müssen, in das er für sich allein gerathen war?

Am meisten aber war Xaveri doch auch bös auf sich selber und zwar natürlich darum, weil er der Narr gewesen war, dem Geflenne und Gezerre der Seinigen nachzugeben und daheim zu bleiben.

Mitten in all diesem Sinnen und Grübeln war es fast wunderlich und Xaveri schüttelte oft selbst darüber den Kopf, daß er jetzt so viel über die Menschen und über sich selbst nachdenken mußte. Es schien, als habe er bis jetzt alle seine Jahre nur träumend verbracht und jetzt auf einmal ging ihm das Leben auf, so verwirrt und düster.

Ein jeder Menschengeist, so dumpf er auch scheinen mag und so sonnenlos auch sein Standpunkt, hat doch seine kürzer oder länger andauernde Blütenzeit. War der Kelch, der sich hier erschloß, eine Distel oder gar eine Giftpflanze?

Die Nahrung mindestens, die Xaveri zu sich nahm, war eine in Zorn und Hader vergiftete. Er hatte einen unüberwindlichen Abscheu vor allem Geschirr, das vom Zuckermännle und von der alten Zuckerin herstammte, und wenn er das seiner Frau sagte, daß er sie immer husten höre, lachte sie ihn höhnisch darüber aus, und suchte seinen Ekel noch zu vermehren. Er suchte sich fortan zu überwinden, aber — es mag seltsam scheinen, und doch ist es so — eine Hauptursache vieler Verstimmungen war, daß die Zuckerin das Essen selber bereitete, daß es Xaveri fast gar nicht genießen konnte. Anfangs half er sich damit, daß er zuerst wie zum Scherz, dann aber zu bitterem Ernst von seiner Mutter das Nöthige bereiten ließ und bei ihr verzehrte; er scheute sich, vor den Leuten zu zeigen, wie es ihm ergehe.

Wie seltsam war es Xaveri zu Muthe! Sonst ging er satt aus dem Hause und jetzt ging er hungrig aus demselben um im Wirthshause zu essen. Er schämte sich, Etwas zu bestellen und doch war ihm so öde und so bitter. Er ließ sich manchmal verstohlen in der Küche etwas geben und aß es hinter dem Hause. Bald aber bestellte er sich schon oft am Tage vorher was er morgen haben wolle, und aß vor aller Welt im Wirthshause. Und wenn er nach Hause kam, sprach seine Frau, die das immer schon erfahren hatte, ihm das Nachgebet dazu; sie machte ihm nun zum Possen das Essen immer noch schlechter und aß selber vorher insgeheim.

Xaveri hatte nie Karten gespielt, aber jetzt saß er oft bis tief in die Nacht hinein und spielte im Wirthshause. Er wollte sich selber vergessen, nichts von sich und seinem Elend wissen, und er fragte sich nicht mehr, worin eigentlich

sein Elend bestehe, und wie es zu fassen und zu ändern wäre. Er sagte sich immer nur, daß er im Elend sei; das war eine ausgemachte Sache, und er wollte ermüdet sein und nichts mehr denken können, wenn er spät heimkam und sich zum Schlafen niederlegte. Anfangs gewann er bei dem Spiele, aber er machte sich nichts aus dem Gewinne; er wollte das zeigen und wurde immer waghalsiger. Natürlich spielte man auch nicht trocken, und vom Spiel und Trunk erhitzt gab's manchmal Händel, aber sie wurden bald wieder geschlichtet; denn Spielgenossen sind seltsam friedfertig, und trotz allen Streites denken sie doch innerlich immer wieder darauf, des zu erhoffenden Vergnügens und Gewinnstes nicht zu entbehren. Nun verlor Xaveri geraume Zeit, denn er hatte seine Gedanken nicht beim Spiel, bei jeder Karte die er wie einen Axthieb auf den Tisch warf, dachte er oft und oft an seine Frau, daß die ihn zwinge liederlich zu sein und zu spielen. Er wollte sich aber nicht mehr zwingen lassen, setzte eine Zeitlang aus, und schaute nur zu, wie die Andern spielten; später glaubte er es besser gelernt zu haben und that wieder mit, aber auch jetzt verlor er unbegreiflicher Weise fast immer. Er lachte laut und verspottete sich über seinen Verlust, aber innerlich nahm er sich fest zusammen und rührte fortan keine Karte mehr an.

Xaveri, der bei aller Wildheit doch noch immer eine gewisse Ehrfurcht vor der Häuslichkeit hatte, die er in so schöner Weise bei seinen Eltern kennen gelernt, bewog seine Mutter, hier vermittelnd einzugreifen und es gelang der alten Lachenbäuerin, eine entsprechende Friedsamkeit herzustellen. Die beiden Eheleute schienen wieder geraume Zeit in schöner Eintracht mit einander zu leben. Xaveri

ermannte sich und griff wacker zu, aber so bald nur der kleinste Zwist ausbrach, sobald nur das kleinste Ungemach sich zeigte, war immer sein erster Gedanke: „O, wär' ich doch, wo mich meine Kiste hinweist!" Er hatte dies einmal gegen seine Frau ausgesprochen und sie holte die Axt und wollte die Kiste zertrümmern und verfluchte ganz Amerika und jeden Gedanken daran. Nur der größten Milde und Nachgiebigkeit und dem schließlichen Vorhalte, daß die Kiste fünf Gulden werth sei, und daß er sie bei nächster Gelegenheit einem Auswanderer verkaufe, rettete sie noch; wenn aber fortan ein Gedanke an die neue Welt in Xaveri aufstieg, verschloß er ihn in sich, manchmal konnte er minutenlang in der Kammer auf die Kiste hinstarren nnd seine Gedanken zogen weit ab von Allem, was ihn umgab.

Wenn Xaveri Abends im Pflugwirthshause saß, schaute er oft durch die Tabakswolken nach jener Tafel, darauf das Schiff schwamm, und wo mit rother Schrift zu lesen war: „Nach Amerika!" Wenn er heimkam, machte er dann jenes Scherzwort zur Wahrheit, daß er über Amerika ins Bette stieg.

Im Frühling war eine lustige Hochzeit im Dorfe, die aber ihre traurigen Folgen hatte. Der Schackle war zurückgekehrt und heirathete eine Kaufmannstochter aus der nahen Amtsstadt; er errichtete einen großen Kaufladen, mit langen bis an den Boden reichenden Fenstern, wie man solche im Dorfe noch nie gesehen. Die Zuckerin, die, gestützt auf ihren jetzigen Familienanhang bei Schultheiß und Gemeinderath, die Gestattung dieser Concurrenz hatte verhindern wollen, brachte nichts zu Stande, und sie, die einst die Familie Xaveri's so hoch gerühmt hatte, konnte

nicht genug Schimpfworte auf dieselbe finden und den Xaveri hieß sie fast nicht mehr anders als den „Garnichts“, weil er einmal gesagt hatte: „Ich kümmere mich um die Sache gar nichts!“ und dabei festgeblieben war. Die Zuckerin suchte jetzt den Xaveri zu stacheln, daß er dem Pflugwirth dafür seinen Auswandererhandel verderbe; dieser aber war nicht mehr dazu aufgelegt, dennoch versagte er sich die Schadenfreude nicht, ihr vorzuhalten, daß sie ihn verhindert habe, als es noch Zeit war, und ihn jetzt ermahne, da es zu spät sei. Nun wollte sie, daß er mindestens nicht zu Schackle's Hochzeit gehe, aber auch hierin willfahrte ihr Xaveri nicht; er war ja der alte Beschützer des Schackle gewesen und schloß zuletzt auf jede Ermahnung: „Ich bin kein Krämer!“

Xaveri pfiff lustig, als es zum Hochzeitsschmaus des Schackle ging und hörte nicht auf das Brummen und auf das laute Schelten seiner Frau; er zog sein bestes amerikanisches Gewand an und versteckte noch darunter sein Waldhorn. Er entsetzte sich fast, als er seine Frau ansah: wie hatte diese sich so fürchterlich verändert! Ihre ganze Erscheinung war so über alle Maßen vernachläßigt, daß er sich fast gar nicht glauben machte, das sei seine Frau. Die Zuckerin wußte, daß ihr Mann noch vom Soldatenleben her viel auf ein propres Wesen hielt, und fast zu seinem Aerger vernachlässigte sie sich immer mehr und lachte, wenn er sie Hanfbutz (Vogelscheuche im Hanfacker) nannte. „Kannst dich anziehen und auf den Abend auch nachkommen, ich will einmal gut essen!“ sagte Xaveri und ging nach dem Pflugwirthshause. Das Waldhorn tönte am Abend das ganze Dorf herauf; es konnte Niemand anders sein, als der Xaveri,

der so schön blies. Die Zuckerin saß daheim in Zorn und bitterm Haß und sie wußte am Ende nichts anders zu thun, womit sie ihren Mann ärgern könnte, als daß sie ein Beil holte, um die Kiste zu zertrümmern. Er hütete die Kiste wie ein Kleinod, er hatte seine Frau gebeten, ja ihr streng befohlen, sie nie zu berühren; darum sollte sie jetzt zerstört werden. Die Zuckerin besann sich aber doch wieder, daß sie einen namhaften Geldwerth zerstörte und ließ nun ihren Zorn damit aus, daß sie mit dem Beil den Namen Xaveri's und die beiden Waldhörner auskratzte. Sie ging vor das Haus und jetzt sagte ihr eine wohlwollende Nachbarin, daß der Xaveri tanze wie ein junger Bursch. Schnell sprang sie nach dem Wirthshause und eilte athemlos die Treppe hinauf. Dort tanzte eben Xaveri mit des Pflugwirths Agathe und jauchzte und sang dabei; schnell drang sie durch die tanzenden Paare und stand vor ihrem Xaveri: „Was machst du da?“ schrie sie laut.

„Guck, die ist halt schöner als du!“ erwiederte Xaveri. Fluchend mit gellem Schreien, daß darob die Musik einhielt, schimpfte nun die Zuckerin die Agathe, die aber ruhig erwiederte: „Was schändest so? Ich mag ihn nicht; wenn ich ihn gemöcht hätt', hätt'st du ihn nicht kriegt!“

„Du siehst ja aus wie ein Hanfbutz!“ rief Xaveri und in übermüthiger Laune begann er das Lied zu singen:

I g'sieh kein Rab', i g'sieh kein Vogel —
Der Hanfbutz, der Hanfbutz, der Hanfbutz isch do!

Die Musik begann die Weisung zu spielen und Alles jauchzte hellauf und tanzte und drückte die Zuckerin hinaus. Diese eilte zu der Mutter Xaveri's und zu Trudpert.

Bald sah man Letztern auf dem Tanzboden und Xaveri verschwand gleich nach ihm.

Im Leibgedingestübchen der Mutter gab es nun heftige Erörterungen, oft von Weinen und Schreien unterbrochen. Die Mutter hatte schnell die Laden zugemacht. Es sollte kein Laut nach außen dringen. Xaveri, der ohnedieß nur verzweifelt lustig gewesen war, erkannte wohl bald sein Unrecht, aber er hatte wieder seinen alten Trotzkopf und wollte das nicht gestehen, bis endlich Trudpert, der sein Lebelang gutmüthig und nachgiebig gegen ihn gewesen war, auf ihn zusprang und schwur, ihn zu erdrosseln, wenn er nicht in sich gehen und sich bessern wolle. Die Mutter weinte und wehrte ab so viel sie vermochte und nach der eigenthümlichen Frauenart sprachen ihre Klagen nichts davon, wie jammervoll dieser Bruderstreit an sich war, sie wiederholte nur immer: „Was ist das für eine Schande vor den Leuten, daß ihr so Händel miteinander habt! Um Gotteswillen! Das ganze Dorf läuft ja zusammen! Draußen steht Alles und horcht zu!“

Die Zuckerin saß auf der Bank und hielt still die Hände ineinander. Xaveri schaute nur einmal mit wildem Blicke nach ihr hinüber; wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, wie schändlich es von seiner Frau sei, daß sie ihm nicht beistehe und seinen Bruder abwehre, der ihm fast den Hals zudrehte. „Laß los, du hast Recht,“ rief er aber doch keuchend. „Du mußt Recht haben, weil du so gegen mich sein kannst. Das hätt' ich nie geglaubt!“

„Ich hätt's auch nie geglaubt!“ sagte Trudpert, ließ ab und seine Hände zitterten.

Xaveri versprach aufrichtig, sich zu bessern, und als

er mit seiner Frau heimging, schaute ihm die Mutter aus ihrem Fensterchen nach und betete auf den nächtigen Weg der Davongehenden noch lange inbrünstige Gebete.

Der offenkundige Zerfall, den Xaveri herbeigeführt hatte, schmerzte ihn sehr, wir müssen aber sagen, nicht sowohl um des verlorenen Glücks willen als um die preisgegebene Ehre. Vor Tag ging er mit dem Pfluge ins Feld oder zum Holzfällen in den Wald und kehrte erst am Abend wieder heim. Im Wirthshause sah man ihn lange nicht. Die Leute sagten, sein Gesicht sei zerkrazt, er könne sich nicht sehen lassen, man habe ihn solch einen Ausruf einmal bei Nacht schreien hören; das war nicht der Fall, seine Frau hatte ihm nur während seiner Abwesenheit seinen Namen von der Kiste abgekrazt und so oft er nun darauf sah, kochte ein Ingrimm in seiner Seele; er sprach zwar nur einmal davon, immer aber mußte er daran denken, wie ganz anders es stünde, wenn er mit seinem unversehrten Namen davongezogen wäre übers Meer. Im Hause wurde wenig gesprochen, es war weder Friede noch Streit. Nur einmal entbrannte letzterer wieder, als die Zuckerin die Kiste verkauft hatte und Xaveri eben dazu kam, wie man sie abholen wollte. Er hielt sie zurück mit dem Bedeuten, daß sein Eigenthum Niemand anders verkaufen dürfe als er selbst. Die Zuckerin, deren Kramladen ganz verödete, kochte ihrem Manne fast gar Nichts mehr und er mußte sich wieder bei seiner Mutter erholen.

Die Ernte kam herbei. Xaveri ging schon vor Tag hinaus nach dem Acker neben dem Kirchhofe. Dieses Hinausschreiten im kühlen Morgennebel, da sich ein grauer Schimmer auf Gras und Staude legt, diese Freude am

frischen Gange aus Dumpfheit und Verzerrung, zur Arbeit, die jetzt noch als Lust entgegenwinkt, der Gruß der Begegnenden, die sich zu gleichem Thun aufmachten und einander in der sichern Hoffnung auf einen hellen Tag bestärkten, Alles machte Xaveri plötzlich im Innersten froh; er dachte kaum mehr an sein verworrenes Leben und es schien ihm leicht zu glätten, mindestens wollte er Alles thun, damit es schön und heiter sei. Xaveri war trotz Allem doch noch Bauer genug, daß er seine Freude an dem schönen Acker hatte, den er jetzt sein eigen nannte; er lachte vor sich hin, als er denken mußte: es ist doch gut, daß sich die Wiesen und Aecker nichts um die Händel im Hause bekümmern und beim Unfrieden nicht davon laufen; sie wachsen still, und wie prächtig steht hier das Korn! Ihr seid doch glückliche Menschen und Gott ist gut, daß er euch den Unfrieden nicht entgelten läßt.

Der erste Anschnitt eines Ackers hat immer etwas Feierliches, besonders für den einsam Arbeitenden; der alte Lachenbauer hatte immer gebetet ehe man anfing, Xaveri that das nun zwar nicht, aber indem er die Sichel noch einmal wetzte, wetzte er gleichsam noch einmal seine Gedanken und die waren: daß er fortan arbeitsam und friedsam sein wolle. — Das Feld war ergiebig, die niedergelegten Halme, die sogenannten Sammelten, lagen so nahe aneinander, daß man gar keine Stoppeln mehr sah, und das ist das fröhlichste Zeichen einer reichen Ernte. Die Sonne war emporgestiegen, die Lerchen sangen in blauer Luft, aber Xaveri horchte nicht hin und sah nicht auf, seine Gedanken waren drüben in Amerika: „wie anders wäre das, wenn du dort zum erstenmale Ernte hieltest, auf einem vordem nie bebauten Boden! Hier tönt

die Morgenglocke — dort hört man kein Geläute; vom Acker daneben hört man Menschenstimmen — dort vernimmt man nichts. Es ist doch besser auf dem Boden zu bleiben, den schon die Vorfahren bebaut und der von Geschlecht zu Geschlecht genährt, und wer weiß ob du drüben noch lebtest... Xaveri richtete sich verschnaufend auf und sah nach dem Kirchhofe. — „Dort liegt dein Vater und dort deine Ahne, von welcher der Spruch herrührt: ich glaube nicht an Amerika.“ Zum erstenmale in seinem Leben empfand er, was es heißt, den Boden zu verlassen, wo die Gebeine der Angehörigen ruhen; aber dieser Gedanke streifte ihn nur flüchtig und im Weiterarbeiten dachte er: „Auch du wirst einmal dort liegen. Dieses Leben hast du nur Einmal und willst es so in Haß und Hetzerei verbringen? Fang' es frisch an, so lang' es noch nicht verloren ist; dein Weib wird schon gut sein, sie muß, wenn sie sieht, daß du gut bist. Wir haben unser reichliches Brod, warum sollen wir denn nicht gut miteinander auskommen? Ich will nicht mehr an Amerika denken. Es muß uns hier gut gehen und wir haben's besser als tausend Andere, und wenn jetzt das alt' Zuckermännle den Löffel erst grad' aus dem Maul gethan hätt', ich thät damit essen und es schmeckt' mir; das darf nichts mehr gelten. Wenn sie mir nur auch bald Essen bringt“.... Dieser letzte Gedanke war es, bei dem Xaveri am längsten verharren mußte, denn er spürte in sich einen Mahner und auch von aussen wurde er daran erinnert. Von den benachbarten Aeckern hörte man gemeinsames Sprechen und oft lautes Lachen. Es war sechs Uhr, man hatte den Schnittern das Essen gebracht und überall, so weit man sah, wandelten Frauen und Kinder mit Körben und

Töpfen. Denkt deine Frau allein nicht an Dich und glaubt sie, daß du nicht auch hungrig wirst und schneidest du denn für dich allein? So sprach es in Xaveri und der im Hunger doppelt leicht gereizte Zorn wollte wieder in ihm aufsteigen und Alles bewältigen, aber noch wurde er seiner Herr und sagte sich, daß seine Frau sich verspätet haben könne, oder daß sie im Kaufladen aufgehalten werde. Er schnitt allein weiter, während Alles um ihn her ruhte und sich gütlich that; das aber nahm er sich vor, es sollte als Zeichen des Friedens gelten, ob seine Frau ihm Essen bringe oder nicht. Sieben Uhr war schon vorüber, ringsumher war Alles wieder neugestärkt an der Arbeit und Xaveri, der immer weiter schnitt, empfand ein tiefes Mitleid mit sich, daß ihm das Weinen nahe stand; er war verlorener als wäre er in der neuen Welt. Oft schaute er aus, aber immer sah er seine Frau noch nicht. Er wollte davonlaufen, aber in einer Art von heldenmüthiger Selbstvernichtung wollte er unaufhörlich weiter arbeiten bis er niedersänke vor Ermattung und die Leute dann sahen, wie es ihm ergehe. Endlich, es schlug 8 Uhr, da sah er seine Frau den Berg herabkommen, sie hatte weder Korb noch Topf bei sich. Auch das wollte Xaveri verwinden, sie konnte ja wieder umkehren. Als sie aber näher kam und so verwahrlost aussah in der nachlässigsten Kleidung mit der Sichel in der Hand, konnte er sich nicht enthalten, halb scherzend auszurufen: „Du siehst ja wieder aus wie der Hanfbutz. Guck, es ist kein Vogel weit und breit, es singt keine Lerche wo du bist, du bist halt der Hanfbutz." Die Zuckerin stand still und lachte höhnisch. Da rief Xaveri abermals: „Hast nichts zu essen?" „Da wächst ja gutes Brod, iß davon," erwiederte die Zuckerin, „das

ist mein Acker, den Ich zugebracht habe; iß aber nur, so viel du magst, ich schenk' dir's." „Aber Dir ist nichts geschenkt," schrie Xaveri und hackte da wo er stand, seine Sichel in den Boden und stampfte sie noch mit dem Fuße hinein, dann verließ er das Feld. Die Frau schimpfte und klagte hinter ihm drein, er aber drehte sich nicht mehr um, ging in das Haus, raffte Alles, was er zu eigen besaß, in seine Kiste und eilte damit zu seiner Mutter. Dieser erzählte er Alles, was an dem Morgen beim Schneiden in ihm vorgegangen und wie er so friedfertig gegen seine Frau gewesen war und sie nur im Scherz geneckt habe. Die Mutter mochte ihm hundertmal erklären, daß das ja die Frau nicht wissen konnte, daß man sich erst wieder necken dürfe, wenn man schon lange Frieden habe; Xaveri mochte wol etwas davon einsehen, denn er antwortete nichts darauf, er wiederholte nur, daß es bei seinem Schwure bleibe, er habe, als er die Sichel in den Boden getreten, in sich hineingeschworen, nie mehr hier zu Lande eine in die Hand zu nehmen, und dabei bliebe es, keine Gewalt des Himmels und der Erde brächte ihn davon ab. — Ein unbeugsamer Trotz gegen die ganze Welt, der sich leicht in Selbstzerstörung verwandelt, setzte sich in Xaveri fest. Mitten in der hohen Erntezeit, wo so zu sagen jeder Finger im Dorfe, der sich regen kann, in Arbeit ist, saß Xaveri draußen am Waldrande und blies auf seinem Waldhorn. Durch dies Benehmen ward Xaveri des ganzen Vortheils und des ihm allgemein zuerkannten Rechts gegen seine Frau verlustig. Solch ein Müßiggang war unerhört und empörend. Man hielt Xaveri anfangs für närrisch, dann aber wendete sich Haß und Verachtung des ganzen Dorfes gegen ihn. Selbst

Trudpert brachte sich dazu, in heftigen Worten seinen Bruder anzulassen, ja er drohte, der Mutter von der ausbedungenen Nahrung abzuziehen, wenn sie den Xaveri noch länger damit füttere; er wolle die Sache vor Gericht kommen lassen. Mit lang verhaltenem Ingrimm erwiederte Xaveri, daß ihm das recht sei, und es werde sich jetzt bei dem Gerichte ausweisen, wie er durch Trudpert in der Erbtheilung zu kurz gekommen sei.

In der That versuchte auch Xaveri einen Rechtsstreit darüber anhängig zu machen, ging oft nach der Stadt und besprach seine Angelegenheit im Wirthshause mit allerlei fremden Menschen und erholte sich Raths bei einem Rechtsanwalt, der indeß immer mehr eigentliche Belege von ihm verlangte. Xaveri redete sich vor, daß er diese beschaffen könnte.

Es gibt für einen in sich uneinigen und müßiggängerischen Menschen nichts bequemeres als einen Rechtsstreit. Da hat man immer die Ausrede bei der Hand: wenn erst diese Sache geschlichtet ist, dann geht wieder Alles in Ordnung, und einstweilen entschuldigt man für sich die Nichtsthuerei. So erging es auch Xaveri, und noch ein geheimer Stolz kam dazu. Er konnte sich nicht läugnen, daß in seinem ganzen Thun und Lassen etwas Unmännliches sei. Er mußte sich oft im Stillen von sich gestehen, daß er eigentlich keine rechte Mannesgeltung habe. Jetzt in den Wirthshäusern in der Stadt, im Vorzimmer bei dem Rechtsanwalt und im innern Stübchen bei diesem selber, jetzt war er doch ein Mann. Wer kann das noch bestreiten, daß einer der einen Rechtsstreit führt, Protocolle und Abschriften ausfertigen läßt, worin sein Name groß geschrieben ist in Fractur, und der mit landesfarbigen

Schnuren zusammengeheftete Acten ausfüllt — wer kann bestreiten, daß das ein Mann sein muß, der solches veranlaßt?

Indeß zeigte sich bald, daß der Rechtsstreit zu keinem Ziele führe, und Xaveri ließ ihn ebenso leicht als er ihn aufgenommen, auf Anrathen seines Rechtsanwaltes wieder fallen.

Trudpert und Xaveri redeten fortan kein Wort mehr mit einander und von allen Menschen im Dorfe war dem letzteren Niemand mehr zugethan als seine Mutter. Sie ging zu Jedermann und redete gut von ihrem Xaveri, sie wollte im Einzelnen ihm wiedergewinnen, was er auf Einmal und bei Allen verloren hatte, und sie allein hoffte noch immer, daß Alles sich wieder ausgleiche, aber vergebens. Der Mutter allein erzählte Xaveri, was in ihm vorging, sonst wanderte er durch das Dorf, grüßte Niemand und hielt den Blick immer zur Erde gesenkt, denn er verwünschte es innerlich, daß er nicht fort konnte, nicht auf Einmal in eine ganz andere Welt, daß er immer wieder heim mußte um zu essen. Diese natürliche Befriedigung des Lebensbedürfnisses ward ihm zur Qual. Draußen am Waldesrande lag er dann Tage lang und schaute hinaus in die Felder, wo die Menschen hin und her gingen. Sein sonst so scharfes Auge schien jetzt plötzlich die Dinge nicht mehr recht zu unterscheiden. Trotzdem er oft einen Männerhut zwischen den Kornfeldern sich fortbewegen sah, wollte er doch glauben, und glaubte es auch, ja indem er sich halb aufrichtete, war es ihm ganz deutlich — daß er eine Frau sähe und gar seine eigne Frau, die ihm winke, daß sie komme und ihn hole; aber die Gestalt verschwand wieder und er blieb allein. Der graue Meilenstein am Wege, den er doch genau kannte, den hielt er jedesmal beim Aufschauen für einen Menschen, der nach ihm aus-

blicke. War das Täuschung oder Selbstbetrug? Wer kann in solchem Falle entscheiden? Seltsam war und blieb, daß es jedesmal eintraf, so oft er sichs auch vorhersagte. Hörte er einen Schritt sich seinem Lagerplatze nähern, kam ein Mann, eine Frau oder ein Kind, so blinzelte er und richtete sich ein wenig auf, es war gewiß Jemand, den seine Frau nach ihm schickte; und wenn der Kommende vorüberging ohne ihn betrachten zu wollen, hustete er, um gewiß zu sein, daß er bemerkt und nicht verfehlt worden sei. Dann warf er sich wieder auf das Antlitz nieder, als wolle er sich in die Heimath-Erde einbohren und eingraben. Jetzt liegst du noch auf der Heimath-Erde und bald mußt du sie verlassen! sagte er oft vor sich hin, und während er mit einem Grashalm in seinen Zähnen stocherte, sang er dann wieder und wieder:

Und wer einen steinigen Acker hat
Und einen stumpfen Pflug,
Und ein böses Weib daheim,
Der hat zu feilen g'nug.

Der Vers kam ihm gar nicht aus dem Sinn, als wären es nur noch die einzigen Worte die er kannte und kein anderes mehr.

Ja, was denkt und sinnt nicht alles ein Mensch, der in sich verwirrt und verwahrlost ist, und sich noch mehr verwirrt und verwahrlost!

Xaveri war wie ein Fieberkranker, der im Bette liegt und in den einfachen Linien an der Wand, in Leisten und Nägeln allerlei Bilder und Zeichen sieht; Schnäuzchen und Henkel am Wasserkrug wird zum Mund und Höcker eines seltsamen Männchens, und Schränke, Stühle und der Tisch, Alles verwandelt sich in beängstigende Ungeheuer.

Wenn Xaveri den Weg dahin ging und seinen Schatten sah, kam es ihm oft vor, als wäre er selber nur noch ein Schatten; er spielte mit seinen Schattenbildern, und machte allerlei Sprünge und Stellungen wie die Kinder. Die Leute hielten ihn für närrisch.

Aber was ist denn ein Mensch, der die ihm gegebenen Verhältnisse nicht so zu fassen und zu gestalten weiß, daß wenn auch nicht Glück, doch Ruhe und Frieden daraus erwachsen muß?

Die Sühneversuche zwischen Xaveri und seiner Frau, die vor dem Pfarrer, vor dem Kirchenconvente und dem Amte wiederholt gehalten wurden, blieben erfolglos. Xaveri bestand darauf, daß er nie mehr zu seiner Frau zurückkehre. Die Entscheidung zog sich lange hin, und endlich im Herbst wurden sie getrennt, da sie nicht geschieden werden konnten. Mehr als ein Drittheil seines Vermögens, das Xaveri in das Hauswesen gesteckt hatte, war verloren, es zeigte sich bei der Auseinandersetzung ein auffälliger Rückgang des Besitzthums, aber doch blieb Xaveri noch so viel, um in der Ferne sein Heil zu suchen. Noch einmal wurde die Kiste frisch angestrichen, noch einmal der Name darauf geschrieben und abermals ein Ueberfahrtsvertrag mit dem Pflugwirthe abgeschlossen. Des Lenzbauren Philipp von Deimerstetten und Lisabeth mit ihrer zahlreichen Familie wanderten zu gleicher Zeit mit Xaveri aus.

Das war ein anderes Abschiednehmen als vor einem Jahre. Damals war Xaveri stolz und im vollen Bewußtsein seiner Geltung, ein Jeder mußte bedauern, daß er weg ging; jetzt reichte man ihm kaum die Hand und sprach kaum halbe Worte, und Xaveri glaubte es diesem und jenem anzusehen, daß man ihn fortwünschte und er nahm

sich nun als einzige und letzte Rache vor, Keinem mehr Ade zu sagen. Nur auf dringendes Bitten der Mutter ging er zu Trudpert und reichte ihm die Abschiedshand. „Ich verzeihe dir," sagte Trudpert. „Und ich verzeihe Dir," trotzte Xaveri und ging fort. Die Brüder, die einst so einträchtig mit einander gelebt, schieden jetzt in innerem Grollen; Jeder glaubte sich von dem Andern tief gekränkt und Jeder sprach Worte, die ganz anderes ausdrückten, als was sie eigentlich sagten.

Xaveri hielt sein Waldhorn in der Hand, als er, auf dem Wagen neben seiner blauen Kiste stehend, durch das Dorf fuhr; er hatte lustig blasen wollen, aber er brachte es nicht zu Stande, es versetzte ihm den Athem. Er schaute um und um nach den gewohnten Menschen: dort lud Einer Mist und nickte ihm im Aufladen zu, dort spannte Einer seine Ochsen ein und das Joch in der Hand haltend, rief er ein Lebewohl. Drescher kamen aus den dunkeln Scheunen, nickten und riefen noch ein „B'hüts Gott!" und kaum war er vorbei, so hörte er hinter sich den Tactschlag der Dreschflegel. Mitten im Dorfe stand die Zuckerin am Wege. „Du da, leg' dich vor's Rad, daß ich über dich wegfahren kann," schrie ihr Xaveri zu. Die Frau schaute wild um sich, nahm einen gewaltigen Stein auf und schleuderte ihn nach Xaveri. Der Stein kollerte auf die Kiste und zerriß noch einmal den Namen. Xaveri öffnete ohne ein Wort, im Anblick vieler Versammelten, die Kiste und legte den Stein in dieselbe. Jetzt fiel die Zuckerin auf die Kniee und schrie: „Bleib da! Verzeih', ich bitt' dich mit aufgehobenen Händen, verzeih'. Ich seh' was ich gethan habe; bleib da. Du bist mein Mann, laß mich's an dir gut machen."

Xaveri war leichenblaß geworden, aber er schüttelte mit dem Kopfe und fuhr davon. Die Zuckerin wankte heim und saß lange weinend auf ihrer Hausschwelle, bis Leute kamen und sie in ihr Haus brachten. — Xaveri war unterdeß, den Hut in die Augen gedrückt, das Dorf hinausgefahren. Draußen, nicht weit vom Kirchhofe, schob er den Hut in die Höhe, da erhob sich eine Frauengestalt, die am Wege saß. Xaveri erkannte jetzt seine Mutter, von der er doch schon Abschied genommen, er sprang vom Wagen und die Mutter umfaßte ihn und rief: „Xaveri, sei gut und bleib da, bleib bei mir allein, wenn du willst, aber besser geh' zu deiner Frau! Wenn du auch was zu leiden hast, denk', du bist auch viel Schuld! Guck, dort legt man mich bald in den Boden! Kehr' noch einmal um, alle Menschen auf Erden und die Engel im Himmel werden dir's vergelten, was du an deiner Mutter thust; es wird dir gewiß gut gehen!"

Zum ersten Male in ihrem Leben sah die Mutter den Xaveri bitterlich weinen und er sprach mit aufgehobenen Händen: „Mutter, da schwör' ich's unter freiem Himmel, ich thät umkehren, Euch zu Lieb, wenn ich könnte! Ich hätt' mich schon lange umgebracht, wenn Ihr nicht wäret. Ich steh' jetzt da, ich hab' Niemand auf der weiten Welt als Euch! Ich möcht' mein Lebenlang da Stein' schlagen auf der Straß', wenn ich nur bei Euch bleiben könnt'! Mutter, ich sollt' Euch das nicht sagen, es macht Euch das Herz nur noch schwerer! Mutter, ich muß fort, ich muß! B'hüt's Gott! B'hüt's Gott, Mutter!"

Er sprang auf den Wagen und fuhr rasch davon. Vom Thale herauf hörte man ihn noch lange auf dem

Waldhorn blasen; die Leute auf den Feldern, die das hörten, schimpften auf die Hartherzigkeit Xaveri's, die Mutter aber wußte, daß er ihr noch Zeichen geben wollte, so lange sie ihn hörte, sie horchte hinaus, — bis sie nichts mehr vernahm, dann kehrte sie ins Dorf zurück...

Die Töne des Waldhorns waren längst verklungen, der Name Xaveri's wurde im Dorfe kaum mehr genannt; denn die Menschen können sich nicht damit abgeben, Verschwundenes allezeit in Erinnerung zu behalten, und das hat auch sein Gutes. Nur drei Menschen nannten noch oft den Namen Xaveri's und zwei davon fast nur um gegen ihn loszuziehen, das waren die Zuckerin und Trudpert. Aber daß sie immer wieder von Xaveri sprachen, und zwar nur zu der Mutter und gerne zuhörten, wie diese den verlorenen Sohn vertheidigte, darin lag doch wieder ein Beweis, daß sie tief im Herzen nicht von Xaveri lassen konnten. Die Mutter aber sagte stets: „Es kennt meinen Xaveri keines als ich. Er hat im Grunde das beste Herz von der Welt, nur hat er einen falschen Stolz. Hätte ich's verstanden, oder hätte ihn ein anderes dazu bringen können, daß er seinen harten Willen auf etwas Gutes stellte, er hätte es eben so fest ausgeführt als jetzt das Verkehrte. Daß er sich das Amerika in den Kopf gesetzt, das hat ihn verwirrt; es war ja wie wenn's ihm auf die Stirn geschrieben wär', und jetzt ist er unstet und flüchtig und mir sagt's mein Herz, er denkt an uns wie wir an ihn, und wenn Gedanken, die an einem Menschen reißen, ihn ziehen könnten, sie wären stärker als alle Dampfwagen und brächten uns wieder zu einander."

Wie gesagt, auch die Zuckerin hörte gerne so reden, denn sie schien in sich gegangen zu sein; sie lebte still

und arbeitsam und war besonders liebreich und ehrerbietig gegen die Schwiegermutter, von der sie nicht abließ, bis sie zu ihr ins Haus zog, und Alles was sie ihr erwies, schien ihr ein doppelter Trost, als ob sie damit auch zugleich dem fernen Verlorenen Gutes erweise.

Man spöttelte Anfangs viel über die Verheirathung der alten Lachenbäuerin mit der Zuckerin, aber die Menschen lassen schließlich auch das Gute ohne Spott gewähren.

Drei Jahre waren vorüber, man hatte nichts mehr von Xaveri gehört, da wanderte eines Samstag Abends im Spätsommer ein Mann mit einer Kraxe auf dem Rücken vom Thal herauf; er hob oft rasch den Kopf, dann senkte er ihn wieder zur Erde und schritt mit leisem Murmeln vorwärts. An dem Kirchhof hob er die Kraxe vom Rücken und starrte lange auf eine blaue Kiste, die aufrecht auf die Kraxe gebunden war; wenn auch vielfach zerkritzelt, war dennoch deutlich auf dem Deckel zu lesen: Xaver Boger in Neuyork. Ja, es war Xaveri, der wieder heimkehrte; noch sah er breit und kraftvoll aus, aber seine Wangen waren eingefallen, und als er jetzt, das Kinn auf die Hand gestützt, hineinschaute über das Dorf, wo jetzt die Abendglocke läutete und aus allen Fenstern wie tausend und abertausend Lichter das Abendroth wiederglänzte, da zog auch über das Angesicht des Bedrückten ein Freudenstrahl. Dann setzte er sich an den Wegrain und verbarg sein Gesicht an der Kiste, in der es seltsam kollerte.

Spät in der Nacht klopfte es am Hause der Zuckerin, und von der Treppe hörte man einen durchdringenden Schrei...

In der Stube saßen noch lange nach Mitternacht

Xaveri und seine Frau und Niemand als der Mond, dessen Strahlen schräg ins Zimmer fielen, hat gehört, was sie einander sagten.

„Wie lang ist's, daß ich zum erstenmale da gesessen bin," sagte endlich Xaveri auf den abgegriffenen Lehnstuhl zeigend.

„Ja, und in dem ruht jetzt deine gute Mutter aus!" sagte die Frau. „O, die hat immer an dich geglaubt. Es ist gut, daß sie schläft; wir müssen's ihr morgen früh leise beibringen. O, die wird neu aufleben."

„Ich will sie jetzt nur im Schlaf sehen," sagte Xaveri.

„Nein," entgegnete die Frau ihn haltend, „du kannst sie tödten, wenn sie aufwacht. Sei geduldig, bezwinge dich."

„Ja, ich hab' mich bezwungen, und das will ich zeigen," sagte Xaveri. „Ich bin doppelt umgekehrt."

Und noch einmal öffnete sich die Hausthüre und Mann und Frau traten heraus und wanderten still durch die schlafenden Gassen. Xaveri trug etwas in beiden Händen.

„Laß mich's tragen," bat die Frau, „Ich hab' die Schuld, ich hab' die Sünde gethan."

„So nimm," sagte Xaveri. „Ich hatte mir vorgenommen, wie du auch wärest, ich will's in Geduld tragen; aber ich sehe, du kannst gut sein und sollst es bleiben. O, ich habe mit dem da mein ganzes Elend durch die ganze Welt getragen, durch die alte und durch die neue."

„Und jetzt," sagte die Frau als sie am Weiher beim elterlichen Hause Xaveri's standen, und sie hob den Stein auf, den Xaveri wieder mitgebracht, „und jetzt versenken wir mit dem da alles Elend und alles Vergangene ins tiefe Wasser."

Der Stein klatschte laut auf in dem Weiher. Im Mondschein bildeten sich silberne Ringe darüber.

* * *

Es läßt sich denken, welch ein Aufsehen die Heimkehr Xaveri's im Dorfe machte, aber er ertrug allen Spott und alles Mitleid geduldig, und täglich sprach er seine Zufriedenheit aus, daß er allen, denen er Kummer gemacht, noch in Freude vergelten könne; besonders aber seiner Mutter.

Xaveri, der nun zu den Aermeren im Dorfe gehörte, arbeitete auch bei seinem Bruder als Knecht, und wo es sonst etwas Mühseliges zu thun gab, war er bei der Hand und bald hieß es: „der Xaveri kann schaffen wie ein Amerikaner“.

Als der grausig Mall starb, wurde Xaveri Dorfschütze. Er hält gute Ordnung, denn er weiß alle Schliche.

Von seinem amerikanischen Leben erzählt er nur den Seinigen. Vielleicht aber können wir doch noch einmal die Erlebnisse des Viereckigen berichten. Wenn Jemand im Dorfe ihn an seine Auswanderung erinnert, hat er die Redensart: „Meine Großmutter hat gesagt: Ich glaub' nicht an Amerika. Aber ich hab' daran glauben müssen, und jetzt bin ich bekehrt.“

Auf einem Acker an der Eisenbahn.

Der Gevattersmann denkt noch mit Freude an einen hellen Sommertag, als er mit dem — nein, er darf seinen Namen nicht nennen, denn er nimmt das übel — also mit einem aufgeweckten und behäbigen Bauer dessen Feldwirthschaft besichtigte; denn es gehört zu dem Erfreulichsten, in ein gesundes, mit Fleiß und Verstand gehaltenes Anwesen hineinzuschauen: der Arbeitende genießt das Glücksgefühl seines Thuns noch einmal in der Freude dessen, dem er solches zeigt, und er braucht nicht zu fürchten, daß man das Eitelkeit nennen wird, denn das Schimpfen auf die Eitelkeit ist in vielen Fällen weiter nichts als ein Laufpaß für die Faulheit.

Als wir an ein Ackergebreite an der Eisenbahn kamen, sagte der Bauer: „Sie können sich gar nicht vorstellen, was für Geschrei und Aberglaube überall auf den Dörfern war, als man die Eisenbahn anlegte. Man wird's in hundert Jahren nicht mehr für wahr halten, was man davon fabelte; denn jetzt schon kommt es einem vor wie ein Traum nach einem Rausch. Noch jetzt, wenn man so am Geländer steht und der Bahnzug braust daher, ist es einem als ob der ganze Zug zermalmend auf einen losfahre; damals aber haben die Leute wirklichen Schwindel davon bekommen. Ich will dessen gar nicht gedenken,

daß man wirklich und wahrhaftig geglaubt hat, der Teufel allein habe den Bau zu Stande gebracht und er fahre dahin und käme über's Jahr wieder um seine Opfer zu holen; der jüngste Tag sei vor der Thüre. Die Leute sagten sogar, das Saatfeld ginge davon zu Grunde, die Bäume sterben ab und die Dörfer werden in Brand gesteckt und jetzt — sehen Sie, das gehörte zu meinen schlechtesten Aeckern und nun ist es einer von den besten. Die Bergwasser, die da herunterkommen, haben den Boden zum ertrunkenen Lande gemacht, und ich habe meine Nachbarn nicht dazu bringen können, daß wir eine gemeinsame Ableitung anlegten; da hat die Eisenbahn einen Durchzug gemacht und wir haben den besten, fetten Boden, der fast gar keinen Dünger braucht. Im Bestellen und Einheimsen der Ackerfrucht ist die Eisenbahn freilich hinderlich, weil die Bahnwärter mit ihrem Staatsdienerstolze keinerlei Rücksicht wollen gelten lassen, aber das wird sich mit der Zeit schon geben, und die Eisenbahn ist jetzt unsre beste Uhr und es hat doch was Prächtiges, daß man ganz genau weiß, wieviel es an der Zeit ist und die Genauigkeit und Pünktlichkeit, an die man sich durch die Eisenbahn gewöhnen muß, ist in allen Dingen von großem Nutzen, so wenig man das auch noch deutlich bemerkt. Und tagtäglich sieht man, von wie vielen Dingen man noch nichts weiß, und das thut auch gut. Besonders die Kinder können sich die Eisenbahn gar nicht aus dem Sinn oder gar nicht hinein bringen. Meine Kinder wollen immer wissen, wie das mit dem Dampfwagen u. s. w. eingerichtet ist und wie man das macht, und ich selber, wenn ich dastehe und den Zug vorbeibrausen sehe und wenn ich mir den Draht da betrachte,

der sich dahinzieht, muß oft denken: es ist doch eine große Sache, was Menschenverstand zuwege bringt. Ich habe mir drinnen auf der Hauptstation die Gläser und Kolben zeigen lassen mit deren Ausströmung der Draht beständig gefüttert wird; ich muß sagen, ich verstehe es doch noch nicht recht, aber das habe ich behalten was mir der Telegraphenmann sagte: Heutigen Tages ist der Mensch so weit gekommen, daß er mit Sonnenstrahlen malt, mit Dampf reist und mit Blitzen spricht. Und wenn ich mir so denke: jetzt in diesem Augenblick laufen unhörbar und schneller als man's sagen kann, Worte durch den Draht dahin, und ein Land spricht mit einem andern, und ich sehe nichts und merke nichts davon, da macht mich das Geheimniß hier fast andächtig. Vor Zeiten hätte man diese Dinge nicht Geheimnisse, sondern Wunder genannt, aber jetzt wissen wir, daß sie das nicht sind: die einen verstehen sie und die anderen nicht; und es wird eine Zeit kommen, wo wiederum Neues offenbar ist. Und ich denke an die großen Geheimnisse, die in der Welt und über ihr noch verborgen sind, und alles ist so groß, daß ich's nicht fassen und nur anstaunen kann und ich danke meinem Geschicke, daß ich in einer Zeit lebe, in der die Geheimnisse der Welt uns ganz nahe gerückt sind, und seit ich das weiß bin ich viel glücklicher. Ueber meinem Acker hin ziehen unsichtbare Worte und auf meinem Acker auch steht das große Räthsel der ganzen Welt, zu dem wir in Andacht aufschauen."

Der Gevattersmann freut sich, daß der, der das gesagt, solches jetzt auch hier lesen kann, und wenn er ihn bei einem guten Trunk Bier dort in jenem Thalwirthshause wiederfindet, wird er ihm hoffentlich keine Vorwürfe

mehr machen. Vielleicht nur den, daß er ihn ein bischen herausgeputzt habe; aber wer hat auch einen Rock von einem andern Schnitt angehabt als er Geschworner beim Schwurgericht war? Der Mensch darunter bleibt doch derselbe und die Gedanken bleiben doch dieselben und gute Gedanken auf einem Acker sind auch ein Segen, wenn man ihn auch nicht im Wagen führt und mit der Gabel ladet. Beim großen Ausdreschen wird sich's zeigen.

Welches ist der gottloseste Gedanke?

Es standen zwei Wanderer an der Umzäunung eines Dorfkirchhofes und der Aeltere sprach: „Es ist ein Zeichen von der Verwilderung unseres Lebens, daß die Dorfkirchhöfe in der Regel nur einen wüsten ordnungslosen Eindruck machen. Man hat die Kirchhöfe außerhalb des Dorfes verlegt, und sie sollten den wohlthuendsten Anblick des Naturfriedens gewähren, durch geordnete Wege, durch Baumpflanzungen und Blumen; aber freilich, die meisten Ortsvorsteher denken nur an die Grasnutzung vom Grabe ihrer Angehörigen.“

Der Jüngere schien anderen Gedanken nachzuhängen, sein Blick war wehmuthsvoll und er sprach endlich tief aufathmend: „Diese Gräber, wer weiß, welches Leben sie decken, wie Viele hier vermodern und sind in ihrem Dasein nie das geworden, wozu die Kraft in ihnen lag: dort sind die Gebeine eines armen Taglöhners, der vielleicht ein volkbeglückender Regent, dort Einer, der ein weisheitspendender Lehrer und wiederum Andere, die hätten Denker, Dichter, Künstler, Erfinder, Feldherren und große Männer aller Art werden können, wenn nicht das Schicksal ihnen die Gelegenheit versagt, wenn nicht bedrückende Verhältnisse sie eingeengt hätten, so daß sie nie das wurden, was sie zu werden bestimmt waren.“

„Was sie zu werden bestimmt waren! An dieses Wort von dir knüpfe ich an," erwiederte der Aeltere „und sage dir, daß dein Ausspruch der gottloseste ist, der sich denken und kundgeben läßt. Die Klage und Wehmuth über das, was man untergegangene oder erstickte Größe nennt, ist eitel. Ein Jedes wird in der Welt das, was es zu werden die wirkliche Macht hatte; läßt es sich durch Hindernisse und Störungen beeinträchtigen oder gar zerstören, so hat es eben nicht die volle Kraft gehabt zu dem, was es sich selbst einredete oder was Andere ihm zumutheten. Es giebt keine erstickte Macht in der Welt; läßt sie sich ersticken, so ist sie eben keine. Wäre das anders, so wäre die Welt, das Schicksal der Völker und der einzelnen Menschen ein bloßes Gaukelspiel. Der auf Erkenntniß gegründete Glaube an die Weisheit und Gerechtigkeit der Weltordnung ist eins mit dem Glauben an die unzerstörbare Kraft des menschlichen Willens und seiner im letzten Grunde festgestellten Unabhängigkeit von äußeren Bedingungen. Die redliche Arbeit, sich zu vervollkommnen, fehlt in keiner Lebenslage. Aeußerliche Verhältnisse können den Gegenstand ändern, mit dem ein Mensch zufrieden und glücklich ist, aber die innere Zufriedenheit, die Glückseligkeit in sich, die reine Gemüthsverfassung, wird dadurch nicht geändert. Du hast insofern Recht: es können hier die Hüllen großer Geister begraben sein; aber besteht denn die Größe allein in der Breite und Weite des Gebietes, das man mit seinen Gedanken und Thaten beherrscht? Die Art und die innere Seele dessen was man thut, ist die eigentliche Größe, nicht die Zahl, nicht das Gebiet, denen die That zu gute kommt. Das was den eigentlichen und echten Werth des Menschen ausmacht, ist

überall das Gleiche. Allenthalben ist Gelegenheit gegeben, sich als rechtschaffen und tapfer, als dienstwillig und hülfreich gegen Andre zu bewähren, und das ist das Beste, was der Mensch kann, ob er nun als Minister oder als Ackerknecht und Fabrikarbeiter seinen Menschenberuf erfülle. Wer seine gegebenen Verhältnisse wahrhaft zu erfüllen sucht, mit Nachdenken, mit Fleiß und Liebe, der hat dem Besten genügt, Besseres kann Niemand thun. Alle Sehnsucht nach Bethätigung in anderen Verhältnissen ist gestillt, wenn man bedenkt, daß sich damit nur die Erscheinungsart verändert, keineswegs aber die innere Tugend, die überall die gleiche ist. Hier hört alle Eifersucht und alles ungestillte Verlangen auf. Immerhin mag Jener dort Beruf und Fähigkeit eines Staatsmannes gehabt haben, und war dieß, so hat er sein gerechtes Bemessen gewiß in kleinen Verhältnissen geübt und der in ihn gelegten Kraft Genüge gethan; daß er es nicht weiter that, war eben weil seine Kraft dazu nicht ausreichte oder weil im Haushalte der Welt Manches sich zu scheinbar Kleinem verwenden lassen muß. Jener dort mag nach innerer Befähigung ein weiser Lehrer, die Anderen Denker, Dichter, Künstler, Erfinder, Heerführer gewesen sein, und sie haben das gewiß nach Maßgabe ihrer Naturkraft nach Außen erfüllt und ihr Geist lebt fort in Anderen, denen sie eine kleine Anregung gegeben und wir können die Zuversicht festhalten, daß er einst auf anderer Stätte, in anderem Boden seine volle und durch neue Zuthaten vermehrte Kraft und gemeinnützige Größe entfalten wird. Es ist ein hoher Spruch der Weisheit, der die Welt verstehen lehrt, wenn es 1. Kor. 12. heißt: Es sind mancherlei Gaben, Aemter, Kräfte, aber es ist Ein Geist, Ein Herr, Ein Gott der da wirket Alles in Allem.

Und ein gutes Sprüchwort sagt: nicht der ist arm der wenig hat, sondern wer viel begehrt! Aber hätten diese Alle auch einsiedlerisch in sich versunken gelebt und nie, auch nur in der kleinsten Weise, zur äußeren Geltung und Wirkung gebracht was in ihnen war, so waren sie es für sich und das war ihre Erfüllung. Es blühen tausend Blumen im verborgenen Waldesgrunde, die Niemand sieht, es reifen tausend Früchte, die Niemand genießt; daß sie aber für sich zu Blumen, zu Früchten geworden, das ist ihre Erfüllung in sich, die göttliche Vollendung ihrer Naturbestimmung. Und die Natur ist so reich, daß sie nicht Alles unsern Augen sichtbar und mit Händen greifbar zur Verwendung und zum Verbrauche bringt. Zu denken aber, daß Etwas in der Welt durch zufällige Verhältnisse seine Naturbestimmung verfehlt habe, das ist der gottloseste Gedanke von allen, die sich denken lassen."

Der Jüngere drückte dem Aelteren still die Hand und sie gingen getrosten Muthes in gleichem Schritte von dannen.

Zweiter Theil.

Zweiter Theil.

Jahrgang 1845.

Der Gevattersmann.

Besinnst Dich hin und her, herüber und hinüber, lieber Leser, was das für ein Gevattersmann ist, der da zu Dir in's Haus kommt, und was ihm ein Recht giebt, sich so zu heißen. — Es lassen sich siebenerlei Gründe dafür denken, fünf kannst du dir selber machen und zwei will ich dir sagen. Also:

6. Will ich dein Gevattersmann sein, bei manchem rechtschaffenen Gedanken, den du zur Welt bringst. Wenn du das da liesest, was ich jetzt schreibe, und es geht dir etwas Gutes dabei durch den Kopf, und du spürst es in allen Gliedern, daß du ein braver Mann und ein guter Deutscher sein willst, so steht Einer in Gedanken dabei und freut sich — und das ist dein Gevattersmann.

7. Will ich auch noch einmal Gevatter sein bei dem schönsten und liebsten Kind, das hoffentlich nicht mehr zu lange auf sich warten läßt. Und weißt du wie es heißt? Die deutsche Einheit. Laß dann dem Gevattersmann die Freude, ein ganz klein Zipfelchen von seinem Kaisermantel zu halten und ihm etwas ganz Gutes in das Kissen zu binden.

Warm muß ich werden.

Kommt einmal gegen Abend in einer Stadt in Deutschland ein Fremder mit Extrapost an, und verlangt Pferde, um weiter zu fahren. Ein baumstarker Postillion spannt an, und fährt mit dem fremden Herrn ab. Als sie in den zwei Stunden langen Wald kommen, fängt es an Nacht zu werden. Es ist als ob die Pferde selber eine besondere Unruhe verspürten; sie laufen, daß man glaubt, die Räder fliegen davon. Plötzlich werden sie aber angehalten, drei Räuber überfallen den Wagen und verlangen von dem Reisenden, er solle ihnen Alles, was er habe, freiwillig geben, oder sie wollten ihn zwingen, daß er keine Einsprache mehr machen könne. Der Bedrängte ruft nun den Postillion zu Hülfe. Dieser aber sitzt ruhig auf dem Bock und schmaucht behaglich seine Pfeife, als ob ihn die ganze Geschichte nichts anginge. — Was wollte also der Fremde thun? Er steigt aus und muß zusehen, wie ihm die Räuber Alles, was er an Geld und Geldeswerth hat, wegnehmen. Als nun endlich die Platte rein geputzt ist, sagt der Fremde: „Mit Verlaub, ihr Männer, ich hätte noch eine Bitte, daß ihr mir einen Dienst erweiset; ich will's nicht umsonst. In meiner Kutsche ist noch eine verborgene Kiste mit fünfhundert Thalern, die sollt ihr haben, wenn ihr mir den Schwager da oben, den Postillion, herunternehmt und tüchtig durchwalkt."

Zu einem so ehrlichen Verdienst lassen sich die Räuber nicht zweimal auffordern. Sie reißen den Postillion herunter und trommeln tüchtig auf ihn los. Eine Weile läßt er Alles mit sich machen. Endlich hebt er die Achseln und

sagt: „Jetzt ist's genug!" eben gerade als seine Peiniger daran sind, ihn ganz niederzuwerfen. Nun kehrt er den Stil um, packt den Einen hüben und den Andern drüben und schlägt sie so aufeinander, daß ihnen das Herz im Leibe zittert und sie umfallen wie die Mücken im Herbst. Jetzt kniet mein Postillion auf sie hin, und giebt ihnen das Draufgeld sammt Zinsen wieder zurück. Als das der Fremde merkt, gewinnt er Muth, und macht es mit seiner Leibwache ebenso. Mit Hülfe herzugekommener Leute gelingt es dann, die Räuber zu binden und nach der Stadt hineinzubringen. Unterwegs sagt der Fremde zu dem Postillion: „Aber hör' einmal, du bist ein sonderbarer Heiliger. Warum bist du denn so ruhig gewesen, und hast mir nicht geholfen, und hast dich zuerst prügeln lassen?"

„Warm muß ich werden!" antwortet der Postillion, „wenn ich meine tüchtige Tracht Prügel habe, dann weiß ich erst, was ich bin, dann kann ich erst recht tapfer um mich hauen." —

Daraus ist zu lernen: wie gar viele Menschen ruhig bleiben, so lange ihr Nachbar in der Klemme steckt, bis es endlich ihnen selber an den Kragen geht. Es ist aber auch noch etwas Anderes daraus zu lernen für das deutsche Volk.

Wer ist ein größerer Herr?

Der König Max von Baiern war seiner Zeit ein gar leutseliger Fürst; das ist besser als hochselig, denn da ist

man schon gestorben, und besser als redselig, denn dabei kommt nichts heraus als eben ein Mund voll Wind. Also der König Max kommt einmal in ein Dorf und unterhält sich mit dem Schultheiß:

„Wie geht's, wie steht's?" fragt er.

„Königliche Majestät, ich bin ein größerer Herr als Sie," antwortet der Schultheiß.

„Wie ist das zu verstehen?"

„Ja, sehen königliche Majestät, wenn Sie etwas befehlen, so geschiehts; Ich muß aber zehn Mal befehlen, bis etwas geschieht, also habe ich mehr zu befehlen, und wer mehr zu befehlen hat, ist ein größerer Herr."

König Max merkte sich das, und verschaffte den Anordnungen der Schultheißen mehr Nachdruck.

Ein Flucher.

Zweierlei Tuch, das haben die Mädchen alle gern; sowohl die Dienstmagd als ihr Fräulein. — In einer Stadt, wo jeden Mittag Schlag zwölf die Parade durch die schnurgerade Straße zieht, und richtig nach neun Stunden der Zapfenstreich geboren wird, liebte also ein liebes Jungfräulein einen Offizier. Es giebt manchen braven und tüchtigen Mann unter den Offizieren, der nicht wie so viele Andere glaubt, mit dem Exerziren und Spazierenreiten sei man ein großer Mann, und braucht weiter nichts, und könne auf alle andern Menschen heruntersehen; sondern der es weiß, daß Liebe zum Vaterlande und zum Gesetz und der Verfassung ihm seinen Degen festschnallen

müssen; der sich allerlei nützliche Kenntnisse und ein ordnungsmäßiges gesetztes Benehmen aneignet, weil er ja dazu da ist, damit Niemand dem Lande etwas anhaben könne, Ordnung und Freiheit darin herrsche. Das liebe Jungfräulein war aber an den Unrechten gekommen, er sah wohl recht manierlich aus, war's aber gar nicht; besonders hatte er sich ein lästerliches Fluchen angewöhnt, und ein Hagelblitzdonnerwetter ging ihm so leicht vom Mund weg, wie einem andern ehrlichen Menschen ein Morgen- oder Abendsegen. Wenn er aber seine blaßgelben Glanzhandschuhe anhatte, und bei den Eltern und mit den Gespielen des Jungfräuleins in Gesellschaft war, da lächelte er so sanft und lispelte so zart, wie wenn gar kein rohes Wort über seine Lippen gehen könnte; er sprach von seinen Gefühlen u. dgl., was die Mädchen gar gerne haben, und das Jungfräulein sah ihn immer mit strahlenden Augen an. Einstmalen an einem Abend war der zarte Held wieder im Hause seiner Liebsten gewesen, und war bezaubernder als je: so viel weise Mäßigung, so viel edle Sanftmuth war ihr noch nie vorgekommen. Als es endlich Zeit zum Weggehen war, hatte sich das Jungfräulein weggeschlichen und harrte verstohlen an der Treppe; es wollte dem Jüngling noch eine Gutnachthand oder auch einen Kuß geben. Als der Offizier die Thüre hinter sich in's Schloß fallen hörte, fing er mit dem größten Behagen an: „Kreuzhimmelfahnenbataillonmalefizdonnerrrsacrrra—“ und so weiter noch eine gute Weile; dann sagte er tief aufathmend, wie wenn eine große Last von ihm genommen wäre: „Ah! jetzt ist mir's wieder wohl, jetzt habe ich mich doch ausgeflucht; habe ich doch den ganzen Abend gemeint, ich muß platzen wie eine Bombe.

Ich muß fluchen, fluchen muß ich, und vor dem Weibsgesindel muß man doch schön thun. Johann! Hundskerl, häng mir den Mantel um.“ — Das Mädchen, das dieses vernommen, schlich leise in die Stube zurück, der Offizier bemerkte es noch, aber alle Mühe, die er sich später auch gab, war vergebens, sie waren von nun an geschieden, und er konnte jetzt für sich allein über sein Fluchen fluchen. — Manche Leute wollen zwar sagen, sie nehme ihn doch wieder an. Sei dem wie ihm wolle. Merke: es ist nicht gut, wenn man sich gemeine Redensarten angewöhnt, es kann zu deinem Unglück sein, auch wenn du gerade nicht verliebt bist.

Dreierlei Wünsche.

Manche Menschen sind gar zu höflich und vergeben sich dadurch ihr Ansehn. So sagte einmal ein überaus feiner Franzose zu einem Engländer: „Wenn ich nicht ein Franzose wäre, so wünschte ich ein Engländer zu sein.“ Der Engländer erwiederte trocken: „Und ich, wenn ich nicht ein Engländer wäre, so würde ich wünschen — einer zu sein.“ Liegt in diesen beiden Aussprüchen nicht die oft übertriebene Artigkeit des Franzosen und das Selbstgefühl, so wie die strenge Wahrheitsliebe des Engländers ausgedrückt? Noch vor wenigen Jahren hätte ein Deutscher, der dabei gewesen wäre, gesagt: „Und ich — ich möchte ein Franzose oder ein Engländer sein.“ — Das ist Gottlob jetzt anders. Jetzt haben wir einsehen gelernt, daß wir selber auf uns etwas halten müssen, wenn

wir es zu etwas bringen wollen. Wer sich nicht selbst achtet, dem geschieht Recht, wenn ihn auch Andere nicht achten. Wird ein guter Sohn die Fehler seines Vaters aufdecken? Lies einmal in der Bibel die Geschichte von den Söhnen Noah's. Wenn uns Deutschen auch noch Vieles fehlt, was andere Nationen haben; wenn auch noch Vieles im Vaterlande anders werden muß, bis jeder mit gerechtem Stolz sagen darf: „Ich bin ein Deutscher!" so liegt doch in uns ein so tüchtiger Kern, daß wir es zu Großem bringen können, wenn wir nur recht wollen, und uns selber aufrecht erhalten. Und gerade, weil uns von so vielen Seiten so hart mitgespielt wird, verdienen wir um so mehr Achtung, daß wir den Kopf nach oben behalten und vorwärts dringen.

Wenn er das Sieden verträgt.

Der Herzog Karl von Württemberg, der im vergangenen Jahrhundert gelebt hat, war ein gar gestrenger Herr, und wollte Alles in der Welt, d. h. in seiner württembergischen Welt, nach seinem eigenen Kopf ummodeln. Einstmalen reitet der Herzog Karl auf einem schönen Schimmel durch das Städtchen Kalw im Schwarzwalde. In dieser Stadt war ein berühmter Färber, er steht eben vor dem Hause und zieht seine Mütze ab. „Hör' er einmal," sagt der Herzog, „kann Er mir den Schimmel da blau färben?"

„Ja, Durchlaucht, wenn er das Sieden verträgt," antwortet der Färber.

Der Herzog ist still davon geritten.

Diese Geschichte hat aber in unseren Tagen auch noch eine Bedeutung, und zwar eine besondere. Viele möchten gerne das ganze deutsche Volk und die Menschen überhaupt ganz ändern durch Allerlei, — wenn sie nur das Sieden vertragen würden. Und es geht da leicht, wie bei einem einzelnen Menschen, man kann einen zu todt doktern. Gottlob aber, das deutsche Volk ist gesund und braucht nicht so viele Verordnungspflaster, und albern ist wer es modeln möchte, wie er's gerade gern hätte.

Der König kommt.

Ein Mann war zu Tische geladen und sagte immer: „Ich bin so voll, ich kann eigentlich gar nichts mehr essen." Dabei hieb er indeß doch nicht faul ein. Endlich aber sagte er: „Nun ist's genug." Da kam zuletzt noch ein schön Spanferkelchen, das glitzerte so unschuldig und rein, daß einem die Augen glänzten, wenn man's ansah. Dem Gaste wird ein schön Stück angeboten, er nimmts, und auch Kartoffelsalat nebst Füllsel dazu, und verzehrt's mit Lust. „Ich begreife aber gar nicht," sagte der Hauswirth, „wie Ihr das noch essen könnt? wo findet Ihr denn Platz?" „Ja," sagte der Gast, „das ist gerade, wie wenn der Marktplatz ganz voll ist, Kopf an Kopf, es kann kein Mensch mehr hinein; auf einmal heißt's: „„Der König kommt!"" da rückt Alles zusammen, und es giebt Platz für ihn und für seinen Hofstaat."

Ein Pranger für Alle.

„Die Juden sind schlechte Kerle, sie betrügen und lügen und stehlen wenn's angeht," sagte ein Mann zu seinem Freunde, worauf dieser erwiederte:

„Die Juden sind auch schlecht, aber im Allgemeinen nicht schlechter als die Christen auch. Wenn ein Mensch lügt und betrügt und stiehlt, so fragt er, wenn er ein Christ ist, nicht seinen christlichen, und wenn er ein Jude ist, nicht seinen jüdischen Katechismus; der eine wie der andere verbietet ihm das, er thut's aber trotzdem."

„Die Juden sollten aber nicht schlecht sein," sagte der Erste.

„Ich will Dir 'was erzählen," erwiederte der Freund abermals: „Vor Zeiten, als man die Verbrecher noch am Pranger ausstellte, stand einmal zu Frankfurt am Main ein Jude auf demselben. Ein anderer Jude geht vorüber. „„Nu Mausche,"" ruft ihm sein Nachbar Christian zu, „„gelt, da steht ein Judt!"" „„Nu, was der Mähr?"" sagt Mausche, „„habt Ihr den Pranger allein gepachtet?""

Besonderer Tisch.

Herzog Karl hat einmal im heißen Sommer in dem Städtchen Nagold zu Mittag gegessen, oder eigentlich gespeist, wie die großen Herren thun. Kommt eine Unzahl von Fliegen und speist mit, uneingeladen, und summen mit einander, und laufen hin und her, und gehören doch gar nicht an eine fürstliche Tafel. Da wird der Herzog

bös und sagt zu der Wirthin: „In's Teufels Namen, deck' sie den Mücken besonders."

Die Wirthin ist still, und thut wie ihr befohlen. Nach einer Weile tritt sie wieder vor den Herzog, macht einen Knicks und sagt: „Gedeckt ist, befehlen jetzt auch Eure Durchlaucht, daß sich die Mücken setzen." — —

Hievon kannst Du selber die Anwendung machen.

Ein Gespenst.

Weiß wohl, daß Du nicht mehr an Gespenster glaubst, wie ich auch nicht. Es giebt aber ein Gespenst, das ich oft gesehen habe, bei Leuten, die auf harten Bänken und bei Leuten, die auf weichen Polstern sitzen. Ich habe es am hellen Tag, bei der einsamen Oellampe, beim Scheine von hundert Wachskerzen gesehen. Du kennst die Sage, daß, wenn Jemand gewaltsam umgebracht worden ist, sein Geist als Gespenst umwandle. Viele Menschen schlagen die Zeit gewaltsam todt, durch Nichtsthun, oder dadurch, daß sie etwas treiben, was nicht viel mehr als Nichtsthun ist, und da kommt dann das Gespenst der gemordeten Zeit: die Langeweile, und setzt sich den Mördern, wo sie sind, auf den Nacken; es macht kein Geräusch, es macht nur gähnen. Willst Du das Gespenst von Dir bannen, mußt Du immer etwas Rechtes thun oder denken.

Unterthänigste Bittschrift

des Wörtleins Ich an Wir, Man und den gehorsamst Unterzeichneten.

Ich armes, verstoßenes Geschöpf weiß nicht, wo ich mein Haupt niederlegen soll; möcht in mich selber hinein verkriechen, wenn das anginge. Weiß wohl, daß es sich nicht schickt, sogleich mit Ich anzufangen, thu' es aber doch. Da steht in der Zeitung: „Frische Stockfische habe erhalten. Johann Dreibein." Wo bleib' denn Ich? Ich meine bei den Stockfischen könnte man ein solch kleines Ich schon unterbringen, Herr Dreibein!

Ein Kaufmann schreibt: „Ihre Zuschrift vom 2. hujux habe erhalten." Stünde Ich nicht gescheiter da, als das hujux?

Du, ich meine Dich Nachbar Kilian, machst eine Bittschrift, weil Du einen Plan für einen neuen Schweinestall bei der Oberbaudirektion einreichen willst, und wo ich mich sehen lassen will, kommt der Katzenbuckel „gehorsamst Unterzeichnete" und Ich werde gar nicht angesehen und muß mich kuschen.

Am meisten ärgert's mich, daß das landläufige „man" von dem Niemand weiß, wer und woher es ist, mich überall wegdrückt. Der Joachim steckt den Feuerstein in die Pfeife und den brennenden Zunder in den Sack, und da sagt er: „Man ist doch oft gar zu dumm." Donner! da gehör Ich hin, Ich bin dumm, muß er sagen, und nicht „man."

Und wenn ich meine, jetzt können sie mich gar nicht mehr nebenaus setzen, jetzt müssen sie mich nehmen: Der Bürgermeister hat 'was zu befehlen, oder ein Zeitungs-

schreiber 'was zu wünschen; ich würde mir eine Ehre daraus machen, wenn Ich dabei auftreten könnt' — aber nein, da heißt es gleich: „Das Bürgermeisteramt, die Zeitungsschreiberei," oder es kommt gar der hoffährtig Bursch, der „Wir," und stellt sich ellenbreit hin, und Ich werde wieder heimgeschickt.

Bei den Leuten im Irrenhaus und bei den Kindern bin ich's gewohnt, daß sie nichts von mir wissen; sie verstehen noch nicht, was Ich zu bedeuten habe. Der närrische Jakob sagt immer: „Der Jakob ist todt." Ich bin ihm ganz abhanden gekommen. Der kleine Fritz sagt: „Mutter, gieb dem Fritz ein Aepfelchen." Die großen Leute sollten doch aber wissen, was Ich zu bedeuten habe. Freilich, vor Gericht, und wenn's sonst 'was zu läugnen giebt, da sagen sie schön: „Ich... Ich... weiß nichts, Ich... Ich..." daß ich mich schämen muß; aber wenn's 'was Gutes giebt, kennen sie mich nicht, da thun sie oft, wie wenn Ich gar nicht da wäre. Freilich, es giebt viele Leute, die sind nicht einmal das Pünktchen auf dem i, viel weniger ein ganzes Ich, die können meinetwegen „wir" sagen, oder auch „man," ich brauche sie nicht.

Am meisten freuen mich die Engländer, bei denen bin Ich immer groß angeschrieben, sie schreiben immer „I" und stellen mich stolz hin.

Darum meine ich jetzt: Wir Deutschen dürften wohl auch anfangen, Ich zu sagen, und recht schön wäre es, wenn Ich immer groß angeschrieben wäre. Ich hoffe, daß man mir in Zukunft Recht werden läßt, und verbleibe allzeit dienstfertiges Ich.

Der Polizeidiener in der Rattenfalle.

Warum sind die meisten Menschen, die eifrig darauf aus sind, daß das Gesetz herrsche und die Obrigkeit in Achtung stehe, ich frage: Warum sind die meisten Menschen so froh, wenn der Polizei ein Schabernack gespielt wird? Sie gehört doch auch zur Obrigkeit, und wie! Macht sie sich denn nicht überall geltend, auf Schritt und Tritt, zu Pferd und zu Fuß, bei Tag und bei Nacht? — Ja, das ist's eben. Sie macht den ordentlichen und gesetzmäßigen Leuten viel mehr zu thun, als den unordentlichen. Sie giebt sich das Ansehen, als ob sie allein mündig sei, und alle Bürger unmündige Kinder; sie wird in gar vielen Orten, nicht wie sich's gebührt, von den Bürgermeistern und von den Bürgern selbst gehandhabt, sondern von Menschen, die man eben so hergesetzt hat, und die Einen ansehen, als ob sie sagen wollten: Warum kann ich Dich denn nicht bei'm Kragen nehmen? — Und wenn man sie braucht, dann sind sie gerade nicht da. Das meiste Aergerniß giebt aber, daß viele Anordnungen so aussehen, nicht als wollte man die Leute schützen, sondern als wollte man sie im Zaume halten und bisweilen noch eine Trense aufsetzen. Und endlich, (um das Register voll zu machen) ein Hauptübel ist, daß die Polizeidiener ein Fanggeld, oder einen Anzeigerlohn haben; da gewinnt es dann oft den Anschein, als ob die Verordnungen nur da wären, um die Leute recht strafen zu können, und nicht dazu, um Unordnungen zu verhüten.

Davon kann der Gevattersmann wieder ein Geschichtchen erzählen, das in einer Stadt geschehen ist, welche jetzt zu einer deutschen Bundesfestung gemacht wird, und die

zwischen dem Rheine und der Donau liegt. Hier wohnt ein ehrsamer Schreiner und hat mehrere Gesellen. Nachts, wenn Feierabend ist, wollen die Gesellen auch nicht eben zu Haus bleiben, sondern der Eine geht da-, der Andere dorthin. Nun kann der Meister nicht jedem der Gesellen einen Hausschlüssel geben, sondern allen insgesammt nur einen. Sie machen nun unten an der Rinne einen Verschlag, und da legen sie den Schlüssel hinein; wer nach Haus kommt, nimmt ihn, schließt auf und wieder zu und legt ihn von innen wieder in den Verschlag. Nun wird aber der Meister von Polizei wegen mehrmals bestraft, weil man in der Nacht sein Haus offen gefunden hatte. (Es läßt sich eigentlich doch kein rechter Grund für ein derartiges Verbot auffinden, denn wenn Jemand nachlässig sein will, so, daß er bestohlen werden kann, ist das seine Sache und geht Niemand 'was an.)

Der Meister ermahnt mehrmals seine Gesellen, doch ordentlicher zu sein, sie aber behaupten, immer geschlossen zu haben; da sagt Einer: „Ich glaube, der Polizeidiener hat das Versteck des Schlüssels entdeckt, und macht selber auf, um die Anzeige-Gebühren zu erschnappen; gebt Acht, ich werde auch ein Fanggeld verdienen.“ Er hämmert und meißelt nun etwas in dem Verschlag, wohin gewöhnlich der Schlüssel gelegt wurde. Am Abend blieb Alles zu Hause. In der Geisterstunde, zwischen 11 und 12, hört man jämmerlich winseln. Der Meister und die Gesellen schauen zum Fenster hinaus, und erblicken den Polizeidiener richtig mit der linken Hand in der Rattenfalle gefangen, die ihm der pfiffige Geselle gelegt hatte. Er hatte sich fast ganz zum Boden bücken müssen, und jammerte nun erbärmlich in dieser gekrümmten Stellung.

Alle Nachbarn kamen herbei, und man ließ den Gefangenen erst los, als er versprochen hatte, alle empfangenen Strafgelder zu ersetzen.

Je schlimmer je besser.

So sagen viele sonst brave Menschen, wenn ein neuer Gewaltstreich in der Welt geschehen, wenn aber- und abermals eine ehrliche Hoffnung zu Schanden geworden ist.

„Laßt sie nur immer drauf losmachen," sagen sie, „wenn's recht dick kommt, wird man schon einmal ausfegen, wenn genug darauf losgeschlagen ist, wird man schon einmal den Stiel umkehren, wenn der Bogen zu hoch gespannt ist, reißt er am Ende."

So sagen oft sonst ehrliche und brave Menschen, damit meinen sie dann, hätten sie genug gethan; sie haben eine Faust im Sack gemacht, haben beim höchsten Schiedsgericht ihres Gewissens eine Verwahrung zu Protokoll gegeben, und nun legen sie die Hände in den Schooß und lassen die Sachen gehen wie es Gott gefällt, oder vielmehr wie es Gott nicht gefällt.

Wenn's hoch kommt, schimpfen und spötteln dann solche sonst ehrliche und brave Menschen über ihr eigenes Volk, über das deutsche. Das ist eine wohlfeile Großthuerei. Zupf dich an deiner Nase, du bist ja auch ein Deutscher. Sei du zuerst brav und so jeder durch die Reihe, nachher wird's schon gut stehen.

Freilich, bei einem großen Siegesjubel mit thun oder gar vorn dran sein, das ist keine Kunst und kostet keine

Selbstüberwindung, aber in Kleinem Ruhmlosen sich bewähren, da zeigt sich der echte Mann.

Im gewöhnlichen Leben, in jedem bürgerlichen Gewerbe sagt man von einem Manne der verzweifelt und nichts thut: das ist ein nichtsnutziger Mensch. Wer aber verzweifelt und nichts thut für die bürgerliche Gesellschaft, wie sollte man den heißen?

Es giebt auch Viele, die alle Verbesserungen der bürgerlichen Gesellschaft der Zukunft in die Schuhe schieben, sie sagen: „Jetzt ist nichts zu machen, es wird schon einmal eine Zeit kommen, wo es anders wird!" Zeit kommen! Es kommt keine Zeit von sich allein, man muß ihr entgegen gehen und muß sie holen. Auf bessere Zeit warten, das kommt mir gerade so vor, als ob man an einem Strome sitzt, über den man hinüber will, und man wartet und wartet bis das Wasser sich einmal verlauft. Da kann man lang zusehen. Man muß eine Brücke bauen, oder in einem Nachen oder anders hinüber schwimmen.

Zugegeben aber auch, es kommen einmal bessere Zeiten; kann ein kommender Tag Rechtens die Jahre des Unrechts auslöschen? Könnt ihr einem unschuldig Gefangenen die Stunden und Tage und Monate wiedergeben, die er in trauriger schwerer Haft zugebracht hat?

Drum frage dich selber: hast du immer gethan, was du konntest? Bist du denjenigen beigestanden, immer und unabläßig beigestanden, die für das Gute wirken? Hast du denjenigen, der für die Wahrheit leidet, genugsam unterstützt? Hast du dir gesagt: er leidet für mich und ich muß ihm noch danken, wenn er etwas von mir annimmt? Oder hast du vielleicht bei dir gedacht oder auch ausgesprochen: Es ist recht schön und brav, was der

Mann will, aber er kann es jetzt nicht ausführen, und hast ihn dann allein waten lassen?

„Je schlimmer, je besser!“ Der Satz ist aber auch noch weiter nicht wahr. Das Schlechte führt nicht zum Guten. Es giebt Viele welche sagen: Die Leute haben Unrecht, wenn sie unzufrieden sind und klagen, leben wir nicht ganz gut? was fehlt uns denn? — Ihr lebt ganz gut, aber was euch fehlt? Ich weiß nicht, ob ich's sagen darf, aber wißt ihr, was ein Mann, was ein Bürger, was eine Nation zu bedeuten hat? Nun fragt euch selber weiter.

Merkst du, wie die Ueberzufriedenen durch das Schlechte schon verschlechtert sind? Man ist in unsern Tagen so gesittet und klug, daß man nicht mehr mit Kolben drein schlägt, man bindet nicht mehr an ein großes Seil, welches würgt und welches man mit einemmale abstreifen kann. Nein, man macht's gescheiter, man bindet an tausend kleine Fäden, und die Gewohnheit übt auch darin ihr Recht, daß man's nach und nach kaum mehr merkt, wie man an allen Enden und Ecken gebunden und geknebelt ist. Man sagt dann endlich: Es kann auf dieser Welt nicht anders sein, und da wird man — je schlimmer es geht, um so schlimmer.

Wie es aber nicht wahr ist, so ist es auch nicht gut, wenn aus dem Unrecht endlich einmal ein Recht kommt. Das lange Unrecht macht die Menschen schlecht, es gewöhnt sie daran, auf eigene Faust zu leben und gar keine Achtung vor dem Gesetze mehr zu haben. Und wenn ja dann einmal der Stiel umgekehrt wird, so ist das immer eine böse Sache, und wenn auch Alles gut geht, die Opfer sind schwer und groß.

Drum wer es gut meint mit dem Vaterlande und der Welt, der sagt nicht: Je schlimmer je besser. Im Gegentheil, wo er ein Unrecht sieht, sucht er dem abzuhelfen, und bei Allem was ihm vorkommt sagt er offen nnd frei: das ist Recht und das ist Unrecht.

Kann er auch nicht das Haus auf einmal umbauen, so schlägt er doch da und dort einen Nagel ein oder stopft ein Loch zu. Wenn nur jeder Arbeiter seinen Stein unverdrossen recht meißelt und der Andere Mörtel zuträgt u. s. w. so wird das Gebäude schon fertig.

Wer nur recht schaffen will und ein gutes Gewissen und Muth hat, der kann noch immer was thun; ist es nicht viel, ist es wenig. Bleiben auch noch große Posten stehen, so kann man doch einstweilen die kleinen Kletten-schulden abtragen, an die man doch später auch kommen müßte.

Wer also sagt: „Je schlimmer je besser," der gehört nicht zu den Besseren.

Der Fall über den Schatten.

Von Mainz führt eine Schiffbrücke nach Castel, auf der man aber auch von Castel herüber nach Mainz gehen kann. Das thaten eines Abends zwei lustige Gesellen, der dicke Peter und der Schambetist (Johann Baptist), die etwas tief in's Glas geguckt hatten, d. h. immer in's volle, bis sie auf den Grund schauten. So oft sie einen frischen Schoppen im großen gerippten Glas vor sich stehen hatten, sagte der dicke Peter: „Beiß ihm den Kopf ab."

Das geschah. Drauf wischte sich der Schambetist den Mund ab, und sagte: „Reiß ihm den Schwanz aus." Das geschah wieder, das Unthier ward verschlungen, der große Schoppen war leer. Fröhlichen Muthes schlenderten endlich die beiden Zechbrüder dahin, denn das Trinken giebt dem Menschen auch eine Brüderschaft, wenn sie auch eben nicht lange dauert. Der Mond stand am Himmel und war voll, und es war, als ob er die Vollen da drunten auslachte und ihnen einen Streich spielen wollte. Plötzlich bleibt der Schambetist stehen und ruft: „Halt! da ist ein Bord" (so heißt man am Rhein ein Brett), herausgenommen, „fall' nicht in den Rhein!" Er macht nun einen tüchtigen Satz und springt glücklich hinüber, der Peter bleibt stille stehen, hebt bald den einen, bald den andern Fuß und hüpft endlich, so viel es sein dicker Bauch erlaubt, fällt aber nieder und schreit: „O weh! Bruder zieh' mich heraus, ich lieg' im Rhein! Hilf!" Der Schambetist hat ein mitleidig Herz, und fängt an, den Peter aufzuwinden; der liegt aber nicht im Rhein, sondern, so dick als er ist, auf der Brücke. Als er endlich wieder auf den Beinen steht, gucken sich die Beiden an, und gucken wieder das ausgezogene Brett an. „Dunnerkeil," sagt der Schambetist, und tritt hart auf, „das ist ja gar kein ausgezogen Bord, das ist ja der Schatten vom Laternenpfahl." „Und ich habe mir doch meinen Fuß verstaucht," sagt der Peter, und hinkt davon.

Daraus ist zu sehen, daß man, wenn man seine fünf Sinne nicht bei einander hat, auch über ein eingebildetes Hinderniß, wie hier über einen Schatten, straucheln und sich beschädigen kann. Oder läßt sich noch etwas Anderes daraus entnehmen?

Das Glück durch die Gelbwurst.

Der alte Tuchfabrikant Keller pflegte gerne folgende Geschichte zu erzählen:

Ich war erst kurze Zeit aus der Fremde zurück, und hatte mein eigenes, kleines Geschäft angefangen. Da war die Leipziger Ostermesse. Ich reise hin und nehme einen Kreditbrief von 1000 Speciesthalern mit. Das war, wenn man alle Winkelchen zusammenkehrt, mein ganzes Vermögen; ich war aber jung und gesund, und was glaubt man da nicht mit 1000 Speciesthalern machen zu können. Ich reise also nach Leipzig, und gebe meinen Kreditbrief im Hause Frege und Companie ab. Der alte Frege läßt meinen Namen in sein Buch einschreiben und wünscht mir gute Geschäfte. Ich sehe aber bald, daß sich mit 1000 Thalern nicht viel machen läßt. Was thuts? Geht nicht viel, so geht wenig; besser leiern als feiern, sagt das Sprüchwort. Ich suche mir also eine Parthie Wolle aus, und gehe hin, um mein Geld zu holen. Da sagt mir der alte Frege, es sei gut, daß ich komme, er habe nicht gewußt, wo ich loschire. Ich hatte das gerne nicht gesagt, da ich wieder, wie einst als Handwerksbursche, in der Herberge wohnte. „Nun," sagte der Herr Frege: „Essen Sie morgen Mittag bei mir, Sie werden da noch große Gesellschaft finden." Ich konnte nichts rechtes darauf erwiedern und gehe weg. Ich erkundige mich nun, was man bei einer solchen Einladung zu thun hat, und was dabei herauskommt. Man sagt mir, wie es Sitte sei, daß jedes große Handlungshaus seine Empfohlenen durch eine Einladung, wie man sagt, abfüttert; daß nicht viel dabei herauskommt, als daß man das Essen theuer

bezahlen muß, indem es mindestens 1½ Thaler Trinkgeld an die Bedienten kostet. Das war mir nun gar nicht lieb. Ich rechnete aus, daß mir von 1000 Thalern nur noch 998½ blieben, und für ein Mittagessen konnte ich nicht so viel aufwenden. Andern Mittags war ich kurz entschlossen. Ich kaufe mir für zwei Groschen Gelbwurst, für sechs Pfennig Brod, stecke es zu mir, und gehe hinaus vor das Thor, in das sogenannte Rosenthal. Mein Tisch war schnell gedeckt. Ich setze mich auf eine Bank, und wickele meine Sachen heraus, ich zerschneide die Gelbwurst in sechs Theile und lege sie neben mich hin: das, sage ich, ist meine Suppe, das mein Fleisch, das mein Gemüß mit Beilage, das meine Fische, und das mein Braten und Salat. Ich glaube nicht, daß sie drinnen in der Stadt, bei Frege, mehr hatten, und daß es ihnen besser schmeckt. Ich war eben an der süßen Schüssel, sie war sehr gut zubereitet, da sehe ich einen Mann auf einem schönen Braunen daherreiten; der, denke ich, macht sich noch ein bischen Bewegung vor dem Essen, daß es ihm besser schmeckt. Ich wünschte ihm meinen gesunden Magen, ich brauchte kein Pferd müde zu reiten, um tüchtig einhauen zu können. Schneller, als ich dieß sage und denke, ist der Reiter bei mir, und zu meinem Schrecken sehe ich, es ist der Herr Frege selber. In meiner Angst fällt mir der letzte Bissen von meiner süßen Speise aus der Hand und der vorausspringende Hund schnuppert's gleich auf; ich wickle schnell mein Papier zusammen und weiß mir gar nicht zu helfen. „Ei, Herr Keller!" sagt der Herr Frege, „was machen Sie da? Glauben Sie, Sie bekommen bei mir nicht genug zu essen?"

Was soll ich darauf sagen? Ich denke, du bleibst bei

der Wahrheit. Ich sag' ihm nun, daß es sich bei mir nicht austragen will, gegen zwei Thaler Trinkgeld für ein einzig Mittagessen zu geben, und so und so, und daß ich mir vorgenommen habe, mich heute Abend oder Morgen früh zu entschuldigen, weil ich nicht kommen kann. — Da lacht er ganz laut auf und sagt: „Ja, das müssen Sie ja thun, sonst werd' ich bös; ich erwarte Sie um fünf Uhr, fehlen Sie ja nicht. Wünsche gesegnete Mahlzeit." Und fort war er mit seinem Braunen. Ich weiß nun gar nicht, was ich machen soll; ich denke aber: nun, fressen wird er Dich nicht, er muß um fünf Uhr noch genug haben vom Mittag her. — Wie's also fünf Uhr gebembert hat, gehe ich hin, man weist mich in sein Kontor, und da kommt er mir entgegen, nimmt mich bei der Hand, und führt mich in das Kabinetchen, und sagt zu mir: „Lieber Herr Keller, Sie haben für 10,000 Thaler Kredit bei mir; wenn Sie aber das Doppelte brauchen, und auch noch mehr, sagen Sie mir's nur offen." — Ich sag': „Sie irren sich, ich habe nur für 1000 Thaler." Da sagt er mir: „Es bleibt dabei, wie ich schon gesagt habe; Sie sind ein Mann, der zu sparen weiß, und heut Abend essen Sie ganz allein bei mir in meiner Familie." Und so ist's auch geschehen, und das hat mir noch besonders gefallen, daß er die Geschichte seiner Frau und seinen Kindern nicht erzählt hat, bis ich von Leipzig fort gewesen bin. Er hat wohl gemerkt, daß es mir Leid thäte, wenn man auch in aller Güte darüber lachen würde. So ist's mir durch die Gelbwurst möglich geworden, eine der größten Tuchfabriken anzulegen, und so lange der alte Frege gelebt hat, habe ich jede Messe bei ihm allein zu Nacht gegessen, und da ist immer zuletzt noch Gelbwurst aufgetragen worden.

Das Schlimmste.

Weißt du, was das ist?

Der Gevattersmann kann ein Stückchen davon erzählen. Er kennt einen Mann, von dem er absichtlich nicht sagen will, zu welcher Religion er gehört, sonst könnte der und jener meinen, bei ihm wär' es anders. In das Dorf dieses Mannes kommt also ein neuer Pfarrer. Der Mann, der gar fromm und demüthig ist, geht zu ihm und sagt nach den ersten Begrüßungen mit niedergebeugtem Kopf und verschämt geschlossenen Augen:

„Herr Pfarrer, ich habe etwas auf dem Herzen, das kann ich nicht darauf liegen lassen."

„Was denn? lieber Mann."

„Ich trage jetzt diese Uhr da schon eine Zeit lang, und doch gehört sie nicht mir, ich habe sie gefunden. Mein Gewissen ist so unruhig und pickt allfort, wie die Unruhe in der Uhr. Sein Sie nun so gut, und verkünden Sie es auf der Kanzel, daß der sie wieder holt, dem sie gehört."

„Das will ich thun, das ist brav von Euch."

„Soll ich die Uhr jetzt da lassen, oder soll ich sie wieder mitnehmen? Besehen Sie sie genau, sie hat ein doppeltes Gehäus und die Ziffer Eins hat einen Sprung. Der Unbekannte kann sie bei mir abholen. Ich bin ihm gut dafür."

„Ja wohl."

Der Pfarrer verkündet nun die Sache, es meldet sich aber Niemand.

Einstmalen bekommt der Mann Händel mit seiner Frau und will gerade auf sie losfahren, da sagt sie:

„St! Sei still und ruhig, du Scheinheiliger, hast deine eigene Uhr zum Pfarrer hinauf getragen; soll ich's ihm sagen?"

Der Mann ist still und duldet viel, denn die Sache ist dorfkundig geworden, und dadurch hat's der Gevattersmann erfahren, und jetzt wird's gar noch gedruckt und alle Leute können es zur Warnung lesen.

Weißt du, was das Schlimmste ist? Die Lüge, die Heuchelei, die sich an dem Höchsten und Heiligsten vergreift, mit Einem Wort: Die Religionsheuchelei.

Ein Mährchen mit einer Wahrheit.

In alten fabelhaften Zeiten reiste einmal ein König, Namens Ulysses, mit vielen seiner Untergebenen über's Meer. Er wußte nun, daß sie bald an einer Insel vorbeikämen, wo verzauberte Fräulein wohnen, die allen Seefahrern den Untergang brachten. Die Meerfräulein, Sirenen genannt, sangen nämlich so wunderherrlich und lockten die Schiffsleute, daß sie an ihrer Insel landen sollten. Wenn sie nun das thaten, scheiterten sie an den geheimen Klippen unter'm Wasser, oder gingen sonst zu Grunde, so daß Keiner davon kam. Der König wollte nun diese Gefahr vermeiden und ließ allen, die auf dem Schiffe zu thun hatten, die Ohren verkleben, damit sie nichts hörten; sich selber aber ließ er an den Mastbaum binden, damit er in keine Versuchung käme und doch den Gesang hören könne. Als man nun an der gefährlichen Stelle angekommen war, und die holden Fräulein so lieblich

sangen, rief und schrie der König, man solle ihn losbinden und dahin fahren, aber Niemand hörte; er winkte mit den Augen, knirschte mit den Zähnen, Niemand kümmerte sich darum. Sie segelten alle fort, wie befohlen war.

Als man endlich eine weite Strecke weg war, wurde der König abgebunden und die Ohren geöffnet: „Recht so," sagte der König, „Ihr habt brav gehandelt, als Ihr mir nicht gehorchtet, da ich, von Leidenschaft verblendet, das Gesetz wieder aufheben wollte."

Das ist das Mährchen. Und die Wahrheit? Erstlich: Mache dir feste Regeln, bevor du in Versuchung kommst, und geh' dann nicht davon ab. Zweitens: Ist dazu eine Staatsverfassung da, daß der Fürst, wenn er in Leidenschaft oder sonst verblendet ist, sich daran binden muß. Und denkt er rechtschaffen, wird er, wenn die Leidenschaft vorbei ist, seine Unterthanen loben, die ihm nicht darin nachgegeben, sondern ihn an das Gesetz gehalten haben.

Der falsche Sechser.

In einer Stadt am Rheine (der Name thut nichts zur Sache), waren mehrere Männer beim Schoppen gesessen. Das Gespräch wollte nicht mehr recht fort, man hörte die Uhr an der Stadtkirche neun schlagen. Ohne baierisches Polizeigebot schickten sich die Meisten an, als ehrbare Männer nach Hause zu gehen. Der Revisor Müller zog seinen Geldbeutel und bezahlte seinen Schoppen. „Ich bleibe doch immer bei Geld," sagte er, „da habe ich vor

ein Paar Monaten einen falschen Sechser bekommen, ich weiß nicht von wem, und weiß auch nicht, was ich damit anfangen soll." Er hob das genannte Geld heraus, sein Nachbar nahm es ihm ab, ließ es auf den blanken Tisch fallen, es tönte bleiern.

„Dem hätt' ich's schon auf zehn Schritt angesehen," sagte ein Mann, der am untern Ende des Tisches saß, „daß er nichts nutz ist, es ist ein ausgewanderter Coburger, der nicht mehr heim darf."

„Nein, es ist ein Nassauer," sagte der Besitzer.

„Nun, meine Herren, was soll ich damit anfangen?"

Das Geld wandelte von Hand zu Hand. „Lassen Sie ihn mir," sagte ein Spezereikrämer, „ich nagle ihn zu den übrigen auf den Ladentisch. Ich sage Ihnen, das ist mir eine wahre Freude, wenn ich so einen Gauner festnageln kann."

„Ich würde ihn, an Ihrer Stelle, bei einer großen Zahlung wieder verausgaben."

„Das habe ich auch schon gethan," sagte ein weitläufiger Vetter des Doktor Gscheitle.

„Ich betrüge aber dann auf diese Weise wissentlich."

„Sie können sich ja auch nichts davon wissen machen, wenn Sie ihn mit anderm ehrlichen Gelde fortspediren; Sie üben dann nur Vergeltungsrecht, Sie sind ja auch betrogen worden."

„Weil ich betrogen worden bin, entschuldigt mich das nicht, wenn ich wieder betrüge."

„Ich würde ihn einem Bettler schenken, der bringt ihn schon wieder für gut aus," sagte der Wirth.

„Nein, das wäre sehr übel gethan. So ein armer Teufel kommt dadurch weit mehr in Verlegenheit als wir,

die wir sonst noch Geld in der Tasche haben und den Fehler gleich wieder gut machen können; man setzt bei ihm eher voraus, daß er die Absicht zu betrügen hatte; und wie traurig, wenn er vielleicht schon den Schoppen Bier getrunken, den er zu bezahlen gedachte. Nein. Denn wenn ich das thue, so bin ich wieder die Veranlassung zur schlechten Handlung eines andern Menschen. Was sollte aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn wir uns nicht scheuen, die Ursachen schlechter Handlungen Anderer zu sein?"

„So müssen Sie eben den verbrecherischen Sechser eingesperrt halten, oder in den Rhein werfen."

„Ich meine," sagte der Mann, der das Geld auf zehn Schritte weit schätzen konnte, und seines Handwerks ein Metzger war, „ich meine: der Staat, mit dessen Stempel falsch Geld gemacht worden ist, sollte es auch einlösen."

„Ho ho! da hätte der Staat viel zu thun, wenn er alles Schlechte auf sich nehmen wollte."

„Ich meine aber: der Staat muß ja auch Verbrecher aufnehmen und unterbringen, und solch ein falsch Geld thut alle Tag Sünden. Der Staat muß Findelkinder versorgen, muß er auch falsch Geld versorgen. Man kann ihm freilich nicht zumuthen, daß er falsch Geld für voll annehmen soll; aber z. B. der Sechser ist doch einen Kreuzer in Kupfer werth, dafür sollt' er ihn einlösen, da wüßte man doch, was man damit anfangen sollte. Jetzt muß man wieder damit betrügen."

„Es ist doch merkwürdig mit der menschlichen Natur," sagte ein Lehrer. „Unrecht erleiden, verführt so leicht zum Unrecht thun. Wenn man einen Menschen mißtrauisch

gegen sich selber und seinen Nebenmenschen machen will, so muß man nur sein Vertrauen mißbrauchen. Wenn er nicht besonders fest im Guten ist, macht er's dann auch so. Wer falsch Geld für gut eingenommen hat, giebt es leicht wieder dafür aus. Das ist ein Gleichniß, oder ein Sinnbild."

Die Männer gingen fort und sagten sich gute Nacht. Was meinst jetzt du, lieber Leser, was man mit dem Sechser anfangen soll?

Was suchst du?

War ein Mann bös mit seiner Frau, wie das ja oft vorkommt, weil sie ihm in Alles drein redete, oder sonst aus einem Grunde; kurzum, der Mann schmollt mit ihr und nimmt sich vor, eine lange Zeit auch kein Sterbenswörtlein mit ihr zu reden. Er hält das auch ein Paar Tage ganz streng. Eines Abends liegt er im Bette und will schlafen, er zieht die Schlafmütze über die Ohren, und die Frau mag nun reden, was sie will, er hört's nicht. Da nimmt die Frau das Licht und leuchtet damit in alle Winkel und Ecken, sie rückt Stühle und Schränke weg und schaut was dahinter; der Mann richtet sich im Bette auf und sieht fragend umher, er meint, das Stöbern muß doch endlich und endlich einmal aufhören. Aber weit gefehlt. Die Frau macht in einem fort. Nun bricht dem Mann die Geduld und er fragt: „Was suchst du denn?" „Deinen Mund," antwortet sie, „und den habe ich jetzt gefunden; jetzt sag', warum bist

du denn bös?" — Und sie sind wieder gut mit einander geworden.

Nachschrift des Doktor Gscheitle: Diese Geschichte hat auch noch einen tiefern Sinn: die Frau ist die Zeitung, oder wie man's sonst heißt, die Presse, kurzum, die Stimme des Volkes; der Mann — die Regierung, die selber nicht erklären will, warum und weßwegen das und das geschieht, und die überhaupt nicht will, daß man ihr drein rede, sondern bloß, daß man ihr gehorche. Nun schmollt sie und spricht gar nicht. Nun kommt die Zeitung mit ihrem Licht und leuchtet überall hin, bis die Regierung fragt: „Was suchst du denn?" Dann giebt eine Red' die andere, und es ist schön, wenn man sich dann verständigt.

Leserliche Hand.

Jeder Mensch kann seine eigene Handschrift, so verkritzelt und verschnörkelt sie auch ist, doch wacker lesen; ja, er wundert sich, daß das nicht andere Menschen auch können, da fehlt ja — so meint er — kein Pünktchen und kein Strichlein. Und wenn er auch nur ein Kreuz gemacht hat, so weiß er schon, was das zu bedeuten hat. Geht's nicht wie mit der Handschrift, auch mit manchen Handlungen, d. h. Thaten, eben so? Wenn wir etwas gethan haben, und die Leute wissen sich's nicht recht zu deuten und auszulegen, da meinen wir: Ei, das ist ja Alles ganz klar, es kann Niemand übel davon denken. — Freilich, uns ist es klar, weil wir's selber gethan, aber Anderen nicht.

Merke: Richte deine Handschrift und deine Handlungen so ein, daß sie auch andere Menschen gut lesen und verstehen können.

Polizei! Hilf!

Schon wieder ein Polizeistücklein? Der Gevattersmann kann nichts dafür, es giebt eben viele. Merk' nur auf, dießmal ist nicht die Polizei, sondern aber Jemand anders der Geprellte.

In einer Haupt- und Residenzstadt unseres hieran so sehr gesegneten deutschen Vaterlandes, passirte dem wirklichen, regierenden, geheimen Oberhofkonditor folgende Geschichte, die der Gevattersmann selber nicht glauben würde, wenn sie nicht wirklich in der That geschehen wäre. Der wirkliche u. s. w. Konditor hat einen schönen Laden mit großen Glasfenstern und offen stehenden Flügelthüren, daß einem Leckermaul der Gaumen wässert, wenn er vorbei geht. Es sind auch immer viel Gäste darin, die mit andächtigen Lippen die süßen Gottesgaben schlürfen, und sich freuen, daß es im Winter Schnee und Eis giebt, damit man es im Sommer essen kann; daß Gott die Erdbeeren, Himbeeren u. dgl. draußen im Walde wachsen läßt, damit sie der Mensch mit Zucker einmachen kann; daß die Bienen geschäftig von Blume zu Blume umherfliegen, und den Honig in ihrem Leibe kochen, damit das witzige Menschenkind ein süß Mäulchen bekommt. Viele denken aber auch gar nicht daran, weil sie überhaupt nichts denken, und sie thun, als ob Alles so sein müßte.

Besonders am heißen Sommernachmittag ist das Denken etwas beschwerlich. Das zeigte sich auch bei dem wirklichen u. s. w. Konditor. Er sitzt Nachmittags in seinem Laden, da kommt ein ganzer Schwarm ungeladener Gäste und suchen sich gleich das Beste heraus, und haben doch kein Geld im Sack.

Es war nämlich ein Schwarm Bienen, angeführt von ihrem neuen Herzog, dem Weisel. Die armen Auswanderer waren da auf ein Gebiet gekommen, das nicht für sie ist, trotzdem es Süßigkeiten genug giebt. Der wirkliche u. s. w. war ganz verzweifelt und wollte die Eindringlinge verscheuchen, diese aber trugen scharfe Waffen bei sich und verwundeten ihn bitter; denn bis jetzt hat ihnen Keiner das Recht Waffen zu tragen, nehmen können. Was thut nun der überfallene, arme Mann? Er rennt über Hals und Kopf auf die Polizei, (man heißt's hier Stadtdirektion) und verlangt augenblickliche Hülfe gegen die Räuber, die bei ihm eingedrungen. Der Direktor sagt, das ginge ihn nichts an und er könne da nicht helfen. „Was?“ ruft der wirkliche u. s. w., „wozu seid Ihr denn da, als daß Ihr einen Bürger in Allem beschützt und bewahrt? Es muß mir geholfen werden.“ Zum Spaß, und weil er sich so mannhaft gezeigt, giebt ihm endlich der Direktor zwei Landjäger zur Hülfe mit. Die Bienen haben aber keinen Respekt vor den Landjägern, und gehen nicht vom Platz. „Macht einen Schwefelgeruch herein, dann werden sie Alle fortziehen,“ sagt einer der Landjäger. „Das kann ich nicht,“ jammert der wirkliche u. s. w. „Der Geruch würde mir ja alle meine Zuckerbäckereien verderben.“ Rathlos stehen sie allesammt, bis endlich eine alte Magd dazu kommt und sagt: „Ich

will einen Rauch machen, und dann werden sie nicht mehr bleiben." Und so geschah's auch.

Was hieraus zu entnehmen ist? Besinn' dich: ob nicht gar viele erwachsene Menschen, wie die kleinen Kinder nach Vater und Mutter, so bei jedem Unfall nach der Polizei rufen. Polizei Hilf! — Das ist die Schwäche und Unmännlichkeit, die, statt sich selber zu helfen, und auf Mittel und Wege zu sinnen, gleich bei der Hand ist, die Staatsgewalt anzuflehen. Das ist die kindische Unselbständigkeit, die leider oft auch durch Gewohnheit gegeben und erhalten wird.

Der beste Spion.

Von alten Zeiten liest man oft, daß ein Fürst sich verkleidet hat und ist in die Wirthshäuser, oder wo sonst viele Leute bei einander waren, gegangen, und hat da die Ohren gespitzt, um zu hören, was man von ihm und seinen Beamten denkt und redet. Manchmal hat er dann einem die Hosen tüchtig ausgeklopft, oder hat ihm das Halstuch fester binden lassen. Heut zu Tage kann ein Fürst sich nicht so leicht unerkannt unter die Leute mischen, denn vor alten Zeiten hatte man noch nicht so viele Abbildungen von den hohen Häuptern. Jetzt aber kann es kommen, daß ein Fürst in einem Wirthshause gerade unter sein Bild zu sitzen kommt und man ihn leicht erkennt. Probirte es aber doch wieder einmal ein Fürst, wollte selber sehen, was die Menschen thun und treiben; ist immer und immer so viel unter den

Leuten von Uniform, muß sich von ihnen Alles berichten lassen, möcht' jetzt selber dabei sein, wo die Menschen auf harten Bänken sitzen. Am liebsten wäre er in das Haus eines Holzhackers, oder sonst eines Taglöhners gegangen, und hätte da gerne unbemerkt gesehen, wie die Leute ihre Kartoffeln zu Nacht essen und was sie sprechen, was sie klagen und hoffen. Er hat das noch gar nie selber gesehen und gehört, wie es in einer Bürgerfamilie zugeht, und es gelüstet ihn sehr darnach. Das geht aber nicht. Was würdest du dazu sagen, wenn Jemand in deine Stube käme, bloß um zu sehen, was du treibst und was du machst?

Der Fürst muß also dahin gehen, wo für Geld und gute Worte Jeder zu Hause ist, nämlich in ein Wirthshaus. Der Wirth, ein Pfiffikus, erkennt den Fürsten sogleich, trotz seiner Verkleidung; er läßt aber nichts merken und holt, wie befohlen, einen Schoppen, fragt dann: woher des Weges? und spricht vom schönen Wetter u. dgl. Nach und nach kommen auch andere Gäste herzu, und man spricht von Allerlei. Der Fürst weiß unvermerkt das Gespräch auf den Regenten zu lenken und ein Mann sagt:

„Er ist ein braver Mann, meint's gewiß gut, aber ich habe Mitleiden mit ihm, er hat keinen guten Freund."

„Wie so das?"

„Ja sehen Sie, nur der ist ein guter Freund und sagt einem frisch von der Leber weg Alles ins Gesicht hinein, der nichts nach einem zu fragen hat. Ein Fürst aber hat lauter Menschen um sich herum, über die er befehlen kann, und die immer einen Katzenbuckel machen."

Der Wirth machte schon lange ein pfiffiges Gesicht,

und hatte schon zweimal den Mund geöffnet, um zu sprechen; jetzt endlich kam er dazu, und er sagte:

„Unser Fürst ist schlecht bedient. Es fehlt ihm der rechte Spion.“

„Pfui! Glaubt Ihr, der Fürst würde Spionen hinhorchen?“

„Es ist doch so, wie ich gesagt habe. Es fehlt ihm der rechte Spion, der ihm Alles berichten könnte, Gutes und Schlimmes, was im Lande vorgeht. Der Spion weiß Alles und erfährt Alles, was im Geheimsten geschieht, und was die Menschen im Geheimsten denken, Hoch und Nieder. Er nimmt kein Blatt vor's Maul, und ist zu jeder Tages- und Nachtzeit wach und bei der Hand. Er kommt aber nicht, wenn er nicht einen Freipaß hat, daß er aus- und eingehen kann, wann er will, und daß ihn die Kammerdiener nicht vorher durchsuchen oder gar abweisen.“

„Und wie heißt denn das Wundergeschöpf?“

„Die freie Presse.“

So redeten die Leute.

Es ist aber bis jetzt noch nichts davon verlautet, daß etwas darauf geschehen sei.

Der schöne Jean.

Er war einst ein flotter und vornehmer Gast, auf dessen Befehle die Wirthe und Kellner in knappen Kleidern hin- und hersprangen und Kratzfüße machten; jetzt ist er selber ein Kellner, und sucht behende und aufmerksam

die Wünsche der Gäste zu vollführen. Es ist nun zwar ein ganz ehrbares Geschäft, Kellner zu sein, und gibt es überhaupt in unseren Zeiten kein unehrbares Geschäft mehr, als ein solches, das auf Laster gebaut ist; sonst aber ist jede Thätigkeit eine ehrbare. Die Art indeß, wie Jean dazu kam, ist eine eigenthümliche, und ich will sie zu Nutz und Frommen erzählen.

Jean war der einzige Sohn des Wirthes zu den drei Königen in einer gewerbreichen Handelsstadt. Es ist sehr gebräuchlich, daß man in dieser Stadt Jean (Schahn) statt Johann sagt. Das Wirthshaus zu den drei Königen war wohl angesehen von allen Fuhrleuten und den Bauern, die an Markttagen zur Stadt fuhren. Der Vater war ein behäbiger, gesprächsamer Mann; er wußte seine Gäste wohl zu unterhalten, ohne sich dabei viel Mühe zu geben. Denn er machte das ganz einfach. Er ließ sich von Allen, was sie wollten, erzählen, und hörte nur ganz aufmerksam zu. Das gefällt dann den meisten Leuten sehr wohl, und sie sagen von einem solchen Menschen, er sei gar unterhaltsam. Dabei war aber der Dreikönigwirth auch mit seinen Augen aufmerksam, und wenn er sah, daß ein Schoppen leer war, machte er ihn alsbald wieder voll. So hatte er eine sehr gute Einnahme und war überaus beliebt. Die Mutter aber war eine ganz gescheite und lebhafte Frau, die für Alles Rath wußte. Nur in Einem Punkte war sie nicht gescheit und wußte sie sich selber nicht zu rathen, und das war ihr Jean.

Schon als kleiner Knabe war Jean gar muthwillig und machte allerlei Streiche. Die Mutter vertuschte und verhehlte es, wo sie konnte. Jean war ein aufgeweckter

Knabe, und er sollte nun etwas Besseres werden, wie die Leute eben immer das, was sie nicht haben und sind, für besser ansehen. Jean sollte studiren, oder Kaufmann werden. Als er nun aber zum Jüngling herangewachsen war, zeigte sich's, daß es mit dem Studiren nicht recht gehe, und Jean kam in die Lehre. Mittlerweile starb der Dreikönigwirth, und als man ihm eine Leichenrede hielt, ließ er sich alles ganz ruhig erzählen, er hörte aber nicht mehr zu. Der Mutter that es nun leid, daß sie ihren Jean nicht zur Wirthschaft angehalten hatte. Der aber war nicht mehr dafür zu brauchen, mit den Fuhrleuten und Bauern zu hanthieren. Er trug gelbe Glanz-Handschuhe, und betrachtete sich die Welt durch ein Augenglas, das er sehr künstlich mit der Augenbraue festhalten konnte. Jean ging nach Frankreich, kam nach einigen Jahren noch vornehmer zurück, und hatte nun gar keine Lust mehr, in ein Geschäft einzutreten. Mit lustigen Kameraden trieb er sich zu Fuße, zu Wagen und zu Pferde, in der Stadt und Umgegend herum, und verführte allerlei lose Streiche. Er war ein schöner Bursche, und man nannte ihn nur den schönen Jean, was er sich gern gefallen ließ. Er kam in das Trinken, und vom Trinken in's Schuldenmachen. Seine Mutter wagte es kaum, ihm etwas zu versagen. Wenn sie ihn zanken wollte, machte er sie lachen; denn er war nicht ohne Witz. In den Wirthshäusern, wenn die Schampanjerstöpsel knallten, sagte er oft: „Es hält lange an, bis man eines von den drei Königreichen verthan hat.“ Wenn er kein Geld mehr hatte, wußte einer seiner lustigen Kameraden immer schnell Rath. Er nahm ein Papier, kritzelte etwas darauf, und ging damit zur Frau

Dreikönigwirthin. „Ist der Jean nicht da?“ fragte er dann. „Nein! Warum? Was ist?“ „Ich bin der Hüssje. Der Jean hat einen Wechsel ausgestellt mit so und so viel. Ich soll das Geld erheben, oder ihn in's Gefängniß führen.“ Da klagte und weinte die Mutter, bezahlte aber doch immer, auf solch ein einziges Papier oft drei vier Mal. Dann kam Jean oft Wochenlang nicht nach Hause, durchschwärmte die Nächte bei Becherklang und Liederschall und dem Erzählen von allerlei lustigen Schwänken. Oft blickte er halb mitleidig, halb vornehm lächelnd zu den Kellnern hinüber, die verschlafen da und dort in der Ecke saßen und seines Winkes gewärtig waren; diese durften nicht miteinstimmen in die lustigen Lieder, nicht mitlachen und miterzählen bei übermüthigen Schwänken, sondern mußten sich immer aufmerksam untergeben geberden.

Als auch die Mutter starb, zeigte sich bei dem Verkaufe der Wirthschaft, daß Jean doch schon zwei von den drei Königreichen verthan hatte. Er packte nun das Geld zusammen, und ging in ein Bad; spielte eine Zeitlang dort den vornehmen Herrn, und zwar in jeder Weise, denn er spielte auch am grünen Tische. Ehe er sich's versah, war bald Ebbe in seiner Kasse, eine Fluth von Schulden aber in der Rechnung des Wirthes. Was war nun zu thun? Jean wollte entfliehen, er konnte auch wohl laufen, aber den Daumen nicht rühren, denn er hatte keinen Heller Geld mehr. Er entdeckte sich nun dem Wirthe. Dieser hatte eine Nebenwirthschaft auf einem entfernten Spazierwege, wohin die Badgäste lustwandelten.

Jean war gewandt, und wußte sich recht wohl

umzuthun und zu schicken. Er kam nun mit dem Wirthe überein, daß er als Kellner auf der Nebenwirthschaft eintrete.

Er war einst ein flotter und vornehmer Gast, auf dessen Befehle die Wirthe und Kellner in knappen Kleidern einhersprangen und Kratzfüße machten; jetzt ist er selber ein Kellner, und sucht behend und aufmerksam die Wünsche der Gäste zu vollführen. Wenn in tiefer Nacht lustige Zechbrüder bei'm Glase sitzen, singen und jubiliren, lachen und scherzen, sitzt er verschlafen in einer Ecke, ihres Winkes gewärtig; er darf nicht mitlachen, nicht mitsingen und mitscherzen, und oft entfährt ihm ein schwerer Seufzer.

Neuer deutscher Briefsteller.

Daraus kannst du nicht lernen, wie du an den und den zu schreiben hast; im Gegentheil, das sind lauter Briefe an dich, und du brauchst sie nicht zu beantworten, wenigstens nicht auf dem Papier. Der Gevattersmann hat auch nichts lieber, als wenn er recht viele Briefe bekommt (versteht sich frei, oder deutsch gesprochen: franko), aber Antwort schreibt er nicht gern, wenn's nicht sein muß. Du bist also höflich eingeladen, in's Künftige auch solche Briefe hieher zu schicken.

Jetzt mach' dir's bequem, setz' dich hin, stopf' dir dein Pfeifchen, der Gevattersmann will's auch thun, und jetzt wollen wir lesen:

I. Brief eines preußischen Soldaten an seinen Vater.

Mainz, den 15. Juli 1844.

Es ist wahr und gewiß, lieber Vater, das Soldatenleben striegelt und putzt den Mann, und wer kein Soldat gewesen ist, das ist kein rechter Mann. Weil warum? fragt unser Nachbar Martin, das will ich sagen: Wir haben einen grundgescheiten Kameraden in der Kompanie, einen Gefreiten, der ist ganz mit mir einverstanden, und der sagt auch: Jeder großjährige Mann im Staat ist Bürger, das ist ein schönes Wort, das ist der schönste Titel, den man haben kann. Ein Bürger steht mit Allem, was er hat, mit seinem ganzen Leben dafür ein und ist Bürge, daß Ordnung und Recht im Staat ist, und daß Niemand, heiß' er Franzos oder Russ', dem Staat 'was anhaben kann. Jeder Bürger soll mithelfen, die Gesetze machen, die über ihn regieren sollen. Jeder Bürger giebt seine Stimme dazu, wie man die Steuern umlegen soll, daß Keinem ein Unrecht geschieht, und daß eine ordentliche Haushaltung geführt wird. Ich weiß wohl, es kann nicht Jeder dabei sein, darum wählt man die Abgeordneten, die auf dem Landtag für die Andern sprechen und stimmen, aber in Gedanken ist Jeder dabei. Mitrathen kann nicht Jeder für sich selber, da reicht es schon hin, wenn er einen Mann für sich eingestellt hat, der seine Gedanken ausspricht, aber mitthaten muß Jeder, wenn's d'rauf und d'ran kommt. Er muß mit seinen eigenen Händen und Füßen dabei sein. Jeder muß helfen den Staat erhalten, durch Steuern und Soldatsein, dann ist er erst ein rechter Bürger. Vor Zeiten hat man Soldaten gehabt, die den Staat gar nichts angegangen haben; sie haben gerade Dem gedient, der sie am besten

bezahlt hat. Jetzt ist das anders. Jetzt sind lauter Bürger Soldaten. Sie vertheidigen und schützen ihre eigene Sache, und darum muß auch jeder Soldat Bürger, und wieder jeder Bürger Soldat sein. Ich kann es keinem Andern übertragen, daß er meinen Vater und meine Mutter lieben, daß er ihnen beistehen und sie beschützen soll; wenn ich ihm auch noch so viel Geld gäbe, er kann's doch nicht recht von innen heraus, es ist eben seine Sache nicht. — Vor Zeiten haben die Soldaten gar nicht heirathen dürfen. Freilich, sie waren ja Knechte, die jede Minute sich haben todt schlagen lassen müssen, für was der Herr eben gewollt hat. Jetzt ist das anders. Jetzt ist ein Krieg jedem Bürger seine eigene Sache. Wenn meine kurze Dienstzeit um ist, werde ich Landwehrmann bis in mein sechzigstes Jahr, und wenn ich, will's Gott, Frau und Kinder habe, und der Staat braucht mich, bin ich gerade ein besserer Soldat, weil ich mein eigen Haus und Hof vertheidige.

Ja, lieber Vater, ich denke jetzt viel über das Soldatenwesen nach. Es war mir immer, wie wenn mich Jemand an einem langen Seil angebunden hätte, bis ich zwanzig Jahre alt bin. Jetzt ist die Zeit da, jetzt bin ich hergezogen worden und der Staat sagt: Nun bist du mein, vom Morgen bis Abend und immer. Da denk' ich denn eben darüber nach: was geht dich der Staat und was gehst du ihn an? Warum mußt du ihm dienen und was thut er denn dir? Und da sind mir nebstdem auch noch allerlei Gedanken aufgegangen.

Zweitens sagen wir auch noch, nämlich mein Kamerad und ich: Als Soldaten tragen alle Bürgerssöhne gleiche Röcke und gleiche Kappen. Das ist gut, da lernen sie

alle mit einander, Hoch und Nieder, einsehen, daß sie im Staat gleich sind und gleich sein sollen. Darum lob' ich mir in dieser Hinsicht mein Preußen, da muß doch wenigstens ein Jeder Soldat sein; heiß' du wie du willst, und sei du wer du bist, bemberembembem! hinten d'rein mußt du. Dadurch ist alsdann kein Unterschied zwischen einem Bürger (oder wie man's in der Garnison heißt, einen Zivilisten) und einem Soldaten; sie sollen und müssen gut Freund sein, denn Jeder ist Bürger und Soldat in Einer Person. — Ich habe jetzt auch erfahren: In den andern deutschen Ländern, die nicht zu Preußen gehören, da ist eine Lotterie, und da kommen alle Burschen, die zwanzig Jahr alt sind, gehen vor das Rad hin, und wer eine hohe Nummer heraus zieht, braucht nicht Soldat zu werden. Ich habe es fast nicht glauben wollen, daß man das Soldaterchens schon vorher mit dem Spielen anfängt, aber es ist doch wahr. Wer eine hohe Nummer gezogen hat, den heißen sie frei. Das ist mir eine schöne Freiheit! Man begeht eine Sünde an dem heiligen Wort, wenn man's in diesem Fall gebraucht. — Wenn bei der Lotterie ein Reicher mit weichen Händen ein kleines Loos zieht, so kauft er sich einen Mann, der für ihn exerziren, auf die Wach' gehen, und wenn's Krieg giebt, sich für ihn todt schießen lassen muß. Ja, so heißt man's: er kauft sich einen Mann. Der Staat sollte solch einen Handel nicht anlegen, er sollte ihn nicht einmal zugeben. Wenn Ich zu befehlen hätte, das dürfte mir nicht sein. Jeder Bürger kann und muß ein Jahr lang exerziren lernen, das schadet keinem gesunden Menschen 'was, hab' er ein Geschäft welches er wolle. Ich weiß wohl, das gefällt vielen Leuten auf dem Lande und in

der Stadt nicht, sie dünken sich 'was Besseres. Aber ehrlich bedacht, ist und bleibt es eine weise Anordnung. Oder sind die armen Burschen dafür da, daß sie sich für die Reichen todt schießen lassen? Der Staat darf das nicht zugeben. Ich ließe, wenn ich zu befehlen hätte, keinen gesunden Menschen heirathen, der nicht Soldat gewesen ist und noch bei der Landwehr steht. Der schönste Schmuck eines Mannes ist: daß er mit den Waffen umzugehen weiß, und daß er im Nothfall sein Land zu vertheidigen versteht. Vor Allem müßte mir aber die Lotterie abgeschafft werden. Man will's ja jetzt verbieten, daß man auf den Spielbanken um Geld spielt, aber um sein Leben darf man spielen? Und ist denn die Landesvertheidigung nicht eine heilige Sache? Soll man darum spielen?

Die Oesterreicher müssen vierzehn Jahre lang dienen. Lieber Gott! Das ist eine halbe Ewigkeit, da kann man ja gar nicht hinaussehen, wann's endet. Mich dauern die armen Burschen. Sie vergessen ja ganz, wie es in einer Familienstube und am Heerd bei der Mutter aussieht; und wenn sie heimkommen, was sind sie alsdann? Ich möcht' auch nur wissen, was sie so lang lernen. Ich bin jetzt vier Monate da, und kann meine Sach' aus dem ff.

Es ist mir lieb, lieber Vater, daß ich Euch Alles so schreiben darf, und daß ich's auch kann. Meine Kameraden auf der Stube haben sich einen Briefsteller gekauft, und daraus schreiben sie die Briefe ab. Ist das nicht eine Schande? Für was hat einem Gott seine eigenen fünf Finger und Augen und Hirn gegeben? Ich müßte mich schämen, aus einem fremden Buch abzu-

schreiben. Was kann ein Anderer wissen, was ich zu schreiben habe? Habe ich recht oder nicht, lieber Vater? Da fällt mir ein: sagen könnte ich doch nicht „lieber Vater,“ ich weiß nicht warum — aber schreiben kann ich's. Wenn man so weit getrennt ist, geht einem das Herz auf und man schämt sich nicht. Wenn ich die Schur habe, lese ich auch oft Bücher, schöne Räubergeschichten, und die Geschichte vom Kaiser Napoleon habe ich auch vom Feldwebel gelesen. Es war doch ein ganzer Mann, der Napoleon, aber recht ist ihm auch geschehen, ich meine, er hat's zu weit getrieben. Ich wollte, ich hätte ihn auch einmal gesehn. Nicht wahr, Ihr habt ihn oft gesehen? Wir haben von dem Kaiser Napoleon doch etwas Gutes übrig behalten, und das ist unsere Landwehr. Mein Feldwebel sieht dem Napoleon ganz ähnlich, ich glaube, wenn's Krieg gäbe, der würde ein großer Mann, er könnte ein Marschall Soult werden.

Im Soldatenleben lernt sich der Mensch allein helfen. Ich koche und flicke und nähe und putze die Stube auf, wie ein Frauenzimmer. Es kommt mir oft ganz absonderlich vor: so ein großes Haus voll lauter Männer! Es ist gut, daß es nicht vierzehn Jahre währt.

Verzeiht mir, lieber Vater, daß ich auch davon schreibe, aber ich bin jetzt zwanzig Jahre vorbei, und ich meine: schon deßwegen sollte man Landwehr einführen, wo Alles, aber nur kurze Zeit, Soldat sein muß, denn es gehören viele und gute Grundsätze dazu, brav zu bleiben. Und, lieber Vater! es giebt grausam schreckliche Krankheiten, wovon man auf unserem Hofgut nichts weiß.

Am meisten Bedauern habe ich mit den Offizieren. Sie müssen ihr Leben lang exerziren. Das ist ein schlechtes

Geschlecht und muß kreuzlangweilig sein, und um nur etwas zu thun zu haben, müssen sie andere Leute plagen. Wir haben jetzt Abends Instruktion. Dabei geht's oft lustig her, seitdem wir den alten Leutnant haben und nicht mehr den 18jährigen. Er will mich zum Burschen haben. Was meint ihr dazu? Die Artillerie ist doch das Schönste. Ich möchte nur wissen, ob's wahr ist, daß es keinen Krieg mehr giebt. Unser Feldwebel sagt's, aber in Marokko drinnen soll's doch bös aussehen, und der Russ' ruht auch nicht. Ich weiß nicht, die Russen mag ich gar nicht. Es ist schon so ein häßlicher Name: Russ'! Russ'! Man könnte einem damit bang machen, wenn man nicht wüßte, was es zu bedeuten hat. Wir lernen auch singen: Ich bin ein Preuße, auch das: Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein. Ich habe einmal gefragt, wer denn die Sie seien, und da habe ich gehört, es sollen die Franzosen gemeint sein. Sie sollen nur kommen! Nicht so viel als man in einem Auge leiden kann, sollen sie von dem prächtigen Rheinland haben. Wenn's nur wieder einmal Krieg gäbe! Es kommt mir immer vor, als ob die ganze Welt darauf warte, wie auf das Nießen. Ich glaube, unser Herrgott wird: Zur Gesundheit Deutschland, sagen. Aber mit den Franzosen sollten wir doch nicht zuerst anfangen. Ich wüßte schon, wen man vor Allem beim Pelzkragen nehmen und heimschicken sollte....

Ich muß doch auch noch etwas erzählen. Ich bin auch schon einmal gestraft worden, weil ich kein Lateinisch verstehe. Ist das nicht lächerlich? Es ist aber doch wahr. Gestern vor vierzehn Tagen stehe ich früh von vier bis sechs Uhr, drüben in Kastell, an dem großen Thor, wo es zur Eisenbahn hingeht, auf dem Posten. Man sieht so

früh wenig Leut', und nur die Marktweiber. Ich betrachte nun die Aufschrift, die über dem Thor steht: cura confoederationis conditum. Ist das nicht zum Närrischwerden? Was heißt das? Es muß doch eine Bedeutung haben. Ich vertiefe mich ganz in die Inschrift, und vergesse dabei, daß ich auf dem Posten stehe. Plötzlich spüre ich eine Hand auf meiner Schulter, der Hauptmann, der die Wachen visitirt, steht vor mir. Ich werde nun abgelöst und komme in Strafarrest. Es ist mir nun zwar recht geschehen: was geht mich die Inschrift an, wenn ich auf dem Posten stehe? Aber ein verflixtes Ding bleibt es doch, daß man einem so etwas vor die Nase hinschreibt, was man nicht versteht. Ich habe mich nun erkundigt, was die lateinischen Worte bedeuten; unser Doktor hat mir's gesagt, nämlich: Durch den Bund erbaut. Der Bund, soll heißen der deutsche Bund, der, wie man mir gesagt hat, in Frankfurt wohnen soll, hat den Brückenkopf bauen lassen. Warum aber sagt man das lateinisch? Die deutsche Sprache ist ja ganz gut, und für uns Deutsche ist es ja, und wer es nicht versteht, soll deutsch lernen. Giebt man ja auch die Gesetze und Beschlüsse deutsch, oder nicht?

Am letzten Dienstag war ich auf Wache, draußen auf dem Hardenberg. Ich bin gerade von 12 bis 2 Uhr auf den Posten gekommen. Es war mir ganz eigen zu Muthe, als ich so allein hoch oben auf dem Berge da stand. Es war eine stockdunkle Nacht, kein Stern am Himmel, und die ganze Welt war wie todt; nur dort neben zog sich der Rhein wie ein blasser Streif hin und man hörte sein Rauschen, von dem man bei Tag gar keinen Laut vernimmt. Mir ist es vorgekommen, als ob

die ganze Welt ausgestorben und ich allein da oben übrig geblieben wäre — man kommt doch oft auf sonderbare Gedanken, aber man kann nichts dafür — da höre ich jetzt das Feldgeschrei, wodurch die Posten einander wach erhalten. Ich habe doch den Zuruf schon oft und oft gehört, aber dießmal hat er mich ganz besonders ergriffen. Zuerst habe ich ihn aus weiter Ferne vernommen, als ob er aus einer tiefen Grube käme, aus der Auferstehung, dann immer näher und näher und heller und heller: „Kamerad, bist du noch da?“ bis es zuletzt an mich gekommen ist, und ich habe den Ruf weiter geschickt: „Bruder, bist du noch da?“ Keiner sieht den andern, Keiner verläßt seinen Posten, aber man ruft einander den hellen ermunternden Gruß zu. Das ist schön. Eine Kette von freundlichen Worten, Glied an Glied, schließt die deutschen Brüder an einander, die weit aus einander stehen. Alle sind wach und stehen da für das Vaterland. Und ich habe mir da ganz Deutschland gedacht, und von einer Grenze bis zur andern stehen sie da und rufen einander zu: „Bruder, bist Du noch da?“ Vater! lieber Vater! da ist mir's warm um's Herz geworden, ich kann's nicht sagen wie. Und ich habe mein Gewehr mit beiden Händen hoch hinauf gehoben und habe Gott gebeten, er soll mir's einmal für eine rechtschaffene heilige Sache wieder in die Hand geben.

Die zwei Stunden sind mir herumgegangen wie ein Augenblick, und so oft der Ruf an mich gekommen ist, habe ich ihn immer freudiger hinausgerufen. Dazwischen habe ich das Lied in mich hinein gesungen:

Steh' ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht.

Es ist mir keines von den gelernten Liedern eingefallen. Wenn man so ein Lied auch nur leise vor sich hin singt, ist es doch gerade als ob man mit einem guten Geist spräche.

Grüßet mir alle guten Freunde und Bekannte, besonders auch unsern Vetter Johann und seine Tochter Anna Margaretha von Eurem getreuen

Lorenz.

II. Brief vom Vetter Andres.

Ja wohl weiß ich viel, lieber Vetter, aber wenn man so franschemang gefragt wird, weiß man nichts und steht da, wie ein ABC-Schütz. Freilich hab' ich viel erlebt, ein halb Dutzend von den heutigen jungen Burschen hätte genug daran zu tragen. Aber wenn man sagt: Komm', jetzt erzähl' einmal — da stehen die Ochsen am Berg. Wenn Du bei mir wärest, könnt' ich sagen, fang' Du an. Anfangen! ja, das sind die faulen Eier. Da fällt mir eben eine Geschichte dabei ein. Du hast ja den reichen Kaufmann Kippel noch gekannt, der in Kriegszeiten reich geworden ist. In so einem Krieg, wo Alles drunter und drüber zugeht, da können pfiffige Menschen schon zu 'was kommen. Mein Kippel hat also die Lieferung für das große Spital in Regensburg, aber vom Liefern wird man nicht reich, hingegen aber vom Nichtliefern. Mein Kippel hat mit dem Verpflegungscommissär gemuschelt, der giebt ihm einen Empfangsschein über Alles, was auf dem Papier steht, und der Oberrechner, oder wie man ihn geheißen hat, hat das Geld dafür bezahlen müssen. Mein Kippel kommt einmal wieder mit einem langen Zettel, und darauf steht: so und so viel tausend

Eier erhalten. Es hat aber damals gar kein Huhn mehr ein Ei gelegt, sie sind alle verscheucht worden von dem vielen Schießen und von dem Untereinander. Da sagt der Oberrechner, oder wie man ihn geheißen hat: „Aber Herr Kippel, ich sehe immer so viel Eier auf der Rechnung, wo kommen denn die hin? Die Kranken müssen ja zuletzt ganze Eierstöcke im Leib haben, wenn man alle diese verbraucht."

„Ja," sagt mein Kippel, „es sind auch faule Eier darunter."

„Ja das sind eben die faulen Eier," sagt der Oberrechner, oder wie man ihn geheißen hat, und lacht, was er vermag. Er hat aber hernach doch das Geld bezahlt, freilich nicht Alles, denn er hat auch einen Dotter haben wollen. Ja, damals hat eines das andere beluxt. Wenn ja Alles ordentlich zugegangen wäre, wäre es nicht so weit gekommen mit Deutschland, wie es gekommen ist.

Vorlängst habe ich mit unserm Amtmann darüber gesprochen, daß eben doch zu viele Beamten in der Welt seien. Du weißt, er ist ein grundbraver Mann, man kann schon ein gescheit Wort mit ihm reden, da sagt er: „Ja, lieber Andres, wenn Alle recht tüchtig wären, bräucht' man weniger, aber es sind viele nicht recht tauglich, und die sind doch einmal angestellt."

„Ja, das sind eben die faulen Eier," habe ich gesagt und habe ihm die Geschichte von meinem Kippel erzählt.

Ich denke jetzt viel und oft über die Beamten nach. Nicht blos weil mein Schwager auch einer ist, nein, im Allgemeinen.

Wer die Beamten scheel ansieht, weil sie Beamte sind, der ist ein Narr. Wahr ist's, es ist ein böses, böses Ding, daß heut' zu Tag keine Dunggrube mehr gegraben

wird, ohne daß ein Beamter seine hochweise Nase hineinsteckt. Der Fehler hievon liegt aber auf einem andern Brett. Freilich giebt es Viele, die eine Freude am Commandiren haben. Es steckt in jedem Menschen ein kleiner Commandirteufel; man muß sich in Acht nehmen, daß er nicht eine lebenslängliche Anstellung im Rathhaus unterm Hut bekommt.

Wie gesagt, wenn auch manche Beamte aus bloßer Freude am Befehlen und Regieren nichts geschehen lassen wollen, was sie nicht angeordnet haben; wenn sie gerne jedes Huhn ausgreifen, ob's bald ein Ei legen will und ob's ein Recht hat, vorher zu gackern — die große Mehrzahl von Beamten meint's doch wirklich gut. Sie meinen, das müßte so sein, daß sie für Alles Vorsorge treffen, die Leute seien gar zu dumm, und wüßten sich nicht zu helfen, und daher sei es Pflicht der Vorgesetzten, die kleinen Kinder recht in Acht zu nehmen. Wenn ich es recht bei Licht betrachte, kann Mancher eigentlich nichts dafür, daß er diese Ansicht hat. Bedenk' nur seinen Lebenslauf. Zuerst kommt er in die Schule und lernt alle fremden Sprachen, und nachher auf die Universität, und da lernt er allerlei Rechte, und wenn er zwanzig Jahr alt ist, kommt er gleich an's Regieren, und das treibt er sein Leben lang. Tausende von Menschen, und darunter die meisten, die zweimal und dreimal so alt sind als er, sind ihm untergeben. Freilich, Anfangs hat er auch noch manchen Vorgesetzten, der ihn tüchtig hernimmt. Du weißt ja aber, wie es geht: der, welcher als Lehrjung gehudelt worden ist, der hudelt, wenn er Gesell geworden ist, den neuen Lehrjung gerade so und noch ärger. Wenn's zu machen wäre, sollten nur erprobte, bejahrte

Männer, die schon 'was mitgemacht haben, Beamte sein. Das geht aber für jetzt nicht. Darum bleibe ich dabei: man muß es so einrichten, daß die Bürger möglichst für sich selber Alles in Ordnung halten, und nicht Alles von oben herunter befohlen zu werden braucht.

Das ist eben der Fleck, wo die Grundsuppe umgerührt wird. Ich möchte immer sagen: Habt mich nur halb so lieb und laßt mich ein wenig für mich selber sorgen. Ein altes Sprüchwort sagt:

Glück und Gesang
Duldet keinen Zwang.

Es giebt nur Einen Menschen auf der Welt, der mich und die meinigen glücklich machen kann. Und weißt Du, wer das ist? Ich selber. Was man sich nicht erschafft hat, gehört einem nicht eigen.

Setz' mir einmal meinen Hut auf, daß er mir ganz bequem paßt. Nicht wahr, Du kannst es nicht? Er preßt mich da und dort, er sitzt nicht recht, ich muß ihn selber zurecht rücken, und ich brauch' nur ein bischen daran zu stoßen, so ist es recht. Es giebt auch manche Eltern, die ihren Kindern immer befehlen und angeben, was sie thun sollen, statt daß sie sie ein bischen selber machen lassen. Die Eltern meinen's auch gut und brav, aber sie thun nicht brav. Man muß so viel man kann, Jeden daran gewöhnen, für sich selber da zu stehen.

Daß es aber oft so arg steht mit dem Bevormunden von Seiten der Angestellten, daran sind hauptsächlich Wir schuld. Ja, zupf' Dich nur an Deiner Nase, Du bist auch dabei; hast ja Deinen Peter wollen studiren lassen, weil er ein aufgeweckter Knabe war. Vor Zeiten

hat man die invaliden Soldaten zu Schulmeistern gemacht, weil man geglaubt hat, dieß Geschäft könne schon Jeder versehen. Jetzt machen oft die Eltern die geborenen Invaliden zu Handwerkern. Schind' ich mein' Nas', schänd' ich mein Angesicht, sagen sie in den Niederlanden. Verstehst Du? Wer da meint, zum bürgerlichen Gewerbe braucht's keinen rechten Verstand, setzt sich selber damit herunter. Und nun gar jetzt, wo die Gewerbe so hoch steigen und einer den andern überholen will, da brauchts gerade die tüchtigsten Köpfe. Du siehst wohl, zu welchem Loch ich hinaus will. Wenn die tüchtigen Köpfe und die vermögenden Leute nicht mehr ausreißen und in den Beamtenstand hinüber wollen, so steht die Bürgerschaft fest und tapfer da, und hat Leute genug, die neben ihrem Geschäft noch ein Aemtchen übernehmen können, ohne Besoldung, und da giebts weniger Steuern und weniger Beamte.

Wenn ich's recht ernstlich bedenke, will mir's gar nicht in den Kopf hinein, warum alle Leute sich so drücken und drängen, um in das Beamten- und Canzlei-Paradies hinein zu kommen. Es ist weiter nichts als der Hochmuth, weil man's recht bequem haben will. Du kannst Dir kaum denken, wie viel Beamte am goldenen Elend leiden. Es geht oft so hungrig bei ihnen her, daß es ein Jammer ist. So im Gewöhnlichen sieht man's nicht, wer aber ein bischen tiefer hinein schaut, der merkt's. Und dann: Was ist das für ein Leben, wo man gar nicht Herr über sich ist? Es wohnt hier ein alter Rechnungsrath, der jetzt pensionirt ist; er kommt Abends auch in unsere Gesellschaft. Der kann Dir nun nicht genug erzählen, wie wohl es ihm jetzt ist. Sieben und vierzig

Jahre lang war er an den Aktenriemen geschnallt, und wenn er einmal einen Tag fort wollte, mußte er vierzehn Tage vorher eine Eingabe um Urlaub machen.

Wie gesagt, solch ein Herr, der über Andere zu befehlen hat, ist am wenigsten sein eigener Herr, und hat am wenigsten über sich zu befehlen. Ich beneide ihn nicht um seine Herrlichkeit.

Weil ich gerade von Beamten rede. Hast Du denn auch schon gehört, daß man in unserm Nachbarlande Allen, von oben bis unten, Uniformen geben will, in denen sie Tag und Nacht stecken sollen? Ich mit meinem dummen Verstand meine: das sollt' man nicht thun. In den Amtsstuben habe ich nichts dagegen, da ist's meinetwegen gut, wenn man den Amtmann gleich an dem Rock kennt; aber sonst, wozu soll's? Daß man die Beamten recht von den Bürgern scheidet? Das soll ja nicht sein. Die Beamten sind ja auch Bürger, nur eben solche, die Recht sprechen und das Geld verwalten u. s. w. Wenn es zu machen wäre, sollte man den Soldaten ihre Uniformen nehmen, damit sie auch in der Kleidung immer wie Bürger aussehen. Das geht aber nicht, und darüber läßt sich nichts sagen. Die Beamten selber aber, mein' ich, sollten dagegen Einsprache thun. Freilich, es wird Manche geben, die einen großen Krattel haben, weil sie eine besondere Uniform tragen, es giebt aber auch noch rechtschaffene Herzmenschen unter den Beamten, und an diesen wäre es, dagegen zu sein.

Vom Kippel weiß ich auch noch eine Geschichte. Er war als ganz blutjunger Bursch als Bäckergeselle in Paris, gerade zur Revolutionszeit. Das war keine Kleinigkeit, so mitten d'rin, wo man nicht weiß, ob man

seinen letzten Bissen Brod backt, und alle zehn Tage nur einen Sonntag. Kurzum, es war Alles unter einander. Mein Kippel geht einmal über die Straße, da begegnet ihm Einer, der fragt: „Bist Du ein Republikaner oder Aristokrat?“ „Republikaner,“ giebt er zur Antwort, und der Mann prügelt ihn tüchtig durch.

Das war gut. Mein Kippel geht weiter und denkt: ein andermal nimmst Du Dich besser in Acht. Da begegnet ihm wieder Einer und thut dieselbe Frage. „Ein Aristokrat,“ ruft Kippel, und nun bekommt er's noch einmal aus dem Salz. Er wehrt sich, wird aber übermannt. Das war wieder gut. Als ihm nun wieder Einige begegnen und ihn so fragen, ruft er gleich: „Schlaget mich!“ Und da haben sie ihn auch geschlagen. Und das war wieder gut.

Man weiß nicht, zu was man es einmal brauchen kann, ist die Redensart von meinem Nachbar Luzian, und so geht's auch mit dieser Geschichte. Besinn' Dich einmal darüber.

III. Antwort vom Vetter.

Herzgeliebter Vetter! Ich hab' mich über Deine letzte Geschichte besonnen, und es ist mir lieb, daß Du die Nutzanwendung davon nicht selber abgeschöpft hast. Das kommt mir immer vor wie eine abgerahmte Milch, oder, wie es in Schwaben heißt, eine abgenommene Milch. Man hat dann den Rahm besonders, und die Milch besonders; ich muß aber sagen, es ist mir viel lieber, man schüttelt Alles unter einander und schneidet gute feste Brocken hinein, da ist dann die ganze Milch süß, wenn man auch

nicht sagen kann, da und da ist der Rahm. Verstehst Du mich? So meine ich auch, soll man die Nutzanwendung nicht auf ein besonder Brod schmieren. — Jetzt von der Prügelgeschichte. Da hast Du meine Hand. Ich bin ganz so gesinnt wie Du, d. h. versteh' mich recht, ich bin darin mit Dir einig, daß Jeder den Muth einer Meinung haben muß, hüst oder hott, oder wie man's bei den Landständen heißt, links oder rechts. Ein Mensch, der keine Meinung hat, der kann gar nie recht mein sagen, wenn er auch Millionen im Vermögen hat, das rechte fehlt ihm; und deßwegen heißt man's auch Meinung, und die wo mitten drin sind, und nicht 'rüber und nicht 'nüber wollen, denen geht's wie jenem Esel. Es ist einmal ein Esel gewesen, ein wirklicher, mit vier Füßen und langen Ohren und einer Kutte an, die ist nicht schwarz und weiß, sondern beides unter einander gemengt, grau. Also ist der Esel zwischen zwei Heubündeln gestanden, von dem einen gerade so weit weg wie von dem andern, und da hat er sich besonnen, wo er zuerst einbeißen soll. Beißst Du rechts, warum beißst Du nicht links, es ist ja dahin eben so weit; beißst Du links, warum beißst Du nicht rechts, es ist ja dahin Ein Weg? — Kurzum, mein Esel besinnt sich hin und her und her und hin, und ist vor lauter Besinnen, weil er sich nicht hat entschließen können, eben Hungers gestorben.

Du wirst jetzt eine vergnügte Prise aus Deiner großen Buxbaum-Dose nehmen, wirst Deine schieligen Augen, mit denen Du doch Alles grad siehst, ein bischen zudrücken und wirst lachen und sagen: „Das ist eine Fabel, die ich schon lange weiß.“ Ich weiß aber noch eine, die weißt Du vielleicht nicht, darum will ich sie Dir erzählen. Sie

ist von einem uralten Dichter in Reime gebracht. Als der Löwe einst krank war und nicht mehr recht auf Beute ausgehen konnte, ließ er als König der Thiere seine Unterthanen zu sich in's Schloß entbieten. Da kam der Bär, der ein Herzog, der Wolf, der ein Graf, und der Fuchs, der ein Baron war, und sie zogen mit einander zu Hof. Im Schlosse des Löwen roch es nicht nach Bisam, im Gegentheil, ganz anders. Der Bär kam nun zuerst hinein und König Löwe führt ihn überall umher und fragt ihn dann: „Wie gefällt Dir's?" „In Wahrheit," sagt der aufrichtige Bär, „es riecht verdammt schlecht." „So!" ruft der Löwe grimmig, „das wagst Du mir zu sagen? Komm', ich will Dir." Und er zerriß ihn in Stücke und fraß ihn auf. Der Wolf, der nun herein kommt und das Schicksal des Bären gehört hatte, denkt: Du machst's gescheiter, und sagt auf die Frage des Löwen: „Mein Leben lang habe ich nichts Angenehmeres gerochen." „So!" ruft der Löwe, „Du glaubst, man dürfe mich anlügen? Komm', ich will Dir." Und er zerriß ihn in Stücke und fraß ihn auf. Jetzt endlich kommt der Herr von Fuchs, und auf die Frage des Löwen hält er sich die Nase zu und sagt: „Verzeihen Königliche Majestät, ich habe den Schnupfen, ich rieche gar nichts." Und er ging wohlbehalten von dannen.

Geht es nicht auch jetzt noch so mit den verschnupften schlauen Füchsen?

Ich habe ohnlängst gelesen: In Eurer Gegend soll ein Mann sitzen, der zum Tode verurtheilt ist, es findet sich aber Niemand, der ihn köpfen will. Das gefällt mir. Wir haben hier in unserm Wahlbezirk eine Eingabe an die Landstände um Abschaffung der Todesstrafe gemacht.

Wenn man sich darauf verlassen könnte, daß sich Niemand mehr dazu hergäbe, die Todesstrafe an einem Menschen zu vollziehen, so brauchte man eigentlich kein Gesetz. Ich traue aber noch nicht ganz. Meine Seele im Leib ist dagegen, daß man einen, der einen Todtschlag begangen hat, wieder umbringen soll. Ich weiß wohl, man kann mir Vieles einwenden und ich kann nichts darauf sagen. Darum sei so gut und schreibe mir Deine Gedanken, und wie die Geschichte in eurer Gegend sich verhält, und sage auch dem Gevattersmann, daß er etwas darüber von sich hören lassen soll. Jetzt wünsche ich Dir wohl zu leben und verbleibe Dein getreuer Vetter.

Was für Bilder soll ich in meine Stube hängen?

Der Gevattersmann kommt einmal Morgens in das Wirthshaus. Es ist sonst seine Art nicht, Morgens dahin zu gehen, denn er glaubt, wie die Blumen und Pflanzen erst Abends, wenn's kühl wird, Thau zu trinken bekommen, so trinkt auch der Mensch am besten Abends, zwar nicht Thau, aber doch Bier oder Wein.* Dießmal aber war's eine Ausnahme, denn der Gevattersmann hatte einen alten Bekannten, den Vetter Andres, zu besuchen, der hier übernachtet hatte. Er sitzt eben bei seiner Morgensuppe. Ein anderer Mann sitzt an einem andern Tische und hat eine Kraxe, wie die Hausirer haben, neben sich stehen. „Herr Wirth," ruft der Fremde, „was macht meine Zeche? Ich kann sie zwar nicht bezahlen, aber Ihr

* Es giebt aber auch einen Morgenthau.
Anm. d. Doktor Gscheitle.

nehmt mir Bilder dafür ab. Hier wählet Euch." Er breitete nun eine ganze Masse Sachen auf dem Tische aus. „Was willst Du Dir wählen, Adlerwirth?" fragte Andres. „Ich weiß selber nicht, ich mein', ein paar Heilige." „Hab' nichts dagegen, wenn sie nur 'was nützten. Wenn man's aber lang in der Stube hat, merkt man nicht mehr d'rauf, was da hängt, und wenn's auch das Schönste und Heiligste ist. Wie Mancher hat die heiligsten Männer still an den Wänden hängen, und sie sehen ihn an mit ihren frommen, getreuen Augen, er aber flucht und schimpft und lügt doch, und hat keine Liebe und keine Geduld. Habe ich recht oder nicht, Gevattersmann?" „Wohl. Für die Kinder aber ist es gut, wenn etwas Schönes und Hohes in seiner leibhaftigen Gestalt sie umgibt. Erwachsene, denkende Menschen brauchen eigentlich keine äußeren Zeichen mehr. Das helle Kindesauge empfängt eine tiefe Nahrung von dem, was es als schön und erhaben erschaut. Ich werde mein Leben lang nicht vergessen, welch' einen unnennbaren Eindruck die Geschichte vom Joseph, den seine Brüder verkaufen, die in meiner Vaterstube hing, auf mich als kleinen Jungen machte. Niemand achtete mehr darauf, ich aber beschaute oft lange die zwölf Bilder der Reihe nach, und habe geweint bei dem blutigen Hemde und mich herzinnig gefreut bei dem Purpurmantel Josephs, da er seinen Vater mit dem weißen Barte küßte." „Was geht das mich an? Was willst Du damit sagen?" „Um der Kinder willen suche die rechten Bilder in Dein Haus zu schaffen. Du gibst ihnen damit mehr, als alle Erzählungen vermögen." „Was soll der Napoleon kosten?" fragte jetzt der Adlerwirth. „Laß den," sagte Andres heftig, „was geht der

Dich an? Er war ein großer Geist, aber eine kleine Seele. Er hat keine Achtung vor den Völkern gehabt, und hat sie bloß nach Gutdünken behandeln wollen. Freilich, für eines bin ich ihm dankbar; er hat der Welt ein bischen gezeigt, daß nicht Alles so fest steht. Warum soll aber ein deutscher Mann den Napoleon in die Stube hängen? Er hat uns nur Schmach gebracht. Und haben wir sie auch wieder abgewaschen, wo stehen wir jetzt? Darum verkaufen Sie Ihre Napoleon in Frankreich. Warum schüttelst Du den Kopf, Gevattersmann?" „Du bist ein bischen wild." „Soll ich nicht? Ich schäme mich, wenn ich in eine Stube komme, und der Napoleon hängt da." „Hier habe ich Etwas für Sie," sagte der Bilderhändler. „Hier haben Sie den deutschen Michel, wie er von allen Potentaten angezapft wird." „Zum Henker!" rief Andres voll Heftigkeit, „soll ich meine eigene Schande in's Zimmer hängen? Ich möchte vor Zorn weinen, wenn ich so Etwas sehe. Da meint Jeder, er sei's nicht, der da verspottet wird. Und wer ist's denn? Komm' Gevattersmann, wir wollen gehen." Wir gingen. Während drinnen der Adlerwirth dennoch einen Napoleon und seinen Fürsten und die Fürstin kaufte, sprachen wir viel darüber, was für Bilder in allen deutschen Häusern hängen sollten.

Jahrgang 1846.

Der Gevattersmann

kommt nun zum Zweitenmale. Man hat ihm da und dort die Thüren weit aufgemacht; er hat Freunde gefunden, wo er's fast gar nicht vermuthet hätte. So geht's auf der Welt: man hat mehr gute Freunde, als man glaubt; man kennt sie nur nicht immer.

Wenn man daran denkt, ist es auch leichter zu verwinden, daß es so viele Feinde giebt, sowohl unter denen, die oben stehen und die Gewalt in Handen haben als auch unter denen, die keine Gewalt und nur die Verleumdung zu Gebote stehen haben. Man hat dem Gevattersmann ganze deutsche Länder verwiesen. Auf der andern Seite hat man es darauf angelegt, ihm sein Wiederkommen zu verleiden. Der Gevattersmann meint aber, man soll sich durch keinerlei Gewaltthätigkeiten und Boshaftigkeiten davon abbringen lassen, das zu thun und zu sagen, was man für gut hält. Dahin möchten es ja die Gewaltmenschen und die Neidlinge gerne bringen, daß man ihnen das Feld räumte. Wer hierin nachgiebt, hat sich selber aufgegeben.

Sei darauf gefaßt, in dem Besten, was du willst, Hindernisse und Fallstricke aller Art dir in den Weg gelegt zu sehen. Laß dich aber dadurch nicht einschüchtern

und scheu machen, zu thun und zu reden, wie es deine Pflicht ist und dein Gewissen dir befiehlt. Laß dich aber auch nicht verbittern, daß du in Mißmuth dich von der Welt abwendest, alle Liebe aufgiebst und Grimm und Zorn deine Seele einnehme und verwirre.

Das sagt der Gevattersmann sich selber und auch dir, lieber Leser, und das gilt auch zugleich als Neujahrswunsch.

Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein.

Ja, wer die kennte! denkst du. Freilich, der Gevattersmann versteht sie auch nicht ganz, aber etwas davon hat er doch in Erfahrung gebracht; probir's einmal, ob's hilft. Also: Nimm dir jeden Morgen vor, heute Jemand zu erfreuen und, so viel du kannst, glücklich zu machen. Geh' dann an deine Arbeit und thu' vor Allem deine Pflicht. Du wirst froh und heiter dabei sein, denn ein rechtschaffener Gedanke macht froh. Suche sodann deinen Vorsatz auszuführen, wo sich dir Gelegenheit dazu bietet. Du wirst nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts Großes zu sein, was du dem Andern schenkst oder bereitest, thu' es nur mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut sein.

Doppelt glücklich aber wirst du sein, wenn dein Nebenmensch den gleichen Vorsatz gefaßt hat wie du, und er sendet dir nun unverhofft etwas Freundliches in dein Haus oder Herz.

Das ist die schönste, geheime Verbindung der Menschen, wenn Jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die

er hier neben dem Andern zubringt, diesem so viel er vermag, mit allem Guten und Schönen auszufüllen.

Und höher steigt diese Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu thun, das dem Allgemeinen, der Gemeinde, dem Staate, der Nation, der Menschheit zu Gute kommt. Dieser Gedanke giebt jedem Menschen, so klein und beschränkt auch sein Leben sei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückseligkeit, die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt und den Menschen mit sich und mit der Welt einig macht — durch die Liebe.

Kein Kopf und keine Wurzel.

Zur französischen Revolutionszeit — man meint oft, es sei schon ein Paar hundert Jahre her, so sieht's schon wieder aus, da und dort in der Welt — also vor einigen fünfzig Jahren hatten die Bewohner einer kleinen Stadt ebenfalls einen Freiheitsbaum aufgerichtet, und eine rothe sogenannte Jakobinermütze darauf gesteckt. Sie tanzten nun um den Baum herum und waren gar lustig und fröhlicher Dinge, denn Alles glaubte, jetzt könne es gar nicht mehr fehlen, jetzt müsse Alles frei und glücklich sein. Ein alter Mann, der herzu kam und um seine Meinung gefragt wurde, sagte kopfschüttelnd: „Ich fürchte, ich fürchte, der Baum hat keine Wurzel und die Mütze keinen Kopf.“

Und so kam es auch. Denn nicht lange darauf war wieder Alles wie zuvor, und auf dem Platze, wo der Freiheitsbaum gestanden hatte, war wieder der alte Trödelmarkt.

Das wäre gar Vielen bequem, wenn man so über Nacht, wie man die Hand umkehrt, frei werden könnte. Das geht aber nicht. Man muß die Seele von Innen ausputzen und ausfegen von alten Ansichten, die keinen Grund haben, und von allem niedrigen Knechtssinn. Wenn der gesunde Boden gut gesäubert und umgegraben ist, kann die Saat der Freiheit erst recht fröhlich darin gedeihen, und kann nicht über Nacht weggeblasen werden.

Nur derjenige Mensch ist frei, der sich seiner Würde als Mensch genau bewußt ist, der es fühlt, daß er in sich einen Adel trägt, der der höchste ist, und der daher stets darauf achtet, sich in seiner Würde zu erhalten, vor sich und Anderen sich nichts zu vergeben. Nur der Mensch ist frei, der sich seine eigenen Gedanken im Kopfe ausbildet, Niemand etwas nachspricht, was er nicht versteht und selber einsieht, der die Gesetze kennt, die Gott in seine Brust geschrieben hat, und ohne Menschenfurcht ihnen gerecht zu werden strebt. Nur der Bürger ist frei, der seine Bedeutung in der menschlichen Gesellschaft und im Staate genau erkennt, der seine Rechte und Pflichten genau weiß, unablässig mitwirkt als ein lebendiges Glied der Staatsgesellschaft, damit er mithelfe, Recht und Gerechtigkeit aufzurichten und zu stützen.

Dazu kommt man aber nicht über Nacht; dazu muß man sich stark, selbständig und unabhängig machen. Und wenn ein freier edler Geist in den Herzen Aller lebt, dann ist das wahre Gesetz auch unabweislich da, und kann nicht so, mir nichts dir nichts, über den Haufen gestoßen werden.

Vor Allem aber muß man darauf bedacht sein, in dem Kampfe gegen Gewaltthätigkeit und Herrschsucht, die

Liebe und Menschenfreundlichkeit stets vor Augen zu halten, in deren Namen man den Feinden entgegen tritt. Die Liebe zu den Menschen, die Achtung vor Jedem, weil er ein gottbegabtes freies Wesen ist, diese müssen Führer sein. Wer die Menschen haßt oder verachtet, kann nie etwas für sie zu Stande bringen. Die Sittlichkeit, die Wahrheit, die Nüchternheit und Geradheit darf nie und nimmer Schleichwegen und Verderbnissen Platz machen. Denn bekäme man auf diesem Wege auch die Freiheit (was aber nicht der Fall ist), so erginge es einem leicht wie jenem Matrosen, der, als er nach langer Fahrt an's Land gekommen war, all' sein Geld verspielte. Zuletzt ließ er sich noch die schönen langen Haare, die ihm auf der See gewachsen waren, platt abschneiden, und spielte darum und gewann — einen Kamm.

Von neuen und alten Kleidern.

Wenn du ein neues Kleid vom Schneider bekommst, so bringt er dir von dem, was die Hölle herausgegeben hat, noch ein Paar gute Stück zum Ausbessern und Flicken, wenn's einmal nöthig sein könnte. So lang das Kleid noch neu ist, könntest du nun die Flicken wohl finden und damit aushelfen, aber gerade wenn das Kleid alt ist, da fehlen sie dir und du suchst sie oft vergebens. Du hast sie verschleudert, mußt nun entweder mit ungleichem fremdem Stoff den Riß zumachen, oder gar zerrissen einhergehen.

Liegt darin nicht aber auch ein Gleichniß vom Menschenleben? So lang wir noch jung sind, hätten wir schon überflüssig Zeug genug, um einen eingerissenen Schaden

wieder gut zu machen, bis wir aber alt sind und die überflüssigen Flicken nöthig haben, sind sie gewöhnlich verloren und verschleudert. Drum halte in der Jugend deine Kraft zusammen; du kannst sie noch brauchen.

Ich habe aber noch ein Gleichniß von einem Kleide: Du hast einen alten Rock, du findest dich ganz wohl und gemächlich darin, er ist schon jämmerlich abgetragen und schickt sich nicht mehr für dich, daß du damit in die Kirche oder auf's Rathhaus gehst; du meinst aber, es geht noch immer. Jetzt endlich legst du ihn ab, und jetzt endlich siehst du, wie du das eigentlich schon lange hättest thun sollen. Du siehst den Rock auf fremdem Leib und er scheint dir abscheulich. Geht's nicht auch mit manchen Vorurtheilen, mit manchen vertragenen veralteten Ansichten und Meinungen so? Denk' ein bischen darüber nach.

Die Posaune des Gerichts.

Gar wunderbar und seltsam werden oft die Verhältnisse des Menschenlebens verknüpft. Da sind Knoten und Maschen, die keine Menschenhand, und sei sie noch so kunstgeübt, knüpfen kann; da sind Verwicklungen, die der pfiffigste Verstand nicht lösen kann. Freilich geht Alles natürlich dabei her, und das eben ist das Wunder, daß Alles gewöhnlich ist und doch Außerordentliches daraus hervorgeht. Wie zeigt sich das wieder an dieser Geschichte!

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde wurde in der Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmonds eine schreckliche That vollbracht.

Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos da lag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes, die Nachtigall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesang, als der Knieende den Dahingestreckten aussuchte und Alles, was er fand, zu sich steckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn hinabtragen an den Strom, der fernher rauschte, um ihn dort zu versenken. Plötzlich blieb er stehen, keuchend unter der todten Last. Der Mond war herausgetreten und warf sein sanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne eines herzergreifenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Posthorn die Weisung des Liedes: „Denkst du daran!" Der Wiederhall in Thal und Feld gab es zurück, und es war, als ob die Berge und die Bäume sängen: „Denkst du daran!" Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf seinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter. — Endlich, am Strome blieb er stehen und lauschte hin, Alles war still und nur die Wellen flossen schnell dahin, als eilten sie fort von dem Mörder. Dieser ärgerte sich jetzt, daß er die Spuren seiner That nicht vertilgt hatte und sich von sonderbarer Furcht forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab, der Schweiß rann ihm von der Stirne; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher Nachtvogel fuhr flatternd auf, wenn er so durch's Dickicht drang, aber nirgends fand er das Gesuchte. Er hielt an, um sich zurecht zu finden, um sich die Gegend genau zu vergegenwärtigen, aber kaum war er drei Schritte gegangen, war er in der Irre; Alles flimmerte vor seinen Augen und es war ihm, wie

wenn die Bäume auf- und niederwandelten und ihm den Weg verstellten. Der Morgen brach endlich an: die Vögel schwangen sich auf und sangen ihre hellen Lieder, vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitschen knallen. Der Mörder machte sich eiligst davon. — —

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in dessen Gemarkung sie lag. An der rechten Schläfe trug der entseelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem scharfen Stein. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten entnehmen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch oben auf dem Hügel liegt, an dessen Fuß die Landstraße in Felsen gehauen vorüberzieht, sollte nun andern Tages der todte Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menschen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen, jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Theilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach: „Auf dem Wege bist du gefallen. Wer weiß, wohin dein Herz sich sehnte, welches Herz dir entgegen schlug. Möge der, der Alles kennt und Alles heilt, Ruhe und Friede in die Seelen der Deinigen senden. Unbekannt bist du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weiß woher du kamst, wohin du gingst, aber Er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinansteigen lassen, die unser Auge nie mißt. Zu welcher Kirche du gehörtest, welche Sprache du redetest, wer mag den stummen Mund fragen? Du stehst jetzt vor Ihm, der über allen Kirchen thront,

den alle Sprachen nennen und doch nicht zu fassen vermögen. Erhebet mit mir eure Hände," fuhr der Geistliche zu den Versammelten fort, und Alle hoben die Hände empor; dann sprach er wieder: „Wir erheben unsere Hände empor zu dir, o Allwissender! Sie sind rein von Blutschuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir, wir sind rein von dieser That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weilest, der du deinen Bruder in Waldesnacht erschlugst; das Schwert schwebt unsichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerschmettern. Kehr' um, so lang es noch Zeit ist. Häufe nicht Frevel auf Frevel, denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts ...."

Da, plötzlich hörte man von der Straße herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst du daran!" Alles schwieg und hielt den Athem an. Aus der Mitte der Versammelten stürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!"

Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumüthig seine That, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verspielt habe, wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe, wie die Töne des Posthorns ihn verwirrt, wie er seine Hand brennend gefühlt habe, da er sie zum Himmel erhob, und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns ihm das Geständniß abpreßten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinabbewegt, mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten Viele heim. Zwei Menschen waren auf ewig aus der Genossenschaft der Menschen geschieden.

Der Seiler von Fürfeld.

Wenn der alte Held Alexander von Macedonien weit hinten in Persien eine gewaltige Schlacht gewann, sagte er immer: „Was werden zu Hause meine Nachbarsleute, die Athener, dazu sagen? Und wenn ich nach Haus komme, zeige ich ihnen Alles, was ich erobert habe, daß sie sich vor Verwunderung auf den Kopf stellen!"

Das oder doch wenigstens ungefähr so sagte Alexander vor mehr als zweitausend Jahren, und wenn dem Seiler von Fürfeld in der weiten Welt draußen etwas Außerordentliches passirte, dachte er immer: „Was werden sie daheim in Fürfeld (es ist das ein kleines Dorf und steht auf keiner Landkarte), was werden sie wol dazu sagen? Was werden sie denken, wenn ich einmal heimkomme mit Kutsch und Pferd?"

Er ist heimgekommen mit Kutsch und Pferd, hat aber nicht mehr gehört, was die Fürfelder dazu sagten.

An der langen Kirchhofmauer zu Fürfeld hatte der Seilermeister seine Werkstätte, und es ging dabei, wie es das Geschäft mit sich bringt, ihm und seinem Lehrjungen immer hinderlich. Der Lehrjunge, er hieß Franz mit Namen, war schon frühe ein absonderlicher Kopf, der sich oft an die Kirchhofmauer stieß, d. h. in Gedanken. Er konnte nicht begreifen, warum man die Todten in eine Mauer einschließe; eine lebendige Hecke wäre viel schöner gewesen. Dann blickte Franz oft hinüber nach dem Plätzchen, wo sein Vater und seine Mutter lagen. Es war gut, daß er sich am Seile halten und rückwärts gehen konnte, denn Thränen verdunkelten sein Auge und seine Kniee zitterten. Dort lagen alle seine Lieben, er hatte

keine Geschwister und keine Verwandten. Wie das aber so geht! Wenn man tagtäglich etwas sieht, merkt man nichts mehr davon und das Gefühl stumpft sich ab. So sah Franz auch bald nicht mehr auf die Mauer und sah nicht mehr nach den Gräbern hinüber.

Viele tausend Menschen sehen nichts mehr von den Verkehrtheiten und Traurigkeiten auf ihren Wegen, weil sie daran gewohnt sind, und sie leben gedankenlos fort.

Die Zeit der Wanderung kam. Franz hatte leichtes Gepäcke, aber auch viel leichten Muth. Als er an dem Kirchhof vorüberzog und den schmalen ausgetretenen Fußpfad sah, den er tausend- und aber tausendmal gemessen hatte, da dachte er mit schwerem Herzen daran, was für neue unbetretene Pfade er jetzt zu wandern habe. Noch ein Blick hinüber nach jener heiligen Stätte und fort ging's mit lustigem Liede.

Franz war ein frommes, vertrauendes Gemüth, und war dabei streng katholisch erzogen. Er wanderte nun vorerst nach den südlichen Ländern, wo seine Religion die allgemeinste war und auch herrschte. Er fand nur selten Arbeit. Da nahm er sich endlich vor, nach Italien zu wandern; er wußte selber nicht recht warum, aber ein wandernder Handwerksbursche macht keinen Umweg, wenn er auch noch so sehr fehl geht. Er findet auch hier wenig Arbeit, denn man hat inländische Stricke genug und braucht keine fremden und auch hier laufen die ärgsten Spitzbuben ungehangen umher. Franz geht auf Neapel zu. Dort will er lernen, große Schiffstaue machen. Darnach trägt er groß Verlangen. Unterwegs aber muß er mit Trauer sehen, daß seine Stiefel nicht mehr Stich halten wollen, sondern nach allen Seiten hin ausreißen. Er

nimmt nun die Fußbekleidung in die Hand und marschirt barfuß weiter. Eines Tages, als ihn die Füße gewaltig brennen, legt er sich am Saume eines Waldes nieder, um zu schlafen, vorher betet er noch vor einem nahen Bildstocke zu Gott, er möge ihm doch beistehen und ihm vor Allem ein Paar gute Stiefel bescheeren.

Ein Dutzend schwarzbärtiger Kerle, den Hut tief in die Stirne gedrückt, kommt aus dem Walde; sie sehen den schlafenden Gesellen, lachen und murmeln unter einander: „An dem ist nichts zu holen, der hat fast keine Stiefel mehr.“ Ein muthwilliger junger Fingerlang schleicht indeß herzu und wirft aus Spaß die Stiefel des Seilers in eine tiefe Schlucht hinab, wohin vielleicht noch nie ein Stiefel gekommen ist. Darauf schreiten sie fürbaß und harren in einer Schlucht des schwerbepackten Reisewagens, der eben herankommt. Mit Pistolen, Dolchen und langen Messern zwingen sie die Reisenden auszusteigen und sich Alles nehmen zu lassen. Der Postillon scheint mit im Einverständnisse zu sein, Alles geht so schnell und ruhig her, als ob es eine friedliche Theilung wäre. Zuletzt geht noch der junge Bandit auf einen langen hagern Mann, dem Ansehen nach ein Engländer, zu und sagt: „Herunter mit den Stiefeln.“ Erst nach der Drohung, daß ihm die Füße abgeschnitten würden, willfahrte der lange Engländer. Nun eilt der Bandit auf unsern schlafenden Franz zu, stellt ihm die schönen Stiefel hin, und nach einer Weile ist Alles still, wie wenn weit und breit kein Mensch gewesen wäre. Als Franz erwacht, reibt er wiederholt die Augen, da er die schönen Stiefel sieht; er zieht sie aber ruhig an, sie sind ihm wie angegossen und er sagt: „Die hat mir unser Herrgott durch einen Engel hinstellen

lassen.“ Was würden sie daheim in Fürfeld dazu sagen, war dann der zweite Gedanke unseres Franz. War er früher froh und zuversichtlich, so war er's jetzt doppelt; denn er glaubte steif und fest, er dürfe nur beten und schlafen, und es würde ihm Alles bescheert. Das ging aber nicht immer so glücklich, und er mußte in Neapel mit leerem Magen herumlaufen und in den offenen Säulengängen auf den Steinen schlafen. So hatte er sich eines Abends, als es zu dämmern begann, ein gutes Plätzchen ausgesucht. Nicht weit von ihm hatte sich ein schwarzbärtiger Mann niedergelassen und suchte Franz für „sein freies Leben in den Bergen“, wie er die Räuberei nannte, zu werben. Franz wollte aber nicht mitthun, legte die Beine über einander und betrachtete die vom Himmel geschenkten Stiefel, das waren Wunderwerke, sie schienen für die Ewigkeit gearbeitet. Der Bandit behauptete, er habe Franz die Stiefel geschenkt, dieser aber lachte ihn aus und schalt ihn einen Ungläubigen. Schon mehrmals war ein Mann vorübergeschlichen und hatte Franz und seinen Kameraden genau betrachtet. Jetzt kam er wieder, in Begleitung von einem halben Dutzend Häscher. Ohne viel Federlesens wurde Franz und sein Kamerad festgenommen und ihnen frei Loschie angewiesen. „Was werden sie in Fürfeld dazu sagen“, dachte Franz wieder, und jetzt war er froh, daß man dort nicht Alles von seinen Schicksalen erfuhr, so gerne er das auch vormals gewünscht hatte. Mit gutem Gewissen in der Brust schlief Franz ruhig ein. Wie erstaunte er aber andern Morgens, als er im Verhöre vernahm, daß er wegen seiner Stiefel, die er geraubt habe, angeklagt sei. Franz behauptete nachdrücklich, er habe darum gebetet und habe

sie direkt vom Himmel bekommen. Da nahm der Engländer — denn Niemand anders als dieser hatte die Beiden verhaften lassen — ein Messer, schnitt die Doppelsohlen an den Stiefeln entzwei, zog eine Menge Banknoten, die viele tausend Gulden zu bedeuten hatten, heraus und sagte: „Diese habe ich darin verborgen, um mich vor den Räubern zu sichern.“ Jetzt gingen Franz die Augen auf, und er dachte daran, was ihm der Bandit gestern gesagt hatte. Er zitterte wie Espenlaub und der Richter sah das für ein Zeichen der Schuld an. Franz aber überlegte, ob er den Banditen verrathen dürfe. Er sah fast keinen andern Ausweg. Da kam der Gefängnißwärter und brachte einen Ring, den der Bandit aus seinem Fenster geworfen hatte. Der Engländer erkannte ihn als sein Eigenthum, und nun war die Schuld des Andern gewiß. Der Bandit gestand auch, da er überführt war, die Geschichte mit den Stiefeln ein, und Franz konnte frei und barfuß davon ziehen. Jetzt dachte er wieder an's Arbeiten und ging nach dem Strande. Dort traf er auch den Engländer, der sich in ein Gespräch mit Franz einließ und Wohlgefallen an ihm zu finden schien. Der Engländer war ein höherer Offizier der Flotte und versprach Franz zu seinem Glück zu verhelfen, wenn er tüchtig arbeiten könne.

Nun lernte Franz alle Seilerarbeit auf den Schiffen machen, und als der Engländer zurück reiste, nahm er ihn mit.

Durch Fleiß und Geschicklichkeit ward Franz in England mit der Zeit ein angesehener Mann, der Hunderte von Seilern beschäftigte. Oft, wenn er so sein Wesen übersah, dachte er: „Was würden sie in Fürfeld dazu

sagen," und er nahm sich vor, wenn er Hunderttausend Gulden hätte, zurück zu kehren. Wie das aber so geht, als er die Hunderttausend hatte, wollte er nur noch dieß und jenes Geschäft machen, und so wurde er ein alter Mann mit grauen Haaren, der an sein Testament dachte.

Wie erstaunten eines Tages die Fürfelder, als ein schwarzer Wagen mit schwarz behangenen Pferden und in Trauer gekleideten Bedienten in das Dorf kam, und die Leiche des Franz brachte, der hier neben seinen Eltern ruhen wollte. Er hatte all sein Vermögen der Gemeinde vermacht, mit der Bedingung, daß man die Kirchhofmauer in eine Hecke verwandle, was man auch gerne that.

Könnte er nur jetzt hören, was sie daheim in Fürfeld dazu sagen, und wie sie ihn loben und preisen, da er ihrer nie vergessen hat.

Doppelt genäht hält fest.

Der Hagenmaier ist ein einfacher Bauer, aber das will viel heißen, mehr als man glaubt; unter dem groben dreieckigen Filzhut ist ein feiner Kopf mit geradem Verstand. Das hat er wieder bei der letzten Landstandswahl gezeigt. Am Wahltage zieht er seine schönsten Sonntagskleider an und geht nach der Stadt. Es ist ein Grundsatz Hagenmaier's, daß man bei Volksversammlungen, und namentlich bei Ausübung der Wahlrechte, seine besten Kleider anlegen solle; erstlich, weil das zu einer feierlichen Handlung gehört, und zweitens, weil man sich selber dadurch ehrt und achtet. Auch macht sich der Hagenmaier

früh auf den Weg, denn er denkt bei solchen Dingen: Eine Stunde zu früh ist besser als eine Minute zu spät. Der Hagenmaier trinkt in der Stadt vorher noch einen Schoppen in der Sonne, sowohl zur Herzstärkung für sich, als auch für die anderen Wahlmänner, die er da trifft und mit denen er zusammenhalten und gemeinschaftlich auf's Amthaus gehen will. Er trifft aber auch noch einen unerwarteten Gast, nämlich den Schreiber Schilling. Er sitzt oben am Tische und spricht ein Langes und Breites: wie unschicklich es sei, daß der Gutsbesitzer Werner sich in den öffentlichen Blättern um die Abgeordnetenstelle beworben, und dabei seinen freisinnigen Katechismus wie ein Schulbub aufgesagt habe. „Es ist gar keine Schamhaftigkeit, gar keine Zurückhaltung mehr da. Wie kann man sich nur persönlich und öffentlich so preisgeben? Das schickt sich nicht für einen Mann.“ So schloß der Schreiber Schilling seine wohlgesetzte Rede.

Der Hagenmaier wollte eben sein Glas zum Munde führen, er setzte es aber ab und fragte:

„Herr Schilling! Würden Sie die Stelle eines Sekretärs bei der Kreisregierung annehmen, wenn sie frei wäre?“

„Welche Frage! Mit zehn Händen,“ war die Antwort.

„Und würden Sie sich darum bewerben? Eine Eingabe machen, oder gar selber hinreisen und bei den Herren anklopfen und Bücklinge machen?“

Der Herr Schelling stutzte und schwieg, der Hagenmaier aber fuhr fort: „Ja, so ist's, wenn's euch dient, da seid ihr bei der Hand und sagt: man soll bescheiden und zurückhaltend sein, man soll warten wie ein Mädchen, bis der Freier kommt und sagt: Willst mich? Ich frage

aber Jeden mit gesundem Verstand: Ist es nicht viel ehrenvoller, sich um eine Stelle zu bewerben, die nichts einträgt, keine Besoldung, keine Pension, keinen Wittwengehalt, nichts — als um eine Stelle, bei der man das Alles bekommt? Es ist kein Leckerbissen, heutigen Tages Volksabgeordneter zu sein: Monate lang von Haus und Hof, von Frau und Kind weg sein, alle Tage fünf, sechs Stunden in die öffentlichen Sitzungen, dann wieder in die Abtheilungssitzung, auch zwei, drei Stunden, und dann die Berichte durchlesen, Anträge aufsetzen und dann in der Sitzung sich ärgern, daß einem die Galle überlauft, am Ende einen Beschluß zu Stande bringen, der von da und dort doch wieder umgestoßen oder verschnipfelt wird, und bei alle dem doch bei der Hand bleiben. — Ich sag's noch einmal: Es ist kein Leckerbissen, heutigen Tages Volksabgeordneter zu sein. Wir müssen den Männern danken, die die Stelle übernehmen und nichts wollen als das allgemeine Beste, nichts für sich, kein höher Aemtchen, gar nichts. Und um eine solche Stelle soll man sich nicht öffentlich bewerben dürfen? Aber um andere Stellen, da schickt sich's; nicht wahr, Herr Schilling? Der Herr Schilling und die mit ihm sind, möchten gern in die Suppe speien, damit sie nur allein davon essen können. Der Werner hat rechtschaffen gehandelt, daß er öffentlich gesagt hat, was er will und was man soll. Meine Stimme hat er. —"

„Und meine auch," riefen fast alle Anwesenden wie aus Einem Munde. Der Herr Schilling schwieg und die Wahlmänner gingen bald nach dem Amthause. — Dort war noch ein härterer Kampf zu bestehen, weil es ein feinerer war.

Der Herr Wahlkommissär sagte bevor die Wahlhandlung begann: „Meine Herren!" — es that Vielen bis in den kleinen Zehen hinab wohl, daß er so sagte; er merkte das und wiederholte daher nochmals —: „Meine Herren! Ich will durchaus keinen Einfluß auf Ihre Wahl ausüben. Sie wählen als freie Männer, nach Ihrem Gewissen und Ihrem Pflichtgefühl. Ich will durchaus nichts gegen Herrn Werner sagen. Er ist als achtungswerther Mann bekannt, man weiß nichts gegen ihn; er versteht die Landwirthschaft und sein Hauswesen ganz gut in Ordnung zu halten. Ob er die Staatsangelegenheiten eben so versteht, ob er da die nöthigen Kenntnisse hat, die man nicht hinterm Wirthstisch holen kann; ob er wissenschaftlich gebildeten, studirten Männern gegenüber die Gabe der Rede hat; ob er die Bedürfnisse seines Wahlbezirks, Alles, was wir nöthig haben, gehörig vorbringen, vertheidigen und durchfechten kann.... Meine Herren! Ich weiß das nicht, und Sie können es auch nicht wissen, denn so etwas zeigt erst die Erfahrung. Es fragt sich, ob man gut thut, auf's Gerathewohl dabei zu verfahren, einen Mann zu wählen, der sich vielleicht in die Hände eines Advokaten geben muß. Meine Herren! Sie wissen selber, was Sie zu thun haben, und ich spreche bloß, um Ihnen diese wichtige Sache nochmals an's Herz zu legen. Ich will durchaus keinen Einfluß auf Ihre Wahl üben.

Herr Regierungsrath Müller, der ebenfalls von vielen Seiten in Vorschlag gebracht wurde, der sich aber nicht öffentlich aufgedrängt hat, ist mir persönlich unbekannt, und ich habe keinen Grund, sein Interesse zu verfechten. Hochgeschätzt und geehrt von allen Seiten, möchte er

unserem Wahlbezirke zum Ruhm und zur Ehre dienen. Der so nöthige Straßenbau durch das N. Thal nach N. wird in ihm einen warmen Vertheidiger haben, und sein Einfluß mag wol dazu helfen, uns diese Straße — die schon längst hätte gebaut sein müssen, wenn unser Bezirk nicht stiefmütterlich behandelt würde — zu verschaffen. Ich halte es für Pflicht, ohne Einfluß auf Ihre Wahl üben zu wollen, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Vor Allem versichere ich Sie nach den gewissenhaftesten Berichten, daß der Herr Regierungsrath Müller durchaus ein Mann des Volkes ist. Er ist selber der Sohn eines Bauern, die Volksrechte sind ihm theuer und heilig und er steht für sie ein. Wählen Sie nun nach Ihrem Pflichtgefühle." So redete der Wahlkommissär. Manche sahen stutzig auf. Da trat der Hagenmaier vor und sagte:

„Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, Herr Kommissär!" — Alles schaute auf ihn. — „Der Regierungsrath Müller ist ein Mann des Volkes, das ist gut; deßwegen wählen wir jetzt gerade den Werner, das ist ein freisinniger, unabhängiger Bürgersmann, dann haben wir's doppelt. Drüben auf Seite der Regierung ist der Regierungsrath, der ist für's Volk, für uns, den brauchen wir nicht zu wählen, den haben wir ohnedieß, er ist ja angestellt; jetzt nehmen wir hüben den Werner, dann haben wir's doppelt, und doppelt genäht hält fest."

Und so geschah es auch. Werner wurde gewählt und bewährte sich als ein edler, tüchtiger Mann, der mit einfachen Worten immer den Nagel auf den Kopf trifft. Die Straße durch das N. Thal ist allerdings noch nicht gebaut, aber die Leute lernten einsehen, daß die Staats-

gelder vor Allem zu allgemeinen Zwecken da sind und nicht bloß zum Nutzen Eines Bezirks. Sie behelfen sich, so gut es geht.

Vom Gewerbsfleiße.

In einer Stadt am Rheine geht die allgemeine Redensart: „Des Datzen Pump hat das beste Wasser,“ und nun lauft Alles hin mit Krügen, Flaschen und Kübeln und pumpt und pumpt, und das Wasser ist in der That hell und frisch, und wenn man's trinkt, ist es, als ob man erquickenden Thau in allen Gliedern spüre. Weil nun Alles an der Pumpe sein Wasser holt, so ist nie abgestandenes darin, der Quell sprudelt immer frisch herbei — weil man's für das beste hält, ist und wird es das beste.

So geht es auch mit manchen Erwerbszweigen. Wenn die Leute einmal Vertrauen dazu haben, so findet Alles schnell Absatz, und der Meister hat dadurch Gelegenheit, immer Neues und noch Besseres zu Markte zu fördern.

Mit manchen Gewerben will es in unserem deutschen Vaterlande nicht recht fort; besonders wollen große Einrichtungen, Fabriken, nicht immer recht gedeihen. Warum? daran ist nicht bloß schuld, daß uns Engländer und Franzosen mit Dingen den Markt überführen, die wir selber eben so gut haben und machen können, daß wir nicht, wie man es nennt, Schutzzölle genug haben; sondern daran bist auch Du selber schuld. Du kaufst viel lieber ein Rasirmesser, ein Nadelbüchschen oder eine Sense, weil das, wie der Kaufmann versichert, „gestern aus Paris —

aus London angekommen ist." Dächtest Du dabei weiter, so würdest Du sagen: „Ich will aber deutsches." Das käme dann Dir und Deinem Bruder zu gute. Es giebt genug unbeschäftigte Hände und leere Magen in Deutschland, die dadurch etwas zum Verarbeiten bekämen. Das ist ein Hauptstück, über das sich viel sagen ließe.

Eine nicht gehaltene Rede.

Das ist kein Versprechen, das einer nicht gehalten hat, wie's leider schon oft geschehen ist, trotz feierlicher öffentlicher Versicherung — es ist weiter nichts als eine öffentliche Rede, die einem im Mund stecken geblieben ist, was folgenden Hergang hatte.

Kaum war die Eisenbahn von N. nach N. fertig, als auch ein großes Wirthshaus (oder wie man's alberner Weise jetzt heißt: Hotel), deßgleichen man in der ganzen Gegend noch nie gesehen, neben dem Anhalt entstanden war. Es war eigentlich mehr ein großer Saal als ein Gasthof; denn heutigen Tages, wo die Leute wieder heimrutschen oder nach den großen Städten fahren, braucht man selten viele Zimmer zum Beherbergen. Zur Einweihung seines Wirthshauses veranstaltete der Besitzer ein großes, bestelltes Mahl, bei welchem sich alle sogenannten Honoratioren einfanden. Gegen zweihundert Gedecke waren bestellt. Es war ein großartiger Anblick, als man in den säulengetragenen kirchenhohen Saal eintrat. Von der Gallerie rauschte die Musik, von den Wänden erglänzte das Marmorgetäfel um die goldumrahmten lebensgroßen Spiegel, und hell flimmerten die reichen, vielfach geschliffenen,

gläsernen Kronleuchter, die von der Decke herabhingen. Klang und Glanz überall. Alles war voll Jubel und Entzücken. Man saß endlich bei Tische, und trotz des Wirrwarrs ließ man sich wohl schmecken, was man habhaft werden konnte. Als dem Magen Genüge gethan war, erhob man sich um Trinksprüche auszubringen. Wenn diese recht ausgebracht werden, können sie sich oft zu freien Gebeten gestalten. Denn, wo die Menschen, heiter oder ernst, zu dem Geiste aufschauen, der alles Leben schafft und hält, erheben sie sich zur andächtigen Gottesverehrung, wenn sie diese auch nicht immer in den gewohnten Formen aussprechen, sondern frei, wie es gerade ihr Gefühl ihnen eingiebt.

Zuerst erhob sich nun ein Mann, der am obern Ende des Tisches saß, mit dunkelrothem Antlitze und einem hellrothen Bande im Knopfloch. Er brachte ein Hoch dem Fürsten.

Nach einer Weile erhob sich ein anderer Mann, klingelte und brachte dem Baumeister ein Hoch! Dann ein Dritter dem Wirth. Alle riefen gern mit, denn es gebührte den Gefeierten.

Nun war auch ein Freund des Gevattersmanns bei dem Festessen, und in ihm regten sich Gedanken, die er kundgeben wollte. Er machte sich vorher im Kopfe einen Entwurf davon und ungefähr so:

„Ein schönes Werk, ja ich möchte sagen, ein heiliges ist vollendet. Denn Alles, was die zerstreuten Kinder der großen Menschenfamilie in Friede zusammen führt, ist ein heiliges Thun. Tausend und aber tausend Hände regten sich draußen in Wald und Feld, schaufelten die Erde auf und legten den eisernen Steg. Das ist die

Grundlage zu einer neuen Weltordnung, deren Ende wir noch nicht absehen können. Die verschiedenen Stämme Eines Volkes werden sich dadurch leichter kennen, verstehen und liebend aneinander schließen lernen. Manches Vorurtheil wird mit dem Rauche dahin verfliegen. Die verschiedenen Völker werden sich immer näher rücken und in Frieden einander achten. Wer weiß, zu welchem Ziele der Weltgeist auf diesen eisernen Bahnen schreitet. Aber schon jetzt genießen wir eine Frucht des Zusammenhalts, eine Vereinigung der Kräfte zum Genusse der Schönheit. Säulen ragen empor und tragen die Wölbung eines Tempels. Eines Tempels? fragen Sie, meine Zuhörer. Ja, wo die Freude sich niederläßt, wo der Bruder dem Bruder ins Auge schaut, ein Wort des Verständnisses von den Lippen strömt, wo die Menschen sich erquicken und einander friedlich die Hände reichen, da ist ein Tempel. Ein neues Leben thut sich auf in unserem Thale.

Drüben gleiten still die Schiffe,
Auf des Stromes ew'gem Lauf,
Und mit wiehernd schrillem Pfiffe
Jauchzt das Dampfroß hier herauf;

Schnaubt die Wolken in die Lüfte,
Stampft die funken-sprüh'nde Schien',
Rollt durch Feld- und Felsgeklüfte
Sehnsuchtsschnell die Brüder hin.

Ja, schnell wie der Gedanke der Sehnsucht rollen die Wagen dahin, und diese Fahrt ist zugleich ein kleines Abbild des ganzen Menschenlebens. Mancher sitzt beständig im Zugwinde und es wird ihm nie recht behaglich; mancher sitzt

mit dem Rücken, stumm gegen Diejenigen gekehrt, deren Blicke ihn freundlich suchen; manches verständigende Wort wird von dem Gerassel übertäubt. Mancher sitzt vom Lärm verdumpft und kann seine Lebensgeister nicht sammeln. Mancher hat sein Bestes und Nothwendigstes vergessen, aber er kann nicht mehr umkehren, er wird unaufhaltsam vom Zuge fortgerissen; der Einzelne gilt hier nichts mehr, er muß sich fügen in die große Bewegung. Und am Ende — findet mancher erst am Ziele seinen Freund und Genossen, mit dem er unbewußt den gleichen Weg gemacht hat. Ist das nicht ein Abbild des Lebens? Geht es nicht auch auf unserer Lebenslaufbahn so? — Hier aber, in diesen Hallen sollen sie traulich bei einander sitzen und den raschen Weg segnen, der sie aus weiter Ferne zusammen führte.

Hallen sind aufgerichtet und Säulen ragen empor und tragen die Wölbung eines Palastes. Eines Palastes? fragen Sie, meine Zuhörer. Wird ein Fürst hier einziehen in seiner Majestät? Ja, ein Fürst wird einziehen mit ewiger Majestät, das ist das Volk. Vor Zeiten war alle Pracht und aller Glanz, alles schöne Erzeugniß der Kunst nur einzelnen Bevorzugten zum Gebrauche hingegeben; das Volk durfte kaum einen Blick hineinwagen. Das große majestätische Wort unserer Zeit aber heißt: Vereinigung, heißt Einheit. Jetzt erhalten wir solche Paläste (und es wird deren immer mehr zu gemeinnützigen Zwecken geben), die dem ganzen Volk zum Genusse seines Daseins erbaut sind. Und sind wir auch nur vorüberziehende Gäste in diesen Räumen, wir sind ja Alle nur vorüberziehende Gäste in diesen Erdenräumen. Und dürfen wir uns nur eine kurze Spanne Zeit dem Glauben

hingeben, dieß sei unser Eigenthum — wir erquicken uns an der Schönheit und Größe der Natur, ohne sie buchstäblich unser eigen nennen zu müssen. Noch andere und immer mehr Gebilde der Größe und Schönheit werden auferstehen, die keinem Einzelnen, sondern Allen angehören, zum heitern Genusse. Die großen Völker des Alterthums, die Griechen, die Römer, hatten in ihren guten Zeiten kleine Wohnungen zu ihrem Privatgebrauche; noch heute aber bewundern wir die prachtvollen Bauten, die der Gemeinsamkeit geweiht waren. „Das Schöne, das Große, vor Allem für die Gesammtheit, für das Allgemeine!“ Das sei der Wahlspruch der neuen Zeit. Grüßen wir darum diesen Geist, der jetzt, wenn auch vereinzelt, und ohne daß er's recht weiß, beginnt, Prachtgebäude für das Volk zu errichten. Möge er auf heiterem, friedlichem Wege seinem Ziele entgegen reifen. Der Geist der edlen Gemeinsamkeit lebe hoch!“

So hatte sich der Freund des Gevattersmanns seine Rede ausgedacht. Kaum aber war er mit diesem Ausdenken fertig, da brachte ein lustiger Kumpan der Köchin, als der Heldin des Tages, ein Hoch. Sie mußte erscheinen, in Schürze und Haube, und wurde mit Halloh begrüßt. Nun ging es an ein ewiges Hochrufen. Die Leute sprachen so leise, daß man nicht hörte, was sie meinten, und doch schrie Alles ins Blaue hinein: Hoch! Hoch und abermals hoch!

Fragst du nun, warum hat dein Freund die Rede nicht doch gehalten? Vielleicht hätte er der Sache eine bessere Wendung gegeben? Das hat der Gevattersmann auch gesagt. Der Freund aber war ärgerlich, daß wir Deutschen nicht beisammen sein können, ohne alsbald in

nichtigen Lärm überzugehen; daß die Leute sich's gefallen ließen, wie ein lustiger Bruder sie zu Narren machte, und dann fürchtete der Freund, kaum angehört oder ausgelacht zu werden. Er sieht aber jetzt ein, daß man sich vor dieser Gefahr nicht scheuen darf, wenn man etwas Rechtes an den Mann bringen will. Darum hat er auch die Rede hergegeben, daß sie gedruckt werde, und es wird ihn freuen, wenn man ein gutes Korn darin findet.

Von großen und kleinen Kindern.

„Komm' zu mir her, ich will dir aufhelfen,“ sagte ein spottsüchtiger Knabe zu seinem Schulkameraden, der nieder gefallen war und seine Schiefertafel zerbrochen hatte. Er aber blieb ruhig stehen, und ließ den Andern sich in seiner Noth abarbeiten.

Geht es nicht auch sonst im Leben bei den erwachsenen Menschen so? Ist es nicht oft, als ob man einem Gefallenen oder Hülflosen zuriefe: Komm her, ich will dir aufhelfen — statt, daß man rasch ihm beispränge?

* * *

In Mainz und anderen mittelrheinischen Städten gehen im Frühling Knaben durch die Straßen, bieten Waldmeister zum Verkauf und rufen: „Kafe Sie ah Maikräuter.“ Andere Knaben, die das hören, rufen es ihnen lange nach, gleichfalls dahin wandelnd. Es thut dem Menschen gar wohl, einmal aus voller Brust einen Ruf in die Welt hinein erschallen zu lassen, und sei es auch nur, um das Einerlei des stummen Dahinschleichens zu unterbrechen. — Wenn nun die bloß nachspottenden Knaben so riefen, kamen oft Leute

aus den Häusern und wollten das Ausgebotene wirklich kaufen. Die Kinder aber standen verblüfft da oder nahmen Reißaus.

Es geht auch in der großen Welt so. Manche hören den Ruf der Zeit: von Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande, zu Recht und Vernunft u. s. w., und sie freuen sich auch, mit rufen zu können und lassen ihre Stimme laut erschallen. Wenn dann die Leute kommen und wollen sich aneignen, was sie als gut und nothwendig ausbieten — haben sie oft nichts, sie haben bloß den Ruf eines Andern nachgeäfft. Drum, wer seine Stimme laut erheben will, muß etwas vorbringen, was er wirklich hat, was er kennt und einsieht, und darf nicht bloß kindisch in den Tag hinein rumoren.

* * *

„Es sitzt einer hinten oben!" rufen die Kinder dem Kutscher zu, der durch das Dorf fährt, wenn sich einer aus ihrer Mitte als blinder Passaschier auf den hintern Tritt des Wagens gesetzt hat. Thun sie das aus Gerechtigkeitsliebe? Selten; meistens aus Neid — sie möchten gerne selber da oben sitzen und sich fortrollen lassen — oft auch aus Muthwillen; sie wollen gerne sehen, wie die Peitsche des Kutschers herüberlangt und den Aufdringling verjagt, daß er oft zu Boden fällt.

Gar Viele schreien aus ähnlichem Neid und ähnlichem Muthwillen, wenn sich Einer auf den Staatswagen gesetzt hat und sich von ihm fortrollen läßt, dem Regierungskutscher zu: „Es sitzt einer hinten oben!"

Nur Diejenigen aber meinen es wirklich gut, die selber nicht als blinde Passaschiere hinauf wollen, und die da wollen, daß dem Staatswagen nicht mehr aufgeladen werde, als er zu ziehen Willens ist.

Wach' in's Gewehr!

Wurde ein Soldat beim Unterrichte gefragt: „Warum rufst du (man hat in diesem Lande das vertrauliche Du) warum rufst du die Wache in's Gewehr, wenn ein großer geschlossener Zug von vielen Menschen vorüber zieht?" Der Soldat erwiederte: „Es könnt' ja auch ein Stabsoffizier in Civilkleidern darunter sein." Der unterrichtende Offizier lächelte und erklärte: „Eine große Menschenmasse hat immer Anspruch auf Achtung und Ehrenbezeigung. Wenn einer allein auch schwach und unbedeutend ist und nicht viel gilt, so sind sie doch stark und bedeutend und gelten viel, wenn deren Viele bei einander sind."

Du, Ihr, Sie.

Das sind drei verschiedene Arten, wie die Menschen einander anreden, und im Grunde genommen, ist es lächerlich; denn bei Lichte betrachtet ist ein Mensch nicht mehr als der andere. Aber so geht's nun einmal. In den kleinsten Dingen, wo wir's kaum mehr merken, steckt ein Stück alt hergebrachten Unsinns oder auch Sklaverei. Das läßt sich nicht so schnell ändern, aber gut mag's sein, wenn man einstweilen darüber nachdenkt. Wir müssen uns ja überhaupt vor der Hand meist damit begnügen, uns das Rechte auszudenken, und wenn Alle das Rechte ausgedacht haben, dann wird's auch bald da sein.

Also: das Natürlichste wäre, daß Jeder den Andern mit du anredet; sagt man ja auch zu dem Vater unserer

Aller, zu Gott, ganz einfach du. Die Menschen aber, die sperren sich gar gern von einander ab, und sei's auch nur mit Redensarten. Bei den alten Völkern, bei den Juden, Griechen und Römern sagte Alles du zu einander. Heutigen Tages aber würden Viele glauben, alle menschliche Ordnung müßte über den Haufen fallen, wenn das bei uns so wäre; und doch ist es nur Gewohnheit, rein weiter nichts.

Bei uns Deutschen ist das Du noch am häufigsten. Engländer und Franzosen gebrauchen es nur äußerst selten. In Spanien sagen alle Granden d. h. Adelige, frischweg du zu einander, gerade, wie jeder regierende Fürst einen andern Fürsten als Vetter anredet; sie sind aber auch meist verwandt mit einander.

In Deutschland haben wir eine besondere Feierlichkeit, wenn zwei Menschen anfangen, sich zu duzen; sie ist hauptsächlich auf Universitäten gebräuchlich. Da stoßen zwei Jünglinge, die Brüderschaft schließen, ihre Gläser gegenseitig an, kreuzen die Arme, trinken so die Gläser aus bis auf den Grund, küssen sich und sagen fortan du.

Das steht im Allgemeinen fest: Jeder hat das Recht, so zu erwiedern, wie er angeredet wird. Wie du mir, so ich dir, tritt vor Allem hiebei in Kraft. Wer mit du angesprochen wird, erwiedert mit du. Das ist recht und billig. — Man sage nicht, das sei eine kleine unbedeutende Sache. Nein, so geringfügig die Sache auch sei, Jeder muß in allen Dingen das Recht behaupten, das ihm zusteht. Und es giebt ein Gefühl der Gleichheit, ein Gefühl seiner Menschenwürde, wenn einer vom Andern so angeredet werden muß, wie er erwiedert. Wer sich nicht als Knecht verdungen hat, so daß er sich von seinem

Herrn was gefallen lassen will, der halte auch hierin streng auf sein Recht. Das ist auch eine Zierde des öffentlichen Gerichtsverfahrens, daß der Richter den Angeklagten manierlich anredet. Man hat selbst bei dem Verbrecher kein Recht, ihn noch eine weitere Strafe — durch die barsche Anrede — treffen zu lassen, sondern nur die Strafe, die im Gesetze steht.

Es ist allerdings ein Vorzug von uns Deutschen, daß das Du bei uns noch gebräuchlicher ist, es ist herzlicher, inniger; da es aber nicht allgemein ist, so dient es wieder nur dazu, um unrechtmäßige Unterschiede zu machen. Eine weniger herzliche Anredeweise, die aber bei Hoch und Nieder gleich ist, wäre besser. Man redet oft den Einen mit Sie und den Andern frischweg mit du an, weil der Eine einen guten und der Andere einen schlechten Rock an hat. Ist das nicht schmählich? In Frankreich, wo das Du nicht gebräuchlich ist, werden alle Soldaten von den Offizieren mit Sie angeredet. Haben darum die französischen Soldaten weniger Gehorsam, oder wie man's nennt: Subordination? — Und warum soll ein Bürger als Soldat anders angesprochen werden als sonst im Leben? Ich weiß wohl, es giebt viele Untergebene, die es wünschen, mit dem traulichen Du angerufen zu werden. Gegen den freien Willen läßt sich nichts sagen, aber ohne daß er ausgesprochen ist, darf man ihn nicht voraussetzen.

Dagegen giebt es auch Menschen, die überaus höflich sind, wo es gar nicht hingehört. Es kommt ein Mann etwas zu spät in die Kirche und er fragt seinen Nachbar: „Welches Lied wird gesungen?" „Sie sind ein Mensch," ist die Antwort. Der Verspätete blättert hin und her, und kann das Lied nicht finden. Der Nachbar nimmt

ihm nun das Gesangbuch aus der Hand und sagt: „Unter dem D müssen Sie suchen.“ Er zeigt ihm nun das Lied und es heißt: „Du bist ein Mensch“ u. s. w.

Man gebraucht sehr häufig andere Redeweisen als Du, um einen Zaun um sich zu ziehen, damit der Andere einem nicht zu nahe komme, sowohl im Beweisen von Zutraulichkeiten, als auch in heftigen feindseligen Auftritten. Man kann in der Regel nicht so grob, so heftig auf einen losfahren, wenn man Ihr oder Sie zu ihm sagt. Das setzt noch meist eine Scheidewand fest.

Das „Ihr“ ist selten mehr gebräuchlich, außer auf Dörfern und in Stadtfamilien, die noch an alter Sitte hängen. Es ist lächerlich, daß man einen einzigen Menschen anredet, als ob er ein ganzes Dutzend wäre. Man sagt vielleicht gerne Ihr zu dicken Menschen, weil man mehre daraus machen könnte; oder auch zu solchen älteren Leuten, die schon vielerlei durchgemacht und verschiedene Personen vorgestellt haben; sei es, daß sie sich in manchen Stellungen als gut bewährt haben, oder auch als schlimm. Es giebt in der That Menschen, die schon ein dutzenderlei Personen gewesen, freisinnig und knechtisch, sittlich und liederlich u. s. w., da kann man gut Ihr sagen.

Dagegen wird es auch noch meist als Zeichen der Hochachtung gebraucht, und in vielen Dörfern sagen sogar die Kinder zu Vater und Mutter — Ihr, und in manchen Städten — Sie. Bei den Franzosen und Engländern sagt Alles Ihr zu einander, denn Wu und Ju (vous und you) heißt ihr. Wir Deutschen übersetzen es blos mit Sie.

Wenn einmal eine ehrerbietige Redensart gebraucht werden soll, so wäre das Ihr viel gescheiter als das abgeschmackte Sie. Da redet man einen einzigen Menschen

an, als ob es viele wären, die gar nicht zugegen sind. Ist das nicht die Krone aller Lächerlichkeit?

Wir Deutschen haben aber noch eine schöne Redensart, die kein anderes gebildetes Volk hat; ich meine das Er. Da will der sogenannte Höherstehende den niederer Gestellten nicht einmal mit einem Worte berühren, er will sich gar nicht mit ihm abgeben, er spricht zu ihm wie durch einen Dritten, und das nennen viele Leute Bildung.

Der Kindesmord.

Eine traurige Geschichte.

Es sitzen drei Freunde in stiller Nacht bei der hell brennenden Lampe. Draußen wirbelt der Schnee, aber in den Herzen der Männer lodert ein stilles Feuer.

Sie haben vom Vaterlande gesprochen, von seinen Schmerzen und Hoffnungen; die Gläser stehen unberührt vor ihnen, auf ihren Angesichtern liegt der Gram und stumm sitzen sie einander gegenüber...

„Wißt Ihr was?" sagte der Jüngste, der es liebte, von tiefer Betrübniß in Scherz über zu springen. „Wißt Ihr was? Wir wollen uns dran machen, eine Preisfrage zu beantworten. Der Verein gegen Thierquälerei hat die Preisaufgabe gestellt: ein Mittel zu finden, wodurch man die Hunde von gewissen Thieren, Flöhe genannt, befreien könne, ohne die Flöhe ihres Rechtes zu existiren, zu berauben, d. h. ohne sie zu tödten? — Was meint Ihr dazu? Ich schlage einen Verein zur Auswanderung der Flöhe vor: man fängt sie alle, bindet sie in

einen Sack, und es ist nur noch die Frage: ob wir sie nach den Donaumündungen, oder nach Amerika schicken, um dort eine Kolonie anzulegen."

„An diesen Vereinen gegen Thierquälerei," sagte der Andere, ein Mann mit grau gemischtem Barte, „da haben wir wieder ein Beispiel, wie die Niederträchtigkeit und Heuchelei so vieler Menschen es wagt, sich und Anderen was vorzugaukeln, sich den Schein des Guten beizulegen. Menschen, die sich demüthig bücken, wenn die Rechte des Volkes zertreten werden, weiche Butterseelen, die vor jedem Sonnenblick hoher Gnade zerfließen möchten, die die Achsel zucken über Jeden, der durch Wort und That für das einsteht, was er für Recht hält — solche Menschen laufen einem Wagen nach, worauf Schlachtkälber liegen, und erforschen genau, ob die Kälber auch menschenfreundlich gebunden sind; ja, sie rufen am Ende die hohe Polizei, die Beschützerin aller Menschenfreundlichkeit und Güte, zu Hülfe! Was sollen uns jetzt die Thierquälervereine? Ein wohlerzogener, freier Mensch wird nichts bedrücken, was ihm untergeben ist; er wird einsehen, daß jedes Wesen auf der Welt sein Recht hat, das man ihm nicht durch Gewalt verkümmern darf; er wird also auch kein Thier muthwillig quälen und bedrücken. — Aber das ist es eben. Man spielt den Menschen eine Kinderrassel in die Hand, um sie vergessen zu machen, daß sie noch 'was Anderes zu fordern das Recht haben."

„Ich wüßte auch noch so ein Anderes," sagte der Dritte, der ein Arzt war. „Die ganze heutige gebildete Welt stützt sich auf einen geregelten Menschenmord."

„Meinst du die Todesstrafe?"

„Nein, oder doch, man wird bei der Geburt zum

Tode verurtheilt. Ihr wißt, ich bin hier seit fünf Jahren an der Gebäranstalt angestellt. Tausende von unglücklichen Geschöpfen sehen hier der schweren Stunde entgegen, da sie einem neuen armseligen Wesen das Leben geben. Die meisten Mütter werden dann als Säugammen in die Häuser der Reichen gezogen; sie geben ihr eigenes Kind einer sogenannten Ziehfrau, und bezahlen wöchentlich einige Groschen dafür. Es sind verwilderte und leichtsinnige Geschöpfe unter den Müttern, denen es lieb ist, wenn ihr Kind bald stirbt; denn von zehn sogenannten Ziehkindern stirbt die Hälfte in den ersten vier Wochen."

„Ist das wahr?"

„Ich habe vielleicht noch die geringste Zahl angenommen. Die Ziehmütter, meist alte, hartherzige Frauen, haben oft fünf, sechs und mehr solcher Kinder in Verwahrung. In der ersten Zeit kochen sie ihnen wohl besonders, dann aber müssen sie mitessen, was der ärmliche Tisch bringt. Der junge Magen kann das nicht annehmen und verdauen, die Kinder schreien und schreien erbärmlich, sie nehmen nichts mehr zu sich, zehren ab zum Gerippe und nach wenigen Tagen sind sie — Hungers gestorben."

„Entsetzlich!"

„In einer nordischen Hauptstadt, wo reich begabte Anstalten zur Bekehrung der Hottentotten sind, wo die zarten Frauen gar fleißig Hosen stricken, um die schamlosen Wilden zu bekleiden — in dieser Stadt war vor wenigen Jahren eine peinliche Untersuchung gegen einen alten Unteroffizier, der mit seiner Frau ein ähnliches Geschäft betrieb. Der gute Schnurrbart kommandirte die Kinder, wenn sie schrien, ganz ordonanzmäßig; die

unverständigen Rekruten hatten aber keinen Appell, und er machte sich selber zum Kriegsgericht und diktirte eine Prügelsuppe, dann machte er sich selber zum Korporal und prügelte die Kinder, bis sie still waren. Sie waren bald ganz still. Der gute Schnurrbart hatte nicht mehr gethan, als was täglich geschieht; er hatte die Kinder getödtet, statt daß man sie sterben macht. Wozu sollen auch die gemeinen Racker leben? Etwa um den Vornehmen zwischen die Füße zu rennen, wenn sie spazieren gehen wollen?"

„Du bist fürchterlich mit deinem kalten Spott," bemerkte der Jüngere dem Arzt, „du bist stumpf geworden gegen dieses himmelschreiende Elend."

„Ich berichte nur, was geschehen ist und geschieht. Ich könnte dir aber eine Geschichte erzählen, die den ganzen Jammer und die Rache eines verirrten geraden Gemüthes darstellt. Habt ihr Muth, sie zu hören?"

„Muth? Erzähle! Erzähle! Nichts darf zu grausenhaft sein, wenn es die Wahrheit zu Tage fördert."

„Nun wohlan. Es sind jetzt drei Jahre her, es war eine Nacht wie heute, ein Schneegestöber, das fast den Athem benahm; man konnte sich kaum in den gasbeleuchteten Straßen der Stadt zurecht finden. Ich war zu dem reichen Kaufmann F—r geladen. Der Mann lebte glücklich, was man so nennt. Er hatte eine jener Parthie-Heirathen geschlossen, die sich in Stadt und Land tausendfältig finden, und die einst eine Frau zu der Aeußerung brachte: „wenn du nicht mein Mann wärest, gingest du mich ja gar nichts an." Kurzum, der Mann war glücklich, und jetzt doppelt, denn seine Frau trug eine frohe Hoffnung unter dem Herzen. Als ich in den

runden Saal trat, wurde eben der Thee herum gereicht. Es waren nur die beiderseitigen Schwiegereltern und eine Schwester der Frau zugegen. Die ganze Zimmerreihe des Hauses war geöffnet, geheizt und erleuchtet. Die junge Frau sollte sich Bewegung machen, und sie ging nun ab und zu durch die Zimmer. Man hörte keinen Tritt auf den weichen doppelten Fußteppichen. Ich setzte mich zur Gesellschaft. Die Mütter nähten an Kinderzeug von weichem Linnen, die Schwester häckelte eine Decke von geschmeidiger Wolle; in der Ecke stand eine Wiege, von grünseidenem Vorhange überdeckt. So oft die Frau, den Befehlen der Mutter gemäß, sich in den anstoßenden Zimmern bewegte, sprach man von der schweren Stunde, welcher Alle mit Bangen und Entzücken entgegen harrten. Sinn und Herz Aller war damit beschäftigt, den kleinen Weltbürger weich und warm zu betten. Ich wurde besonders beordert, für eine gute und gesunde Amme zu sorgen. Die Schwester, eine kluge und edle junge Frau von starkem Geiste, wenn auch von schwächlichem Körper, sagte: „Ich konnte mich nie dazu entschließen, eine Amme zu nehmen. Ich hätte gewünscht, daß Adele es auch nicht thäte. Es empört mich immer, wenn ich sehe, wie man diese Ammen hätschelt und verdirbt: sie werden wie Königinnen behandelt, dürfen nichts Unangenehmes erfahren und müssen immer das Beste haben, und was soll später aus ihnen werden? Und welchen Einfluß muß das auf die anderen weiblichen Dienstboten haben? Sie, die sich von Vergehen rein halten, müssen den Gefallenen und Leichtsinnigen unterthänig sein, müssen allen ihren Launen und Anmaßungen nachgeben. Das ist sittenverderbend und empörend." Die Frau wurde etwas barsch von der Mutter

zurecht gewiesen und eine Schwärmerin genannt. Ich hatte noch das Vorurtheil des Mannes zu widerlegen, der den allgemeinen Irrthum vorbrachte: Eine Frau bleibe länger schön, wenn sie ihre Kinder nicht selbst säuge. Ich zeigte ihm das Falsche und Naturwidrige dieser Ansicht.

Die junge Frau war hinzugetreten und, um sie nicht aufzuregen, mußte von anderen Dingen gesprochen werden. Man sang, man erzählte lustige Geschichten, um sie heiter zu machen. Das schöne junge Weib, das still dasaß, sein selbst vergessen und nur der Zukunft gedenkend, glich einer Heiligen. Denn eine Frau, die ein zweites Leben unter dem Herzen trägt, ist eine Heilige; selbst die Rohesten und Wildesten begegnen ihr mit Ehrfurcht.

Ich schied spät in der Nacht aus dem Hause. Auf der teppichbelegten Treppe dachte ich, wie glücklich dieses kommende Geschöpf sei; wie viel liebende Arme, wie viel freudig glänzende Augen sich ihm zuneigen. Auf der Straße warf mich das Schneegestöber fast nieder, denn ich war so in Gedanken dahin gegangen. Mit Schnee und Wind kämpfend war ich endlich an meiner Wohnung in der Gebäranstalt angekommen. Als ich die steinernen Stufen hinansteigen will, da erhebt sich Etwas mir zu Füßen. Mir stehen alle Haare zu Berge. „Was ist da?" rufe ich. „Ach Gott!" erwiedert es, „um Gotteswillen erbarmen Sie sich meiner." „Wer sind Sie?" „Elend! Elend!" erwiedert es mit kläglicher Stimme. „Ich muß sterben, ich und mein Kind." — „Ich sehe nun beim Scheine der Lampe ein Mädchen, dessen Haupt mit einem großen, rothen Tuche umwunden ist; sie wischt sich den Schnee aus dem Gesichte. Ich klingle schnell. Die Arme umfaßt meine Kniee und ruft schluchzend: „Ach Gott! wir

sollen nicht sterben. Ich komme heute sechs Stunden her von G . . . Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Sie haben mit Fingern auf mich gedeutet. Hier im Wirthshause haben sie mich ausgelacht und wollten mir keine Herberge geben; ein roher Bursche wollte mich mißhandeln, und ich ging fort. Ich habe nicht mehr gewagt, an einem andern Wirthshause anzuklopfen, und da habe ich hier gewartet, bis unser Herr Gott einen guten Menschen schickt."

So sprach das Mädchen unter Weinen und vom Froste geschüttelt, bis endlich der Hausmeister öffnete, Ich ließ eine Wärterin wecken, die Fremde in's Bett bringen, verordnete Alles, und nach einer Stunde lag sie in festem Schlaf, nur bisweilen zuckte ihr Körper krampfhaft auf.

Ich konnte lange nicht einschlafen. Mich quälte ein Gedanke, den ich nicht zu fassen vermochte: Was hegte wohl der Weltgeist in sich, Er, der mit einem einzigen Blicke die in Wohlleben und Liebe eingehüllte Mutter dort, und die auf den schneebedeckten Stufen Hingestreckte hier — mit Einem Blicke überschaute? . . . . Ich konnte den Ausweg nicht finden und beruhigte mich endlich in dem zuversichtlichen Glauben, daß der scheinbaren Verwirrung eine tiefe Ordnung zum Grund liegt, die sich erst herausarbeiten muß; daß der höhere Geist, der Alles regiert, seine verborgenen Wege wandelt.

Ich sollte schaudernd das Ziel sehen.

Am andern Morgen fand ich die Fremde gekräftigt und fast ganz hergestellt. Auch mich hatte jene Weichmüthigkeit verlassen, die mich gestern Abend so beklommen gemacht. Ich trat zu der Fremden in das Zimmer. Ich

wußte schon im Voraus, welche klägliche Geschichte, mit Seufzern eingefaßt, ich hören würde. Ich bin schon zu oft betrogen und getäuscht worden, um nicht streng auf der Hut zu sein. Das ist der Jammer, daß Lüge und Betrug uns oft gegen die Wahrheit verschlossen und blind machen. Und doch sollte es Grundsatz aller Menschenfreunde sein: lieber gegen zehn Unwürdige edelmüthig zu handeln, als einem einzigen Braven die verdiente Liebe und Güte zu entziehen. Dem ist aber nicht so, und es ist nur gut, daß wir oft minder klug sind, als wir sein möchten; daß das unverdorbene Herz mit den weisen Mahnungen des Kopfes oft davon läuft.

Ich traf die Fremde heiter und wohlgemuth, sie dankte mir mit aufrichtigen Worten. Sie war — nach ihrer Aussage — die Tochter eines begüterten Bauern, der durch schlechte Wirthschaft und öftern Wechsel des Wohnorts in Armuth versunken war. Sie hatte noch bessere Tage im elterlichen Hause gesehen. Vater und Mutter sind todt und das Mädchen — sie hieß Christiane — diente seit drei Jahren als Magd bei dem Postmeister zu G... Hier gerieth sie zu Fall mit einem Knechte. Sie weinte bitterlich als sie dieß sprach, dann aber trocknete sie ihre Thränen und ihr Auge glänzte hell, als sie von ihrem Bräutigam (so nannte sie ihn stets) erzählte. Sie schilderte ihn als einen kernbraven und arbeitsamen Menschen, sie konnte seines Lobes nicht satt werden. Er wollte sie heirathen, aber da sie beide ganz ohne Vermögen waren und nichts als arbeitsame Hände hatten, erhielten sie nirgends die Bürgerannahme. Sie sprach von den Nächten, die sie einsam durchgeweint, und wie ihre Mutter im Grabe keine Ruhe finden könne, weil ihre Tochter vom

Wege des Rechten abgegangen sei. Sie erzählte, wie ihr Bräutigam sich ein Leid anthun wollte, aus Kummer über das Vergehen. Dann aber sagte sie wieder: „Unser Herrgott will mich strafen für meine Sünden. Ich will gerne Alles über mich nehmen, wenn nur das arme, unschuldige Geschöpf uns erhalten wird. Ich will gerne arbeiten, bis mir das Blut unter den Nägeln hervor läuft, und ich und mein Bräutigam werden in einigen Jahren schon so viel verdienen, daß wir nach Amerika auswandern können."

Ich gestehe, diese Geschichte rührte mich wenig; ich habe deren schon so viele, halb aus Wahrheit, halb aus Lüge geschmiedet, erfahren. Als aber nach wenigen Tagen der Bräutigam eintraf, ein schmucker Bursch mit trotzigem Gesichte, der aber jetzt so zerknirscht war wie ein Verbrecher, als er mir mit zitternder Hand einige Groschen geben wollte, und in der Furcht vor Beleidigung sagte, ich könne dafür Christianen einige schmackhaftere Suppen kochen lassen; da gewann ich eine bessere Ansicht von dem Verhältniß dieser beiden Leute. Der Bursche gefiel mir besonders wohl. Es war einer jener Menschen, die nicht zu danken gewohnt sind, denen die demüthigen Worte schwer vom Munde gehen, weil sie lieber nur das empfangen, was sie mit Recht fordern können. Ich gestehe, ich liebe solche Naturen. Es ist so viel Bettelhaftigkeit und Kriecherei in der Welt, daß es mir wohl thut, selbständigere Naturen zu sehen, die eine Freundlichkeit und Güte frei hinnehmen, wie wenn sie sagen wollten: Wenn ich in den Fall komme, Dir was zu erzeigen, soll's gerade so gern geschehen.

Am zehnten Tage nach ihrer Ankunft genas Christiane

eines kräftigen Knaben. Die Freude, die sie beim Anblicke des Kindes hatte, ist unbeschreiblich. In dieser Minute wich alle Trauer und alles Ungemach von ihr: sie war ganz eine glückliche Mutter. Und als sie sagte, das Kind sei dem Vater wie aus dem Gesichte geschnitten, da war ihr Angesicht strahlend von Glanz übergossen.

Acht Tage später gebar die Frau des Kaufmanns F—r gleichfalls einen Sohn. Ich schlug nun Christianen vor, dort als Amme einzutreten, da sie ein schön Stück Geld verdienen würde. Sie sah mich mit aufgerissenen Augen an, drückte ihr Kind an sich, und große Thränen standen ihr in den Augen. Sie holte schnell Athem und konnte nicht sprechen, endlich sagte sie: „Ich kann nichts darüber sagen, mein Bräutigam kommt heute zur Taufe." Das Kind wurde getauft, ich sollte zu Gevatter stehen, hatte aber keine Zeit, und aufrichtig gestanden, auch keine rechte Lust. Ich wäre Allerwelts-Gevatter, wenn ich alle Anerbietungen annehmen wollte. Zum Danke für mich erhielt indeß der Knabe meinen Namen: Anton. Der Bräutigam wollte das Kind mit auf ein Dorf nehmen, um es dort zu versorgen, ich rieth ihm auch dazu; aber Christiane machte zur Bedingung, daß, wenn sie als Amme eintrete, ihr Kind in ihrer Nähe bleiben müsse. Es ward einer bekannten Ziehfrau übergeben. Noch denselben Abend brachte ich Christiane in das Haus des F—r. Sie zuckte zusammen, als sie das fremde Kind an ihre Brust legen sollte. Das gab sich aber bald, und Christiane wohnte wie eine Fürstin in einem gleichmäßig durchheizten Gemache. Mit dem Kräftigsten und Nahrhaftesten wurde sie gesättigt und getränkt, Alles war ihr zu Diensten und das Kind des F—r (es erhielt den Namen Hermann)

gedieh von Stunde zu Stunde. Christiane sah jetzt ganz hellfarbig und zart aus, sie sang und scherzte den ganzen Tag und hatte nicht Liebkosungen genug für das Kind. Wir mußten oft über ihre Ausgelassenheit lachen. Es ist wunderlich, wie erfinderisch die Leidenschaft in Liebes- wie in Scheltworten ist. Da ist nichts zu widersinnig, was man nicht vorbringt. Wenn Christiane sich in Liebesworten gegen Hermann erschöpft zu haben schien, fand sie immer noch Neues und sie sagte, die Zähne übereinander beißend: „O du . . . du . . . goldene Linsensupp, du... du... zuckrige Ofengabel u. dgl.“ — Glaubet nicht, Christiane wollte den Schmerzensschrei in ihrem Innern übertäuben; es ist ein geheimer Zug der Natur, daß die Amme das Kind wahrhaft lieb gewinnt. Mir wurde Lobspruch und Dank für die Beischaffung der guten Amme. Ich erhielt den Dank eines Sklavenhändlers. —

Der Winter schlug schnell in den Frühling um. Christiane durfte mit dem Kinde in der Mittagsstunde nach dem sonnigen Paradeplatz gehen. Der Kaufmann F—r hatte ihr einen neuen, schönen Anzug von ihrer Bauerntracht fertigen lassen. Christiane wäre lieber in Stadtkleidern, in fremder Hülle ausgegangen; aber man liebt es, der Welt zu zeigen, daß man eine kräftige Amme vom Lande habe, und so mußte sie die schönen Kleider anlegen. Sie trug das Kind, das in weiche, seidene Kissen eingehüllt und mit einer leichten Decke zugedeckt war, und hielt behutsam noch einen Sonnenschirm, um die allzu eindringlichen Sonnenstrahlen abzuhalten. Die junge Frau sah zum Fenster hinaus. Ich begegnete Christianen, als sie eben auf die Straße trat. Sie sah

sich scheu um und sagte mir: sie käme sich wie verkauft und ausgewechselt vor, als ob sie eine fremde Person wäre, es sei ihr so bang zu Muthe; sie solle auf dem Paradeplatze den von der Börse heimkehrenden Vater mit dem Kinde im Freien überraschen.

Auf dem Paradeplatze waren noch mehre Genossinnen, meist leichtsinnige Geschöpfe, die dem aufziehenden Militär mehr Aufmerksamkeit widmeten, als den Kindern auf ihren Armen. Christiane wurde nun gefragt, ob ihr Prinz schon Adje gesagt habe. Eine fieberhafte Angst überfiel sie jetzt. Sie hatte ihr Kind erst Einmal gesehen, seitdem sie es verlassen. Am Tage, als der reiche Taufschmaus gefeiert wurde, brachte es die alte Ziehfrau und erhielt reiche Geschenke an Essen und Trinken. Christiane war damals ihrem Kinde gegenüber fast ganz fremd; ein sonderbares Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt, ihr Herz war wie verlarvt. Jetzt überrieselte sie ein eiskalter Schauer. Sie rannte durch feuchte, enge Straßen, hin zu ihrem Kinde. Sie fand es schreiend, allein in der Kammer, eine halb geschälte gesottene Kartoffel lag auf seinem Bettchen; es war abgemagert und sah gelblich aus. Als sie jetzt den kleinen Hermann ansah, da (so erzählte die Ziehfrau) war es, wie wenn sie ihn mit ihren Blicken tödten wollte. In diesem Blicke lag: Sieh, dort ist der Räuber, der dir deine Mutter, deine Nahrung, dein Leben raubt. Sie sank an der Wiege nieder und schluchzte laut; die beiden Kinder schrieen mit. Dann erhob sie sich wieder, faßte ihr Kind, herzte und küßte es; sie reichte ihm die Brust, aber es trank nicht; sie hob es scherzend über dem Kopfe empor, und es schlug ihr wie spielend in's Gesicht. Sie zankte nun mit der Ziehfrau, und schnell übermannte sie

wieder die Angst, sie mußte nach Hause — und fort eilte sie mit dem weich eingehüllten Hermann. Zu Hause mußte sie einen tüchtigen Zank aushalten, so weit man eben gehen wollte, um dem Säugling nicht dadurch zu schaden. Alles war in höchster Bestürzung gewesen. Der Vater war von der Börse nach Hause gekommen, man hatte das Kind nirgends gefunden. Christiane wollte nicht sagen, wo sie gewesen war und gab vor, sie habe sich verirrt gehabt. Es ward nun beschlossen, sie dürfe nie mehr allein ausgehen. Der kleine Hermann schrie und winselte den ganzen Tag. Ohne meinen Willen ward ich der Verräther, wo Christiane gewesen war. Die Erschütterung, die sie erfahren, hatte ihre Wirkung auf den Säugling geäußert. Man sprach davon, Christiane plötzlich aus dem Hause zu jagen; ich vermittelte und versprach, ein wachsames Auge auf ihr Kind zu haben. Ich hatte solches bereits; aber was kann das hier helfen?

Christiane war wieder ruhig und heiter wie zuvor. Am dritten Abende nach diesem Vorfalle war F—r mit seiner Gattin bei den Eltern. Alles im Hause war ruhig. Christiane sang eines jener wehmüthigen Volkslieder, an denen wir Deutschen am reichsten sind. In dem Nebenzimmer arbeitete das Kammermädchen. Plötzlich eilte Christiane an's Fenster und riß es hastig auf. Das Kammermädchen fragte durch die Thüre, was sie mache, sie solle schnell schließen, es käme ja Abendluft herein. Christiane erwiederte: ob sie nichts gehört habe, es sei ihr immer, wie wenn Jemand unten auf der Straße ihren Namen rufe. Das Kammermädchen sagte: es höre nichts, das sei Einbildung. — Aber Christianen ließ es nicht ruhen; sie sprang

im Zimmer umher, wie ein Wild im Käfig. Sie blieb stehen und horchte nach dem Fenster; Alles war still, und doch hörte sie jetzt wieder etwas. Sie öffnete die Thüre und ging hinaus. Draußen zog sie die Schuhe aus, und schlich leise die Treppe hinab. Die Hausthüre war verschlossen. Christiane öffnete ein Fenster auf dem Flur und wollte hinaus, es war vergittert. Sie schlich nach dem Bedientenzimmer, es war glücklicherweise leer, das Fenster unvergittert, und schnell war sie auf der Straße. Kaum daß ihre Füße den Boden berührten, jagte sie dahin, durch die Straßen. Der Nachtwächter, an dem sie vorbeihuschte, erschrack heftig; unhörbar war sie gekommen und verschwunden. Fort eilte sie und gelangte endlich zu dem Hause, wo ihr Kind war. Das Haus war offen, die Frau war so eben zu einer Nachbarin gegangen. Christiane fand ihr Kind ruhig im Bette, es schrie nicht mehr, es stöhnte nur. Der Mond stand hell am Himmel und sah auf die Mutter nieder, die thränenlos sich über ihr Kind beugte. Die Ziehfrau kam herbei mit Licht. Christiane stieß einen Schrei aus, der durch Mark und Bein schütterte, als sie ihr Kind sah; sie raufte sich die Haare, dann aber ward sie ruhig, legte das Kind an ihre Brust und o Seligkeit! es schlug die Augen auf, langte mit dem Händchen nach dem Munde der Mutter und trank. Behutsam legte sie es nieder und küßte die Decke, unter der es schlief, wenigstens die Augen geschlossen hatte.

Ich war auf meinem Rundgange eben an das Haus gekommen, und als ich drinnen laut sprechen hörte, trat ich ein. Christiane eilte mir entgegen und rief jubelnd: „Mein Kind lebt! Mein Kind lebt!“ — Ich aber sah den

Tod, der jede Minute diese Augen auf ewig schließen konnte. Ich wollte Christianen bewegen, nach Hause zu gehen, sie aber war stolz oder in Gedanken verloren und hörte kaum auf mich. Sie sang ein Wiegenlied und wiegte das Kind fort und fort. Ich fühlte nach dem Pulse, er stand still . . . Sie wiegte ein todtes Kind. Ich suchte nun mit Gewalt Christianen zum Heimgehen zu bewegen, ich hoffte, es ihr noch zu verbergen; sie aber faßte nochmals nach ihrem Kinde und ich sah, wie eine Ohnmacht ihr durch den Körper rieselte; sie sank lautlos auf die Wiege nieder. Als wir sie wieder zum Leben gebracht hatten, lächelte sie und sagte: „Ja, es hat Adje gesagt, mein Antonchen, aber es hat doch von mir getrunken, ja, ja.“ So wendete sie hin und her und schüttelte mit dem Kopfe, wie wenn sie nach allen Seiten hin grüßen wolle. Ich hatte noch viel zu thun und befahl, daß Christiane hier bleibe, ich würde sie abholen. So durfte sie nicht in's Haus des F—r zurück. Christiane ließ mich ruhig gehen, als ich aber fort war, überredete sie die Ziehfrau, daß sie sie begleite. Still wie ein Lamm ging sie dahin auf der Straße.

Als sie am Hause F—r's ankam, fuhr eben der Wagen durch das Hofthor. Christiane sagte: „Laß mich jetzt hinein!“ Und husch war sie davon. Sie schlich leise in die Kinderstube, riß den kleinen Hermann aus dem Schlafe, küßte und herzte ihn und sang ihm vor:

Schlaf mein Kindechen schlaf,
Dein Vater hüt't die Schaf',
Dein' Mutter —

Da öffnete sich die Thüre, die Mutter trat herein. „Was macht denn mein Kind?“ fragte sie.

„Dein Kind!“ rief Christiane wildrasend. „Weg, weg, dein Kind, mein Kind, ja, dein Kind, der Mörder meines Kindes!“ Sie stierte wild vor sich hin. „Mörder, Mörder!“ schrie sie, und warf das Kind auf den Boden. Es stöhnte nur noch Einmal auf, es war todt.

Ich trat eben in das Zimmer. Das Kind lag mit zerschmettertem Kopfe am Boden, die Mutter neben ihm ohnmächtig; Christiane lief singend in der Stube umher. Ich war erstarrt.

Noch dieselbe Nacht wurde Christiane in das Irrenhaus gebracht, es war ihr, wie man sagt, die Milch in den Kopf gestiegen. Nach vielen Wochen grausenhafter Raserei ist sie gestorben.

Die Ehe F—r's ist kinderlos geblieben; er ist von hier weggezogen.

* * *

So erzählte der Arzt.

Entsetzlich! riefen die beiden Freunde nach einer Pause, und der jüngere fuhr fort: „Das ist eine schreckliche Rache an einem Einzelnen für die Schuld von Tausenden. Es ist jämmerlich, wie wir mitten unter den schmählichsten Zuständen uns ein Glück zusammenleimen, so elend. — Hier muß geholfen werden.“

„Christiane,“ schloß der Arzt, „war die letzte Amme, die ich besorgte. Ich habe durch meine Ansichten die Hälfte meiner Kunden verloren. Vor Allem muß dadurch geholfen werden, daß man die Mädchen gesünder erzieht,

damit sie Mütter im wahren Sinne des Wortes sein können. Mögen sie auch weniger das Klavier zu klimpern verstehen, wir brauchen vor Allem gesunde Menschen. Wo man aber nothgedrungen eine Amme nehmen muß, müßten sich die Eltern verbinden, über das Leben des Ammenkindes durch tägliche Fürsorge zu wachen, oder besser, das Ammenkind gleichfalls ins Haus nehmen. Ein Verein von Männern und Frauen, der sich hiezu verbände, wäre nicht außer der Zeit."

„Gewiß, auf diesem Wege muß die Heilung versucht werden," sagte der Graubart. „Es hat wol seine Schwierigkeiten. Vorerst ist nöthig, der Welt zu zeigen, wie sie unter Mord und Sünde und Schlechtigkeit lebt. Sieht man das ein, so ist die Abhülfe nicht fern, wo sie auch sei."

Wer will hier anfangen zu helfen?

Neuer deutscher Briefsteller.

Es sind dem Gevattersmann auf seine Aufforderung einige Briefe zugeschickt worden, um sie weiter zu geben, d. h. gedruckt. Er sagt dafür seinen schönen Dank, kann aber nicht mehr thun, so gern er auch möchte. Manche meinen, Spaß machen sei die Hauptsache. Gewiß, so aus dem Herzen lachen, das ist eine schöne Sache, und der Gevattersmann wünscht Jedem, daß er es recht oft können möge. Aber, wie gesagt, es soll's Jeder können, und nicht bloß Diejenigen, die da wissen, auf wen in ihrem Dorf oder in ihrer Stadt solch eine Geschichte

gemünzt ist. Ueberhaupt möchten gerne Manche Den und Jenen in den Kalender bringen. Der Gevattersmann ist nicht so zahm, daß er nur ins Allgemeine und Blaue hineinredet, daß Keiner sich getroffen glaubt. Nein, man muß, wenn's geht, Den und Jenen beim Schopf nehmen und ihn da drucken. Man spricht wol davon, man solle die Personen aus dem Spiel lassen und nur von dem reden, was geschieht, von den Thaten; aber von wem geschehen denn die Thaten? Das sind immer wieder Menschen mit zwei Beinen, und darum kann man sie nicht aus dem Spiel lassen. Man darf sie aber nur so viel herbeiziehen, als zur Sache nöthig ist, und nicht mehr. Da ist aber ein Zetermordjo, wenn man nur irgend einen anfassen will, der zu einer gewissen Klasse gehört, die zusammen gewachsen ist wie ein Rattenkönig. Und wenn's der Kleinste ist, er findet Beschützer genug, und man wird gehudelt und gesudelt von oben herab, und muß noch froh sein, wenn's erlaubt wird, daß man eine Antwort geben darf. Der Gevattersmann kann ein Stückchen davon erzählen. *

Sonderbar ist, daß Manche dem Gevattersmann Klagen über Ungerechtigkeiten in dem Gemeindehaushalt u. dgl. eingeschickt haben, und doch dabei ihren eigenen Namen verschwiegen haben. Was soll man damit machen? Darf man etwas weiter verbreiten, ohne dafür einen Bürgen zu haben, ohne von der Wahrheit überzeugt zu sein?

* Aus vielen Quälereien von damals sei nur erinnert, daß z. B. wegen der Geschichte Seite 297 in Regierungsblättern viel Aufhebens gemacht wurde, daß es aber nicht gestattet war, in denselben Blättern darauf zu erwiedern.

(Anm. vom Jahre 1855.)

Die größten Feinde der Freiheit und Wahrheit sind diejenigen, die das edelste Werkzeug derselben, die Presse, dadurch entwürdigen und verunreinigen, daß sie etwas damit verbreiten, von dessen Wahrheit sie nicht vollkommen überzeugt sind, oder verläßige Bürgen dafür haben. Wer anders verfährt, und gibt er sich auch noch so sehr den Anschein, für die Freiheit wirken zu wollen, handelt schlecht; denn er untergräbt das Vertrauen in das öffentliche Wort.

Darum wird der Gevattersmann nie von etwas Gebrauch machen, was ihm ohne Namen anvertraut wurde.

Der brave Volksschullehrer, der die Noth seines Standes klagte, möge bedenken, daß er sich durchaus in allgemeinen Klagen und Ausrufungen gehalten hat. Damit macht man heutigen Tages den Menschen ihre Ungerechtigkeit nicht mehr anschaulich; man muß ihnen zeigen, wie's im Leben steht, muß ihnen etwas Bestimmtes vorlegen; dann können sie nicht mehr sagen: Das sind allgemeine Redensarten. Gewiß ist das Unrecht himmelschreiend, das man vieler Orten an den Volksschullehrern begeht, indem man immer höhere Anforderungen an sie stellt und sie dabei darben läßt, ja sogar ihnen Mittel und Wege abschneidet, ihre Noth und die mögliche Art der Abhülfe kund zu geben. Die neuen Staaten müssen immer mehr einsehen lernen, daß den Volksschullehrern die edelsten Güter der Völker zur Wahrung und Bildung anheim gegeben sind, daß sie es sind, die den Geist kräftigen sollen, damit der Geist regiere — daß ihre Stellung sonach die entsprechende sein muß. Das wird aber, wie gesagt, nur durch einfache Darstellung der

Dinge klar gemacht. Darum wäre es gut, wenn der brave Schulmeister oder ein Anderer, der sich dazu geeignet glaubt, bündig und klar sein Leben von seiner Kindheit an bis heute schilderte. Das wird Manchem die Augen öffnen. Das treffliche Buch „Leiden und Freuden eines Schulmeisters von Jeremias Gotthelf," das in Bern erschienen ist, könnte dabei als Muster dienen; nur müßte es kürzer sein. Der Gevattersmann wird's gerne abdrucken, wenn's ihm gestattet wird.

Schließlich muß noch bemerkt werden, daß leider dießmal kein Brief vom Vetter Andres kommt. Er hatte sich vorgenommen, über einen wichtigen Gegenstand zu schreiben, nämlich über die religiöse oder vielmehr unreligiöse Feindschaft zwischen uns Deutschen, die wieder aufzukommen droht. Wir Deutschen — meinte er — seien schon zerstückelt genug. Erst in der letzten Zeit haben wir wieder einsehen gelernt, daß wir fest zusammen halten müssen, wenn wir etwas sein wollen, sowohl für uns als für die Welt. Jeder solle seinen Ueberzeugungen gemäß leben, und was jetzt die Gemüther bewegt, dem kann nicht durch einen Zuruf Halt geboten werden. Immer aber sollen wir den Gedanken vor Augen haben, daß wir Alle Kinder Eines Gottes und Eines Vaterlandes sind, und einander friedlich halten. Sind ja nicht alle Kinder Einer Familie gleicher Sinnesart, und doch sollen und müssen sie sich lieben, wie es ihnen Gott befohlen und ins Herz geschrieben hat. — So wollte der Vetter Andres ausführlich darthun, es ist aber unterblieben, und jetzt kann einstweilen Jeder ausführlich darüber nachdenken.

Lesen wir nun, was der Bruder Berliner schreibt.

Brief eines schwäbischen Bäckergesellen aus Berlin.

Berlin, den 15. April 1845.

Wie wirst du aufschauen, lieber Bruder, wenn du da oben liesest: Berlin u. s. w. Ich seh' dich vor mir, wie du deine Pfeif' aus dem Mund thust, wie du ausspeist, an deinem Ermel den Mund abwischest, auf's Papier schlägst und sagst: Ist der Blitzkerl nach Berlin! Jetzt kommt er gewiß als ausgewechselter Silberjroschen wieder heim, und will einen halben Kreuzer mehr gelten als ein landläuffger Groschen. — Gelt, ich kenn' dich wie meine Hosentasche? Ich weiß wohl, daß du die Preußen und vorweg die Berliner nicht magst: Es ist lauter luftig Zeug, wie die Berliner Pfannkuchen. Nicht wahr, so denkst du? Und so hab' ich auch gedacht und hab' gerad so viel Grund dazu gehabt, wie du, nämlich — keinen. Ich hab' gemeint, das müßt' so sein, weil die Red' so geht. Denkst du noch an unsern Nachbar Jörg? Der hat immer gesagt: selber essen macht fett; und so sag' ich auch, selber einsehen macht gescheit. Aergert's dich nicht auch, wenn man sagt: die Schwaben seien dumm? Kommet nur zu uns, sagst du dann, wir wollen euch schon was aufzurathen geben. Ebenso können auch die Berliner sagen: Wenn ihr uns für Hungerleider und Windbeutel haltet, kommet nur zu uns, wir wollen euch schon beweisen, daß wir auch nicht von Luft leben, und daß wir das Herz auch am rechten Fleck haben. Nein, lieber Bruder, ich hab' hier so tüchtige Herzmenschen kennen gelernt, so kernig und so brav, wie nur irgendwo. Die Beamten und die Offiziere, die machen ja nicht das ganze Volk aus, und es gibt auch unter ihnen recht einfache, herzliche Menschen. Und ist denn ein Deutscher ein anderer, weil er unter

einer andern Regierung steht? Freilich sind die Menschen hier oben anders als bei uns, aber ich sag' immer: ländlich sittlich, und Deutsche sind sie, und im Grund sind sie doch wie wir, wenn's auch obenhin anders aussieht. Es grämt mich, wenn ich dran denke, daß wir Deutschen so schadenfroh gegen einander sind, und Einer dem Andern 'was aufmutzen möcht'. Freilich sind die Leute hier nicht so offenherzig wie bei uns, es gibt eben verschiedene Menschen; und wenn ich den Teig auch noch so gleich wiege und ihn noch so gleich forme, es kommt doch nicht ein Brod aus dem Backofen, das dem andern ganz gleich ist. Von Fulda an aufwärts trifffst du an den ärmlichsten Bauernhäusern Vorhänge an den Fenstern, wenn's auch nur ein Lumpen ist, damit man nicht 'neingucken kann; und die Blumen, die sie in Scherben haben, stehen nicht vor dem Fenster auf einem Brett, daß sich jeder daran erfreuen kann, sondern innen auf dem Sims. Und so ist's auch bei den Menschen. Dafür sind sie aber auch hier oben viel häuslicher und eingezogener als bei uns; die Leute leben viel mehr daheim bei ihrer Familie, liegen nicht so viel in den Wirthshäusern. Es ist wunderselten, daß ein Ehemann in ein Wirthshaus geht, oder sonst an einen Vergnügensort, allein ohne die Seinigen. In Norddeutschland sagt man zu einem Kinde: „sei artig!“ Bei uns daheim sagt man: „sei brav!“ Aber man meint doch da wie dort das Gleiche mit. Die Preußen sind viel höflicher, aber auch viel steifer als die Leut' bei uns. Ich mein', das Letzte kommt davon her, weil sie alle exerzirt sind. Eins verdrießt mich oft: der Unteroffiziers-Stolz, der Schnurrbarts-Hochmuth, oder wie soll ich's doch heißen? — der in Vielen steckt und sogar oft in den Besten, die ich gefunden hab'. Aber bedenk' nur,

daß hier Alles, von oben bis unten, Soldat ist, und daß die Preußen bis jetzt sich hauptsächlich als Soldaten hervorgethan haben und groß geworden sind. Ich hab' ein halb Jahr in Frankfurt am Main gearbeitet und hab' dort Leute gefunden, ganz arme Teufel, die darauf stolz sind und damit prahlen, daß der und der so und so viel Millionen Gulden hat. So geht's auch hier. Es gibt viel Leut', die einen Krattel haben, weil die Herren so mächtig und so groß sind. — Das muß ich sagen: ich verzeih's Jedem, wenn er sich 'was drauf einbildet, daß er zu einem großen und mächtigen Staat gehört, der in der Welt was zu bedeuten und auch ein Wort mit zu reden hat. Das merkt man erst recht, wenn man in die Fremde kommt. Es ist gerad, wie wenn man zu einer angesehenen, weitläufigen Familie gehört; das gibt einem mehr Muth und man kann sich in Freud und Leid mehr drauf verlassen, als wenn man zu einer kleinen Familie gehört, von der man drei Stunden davon nichts mehr weiß. Aber ich sag' wieder: Es ist recht schön, wenn man zu einer großen Familie gehört, aber man muß auch selber für sich etwas darin bedeuten. Es ist recht schön, wenn man zu einem großen Staat gehört; das allein macht's aber nicht aus: es kommt drauf an, was der Bürger darin zu bedeuten und zu sagen hat. Du wirst vielleicht denken: der Anton bleibt sein Leben lang draußen in der Welt, der ist bei uns nicht mehr recht daheim. — Da hast du nicht den Alten auf dem Nest gefangen. Nein, Bruderherz! Ich bin jetzt viel in der Welt herumgekommen, aber ich möcht' nirgend anderswo leben als im Schwabenland. Man ist nirgends besser aufgehoben als daheim, wo man einen von Jugend auf kennt, wo man sich nicht so viel zu

erklären hat: so und so mein' ich's, und ihr müsset mich nicht falsch verstehen. Ich war an manchem Ort, wo mir's gefallen hat, und wo sich auch Gelegenheit gegeben hätt', zu bleiben, und da bin ich oft herumgelaufen und das Herz im Leib hat mir gezittert, und ich hab' mich gefragt: Möchtest du da dein Leben verbringen? Und da hab' ich's gespürt, wie wenn es mir einen Stich gäb', der mir durch Mark und Bein fährt, und ich hab' schrecklich Heimweh bekommen. Und ich hab' mir dann gesagt: Nein, komm' was da woll', heim gehst du wieder; hier draußen bist du doch immer fremd und sie verstehen dich doch nicht recht. Wenn ich das gesagt hab', da war mir's so wohl, daß ich hätt' laut aufjauchzen mögen, und es war mir, wie wenn ich daheim auf dem Berg stünd', und die Luft hat so gut geschmeckt und die Glocken haben so schön geläutet, und die Kameraden haben so schön gesungen:

„Drunten im Unterland,
„Da ist es schön“

und ich bin so lustig gewesen, daß ich den ganzen Mittag hab' nichts mehr essen können, und ich hab' mich hingelegt und hab' geschlafen bis es Zeit war zum Mehleinthun. Nein, Bruderherz! zu dir komm' ich wieder und bei euch bleib' ich. Du wirst vielleicht jetzt wieder sagen: Der Anton ist noch immer der weichmüthig Bursch. Thu das nicht Bruder, mach's nicht auch so wie die hier, die keinen Gedanken vorbeifliegen lassen, dem sie nicht ein Paar Federn ausrupfen. Wenn man das weiß, so schnürt's einem die Kehle zu, daß man gar nicht mehr reden mag. Ich bin nur so, wenn ich mit Dir red'. Ich könnt' mich

auch hinstellen wie ein Eisenfresser, ich will aber nicht. Das Leben ist so kurz, es ist nicht der Mühe werth, daß man lügt und sich für einen Andern ausgibt als man ist. Und dann hab' ich's schon gezeigt, daß ich Kurasche hab', so gut wie einer, und mich vor dem Teufel nichts fürchte. Du weißt ja aber, daß es mich aus dem Polen fortgetrieben hat, weil ich Heimweh nach Deutschland gehabt hab, und jetzt ist mir's oft so arg, wenn ich mein', ich wär' noch nicht in Deutschland, weil ich noch nicht in Schwaben bin. Das ist aber Larifari. Hier ist Alles grunddeutsch. Ja, Manche meinen, Preußen sei ganz Deutschland und die anderen Länder seien bloß die Scharret, so was an der Backmulde hängen blieben ist, und aus dem Teig hab' man verhutzeltes Brod zusammen gebacken. Es gibt aber auch viele tüchtige Menschen, die das Rechte einsehen, daß Preußen ohne das andere Deutschland, und dieses ohne Preußen nichts Ganzes ist. Drum ist mir's lieb, daß ich nach Berlin gekommen bin. Wir Schwaben haben auch Einbildung genug; wir meinen: die wo hochdeutsch reden, seien nicht so getreu; das ist aber nicht wahr. Das schöne Sprechen und die Redensarten aus den Büchern, die sie haben, das schadet ja nichts. Auffallend war mir, daß man hier statt nein — „ich danke" sagt. Ohnlängst hab' ich auch gehört, wie Einer den Andern fragt: „Waren Sie gestern im Theater?" Die Antwort war: „Entschuldigen Sie, nein." Nun möcht' ich nur wissen, was daran zu entschuldigen ist? Ueberhaupt gebrauchen sie hier die Redensarten: erlauben Sie, entschuldigen Sie u. s. w. all' Finger lang. Uns Schwaben halten sie hier für gutmüthig, aber nicht für besonders gescheit. Sie werden sich schon besser besinnen, wenn's

drauf und dran kommt. Es kommt auch viel davon her, weil wir nicht so hurleburle mit der Sprache fort können. Ich bin doch schon viel in der Welt herum gekommen, ich hab's gar nicht mehr gewußt, daß ich so arg schwäbisch spreche; hier hör' ich's all' Ritt, daß ich noch tüchtig schwäbeln muß. Es ärgert mich aber, wenn sie mich immer so beschreien. Sag' ich etwas, so heißt's gleich: „Ach wie hübsch ist das Schwäbische, wie eigenthümlich drücken Sie sich aus.“ — Donner! Laßt doch das. Was liegt an dem, wie man es sagt? es kommt darauf an, was man vorbringt. Was liegt an der Schüssel? Die Hauptsach' ist, was drin ist. Letzten Sonntag war ich auf der Herberg und war so lustig wie ein Vogel im Hanfsamen. Ich weiß nicht warum, aber es war mir so wohl, wie wenn ich was Rechtschaffenes gethan, oder wie wenn ich morgen ein großes Glück zu erwarten hätt'. Ich hab' nun gesungen und bin gesprungen, daß sie Alle still gewesen sind und haben mir zugesehen und zugehört. Da kommt ein Kamerad — er ist aus Prenzlau, hier in der Nähe — auf mich zu und sagt: „Händle, du bist ein ganzer Junge. Bitte, sag' 'mal, sind alle Schwaben so wie du?“ — Das war doch gut gemeint von dem Prenzlauer, aber ich kann dir nicht sagen, wie mich's verzürnt hat. Beim Blitz! Ich bin ein Kerl für mich, und was ich Gutes und Schlimmes an mir hab', das hab' bloß ich und niemand anders zu verantworten. Ich will nicht, daß man einen Einzigen, der einem in den Wurf kommt, für den Musterknopf hält und glaubt, die wo noch im Päckle sind, seien nach derselben Form gemodelt, accurat einer wie der andere. Nein, bei den Menschen muß jeder besonders angesehen werden. Ich muß dir nämlich

sagen, woher ich so auf den Gedanken versessen bin. Ich war Sonntags vorher in einem Kaffeehaus und hab' ein Glas Bier getrunken. Da kommen zwei Leutnants, es waren keine blutjunge Bürschchen, denen könnt' man's noch vergeben, es waren gesetzte Männer, wenigstens so Anfang der Dreißig. Sie fordern eine Cigarre und eine Tasse Kaffee, haben dir aber dabei ein Geschrei und einen Lärm verführt, ein ganzes Regiment Russen kann's nicht ärger machen. Und bis der Kellner Feuer gebracht hat, und wie sie hernach Billiard spielen, haben sie dir randalirt und ein Wesens gemacht, als ob sie allein auf der Welt wären; in zwei, drei Zimmern hat man sein eigen Wort nicht gehört. Ein schöner alter Mann mit weißen Haaren, der neben mir sitzt, legt die Zeitung auf den Schooß und sieht sich mißmuthig um. Ich sag' so vor mich hin: „Das sollt' man nicht dulden.“ Der Mann beginnt nun ein Gespräch, erzählt, daß er auch in Schwaben gewesen sei und fragt dann: „Haben Sie nicht gedacht, diese Flausenmacher hier, das sind echte Norddeutsche?“ Ich sag': „Ehrlich gestanden, ja.“ Er fährt nun fort: „Sehen Sie, wie ungerecht Sie urtheilen. Ich weiß wohl, wenn diese Leute sich in Stuttgart oder Augsburg so benehmen, wird sie Jeder norddeutsche Flausenmacher nennen. Das ist ungerecht. Verdrießt es Sie nicht auch, wenn Sie einen ungeschickten Streich machen und man sagt: So sind die ungeschickten Schwaben? Diese Leute hier gehören nicht zu der Mehrzahl, nicht zu den Besseren; die Gediegenen sind immer die Stilleren, die sich nicht vordrängen, sondern bescheiden und ruhig sind. Lassen Sie sich das zur Warnung dienen, guter Freund; beurtheilen Sie die Menschen nicht in Bausch und Bogen, sondern jeden für

sich. Dadurch wird man frei von Vorurtheilen. Allerdings ist das schwer, aber es muß doch sein. Was nun aber diese Offiziere hier betrifft, so ist das traurig, wie sehr sie in Allem begünstigt werden, und sich dadurch vor jedem Bürger etwas herausnehmen. So lange es nicht dahin kommt, daß die Offiziere außerhalb des Dienstes in Bürgerkleidern erscheinen müssen, so lange wird der Uebelstand dauern. In Oesterreich z. B. erscheinen die Offiziere in Gesellschaften meist in Civilkleidern, und man hört dort nichts von ihren Anmaßungen, von ihrer Sucht, immer oben auf sein zu wollen. Lassen Sie sich's überhaupt aber zur Warnung dienen, keine Vorurtheile gegen uns Norddeutsche mit nach Schwaben zurück zu nehmen." — Der Mann ging fort und ich hörte vom Kellner, daß er Arzt und Jude sei. Freilich, weil er ein Jud' ist, muß ihm besonders daran gelegen sein, daß man die Menschen nicht beurtheilt wie eine Heerd Schaafe, sondern jeden für sich. Und er hat Recht. Siehst Du, deßwegen hat mich's verdrossen, daß der Prenzlauer aus mir einen Musterschwaben hat machen wollen. Es sind wenig Schwaben hier, ich weiß nicht warum. Bei uns geht Alles mehr der Donau nach, Wien zu. Und doch müssen wir die Augen auch jetzt hier herauf wenden, denn es summt und surrt hier Alles durch einander, wie in einem Bienenstock, der stoßen will. Wir wollen sehen, was daraus wird. Gescheit sind sie hier wie der Tag, und schnell bei der Hand, aber sie haben nicht lang Freud' an einer einzigen Sach'. Das ist traurig. Wunderlich ist auch: die Berliner haben keine rechte Freud' an sich selber. Wenn sie draußen sind, geht nichts über Berlin, und daheim spotten sie allfort über

sich. So sind die Menschen. Das ist aber nichts; man muß zuerst auf sich selber 'was halten. Es sind hier aber auch gar viele Leute aus allen Gegenden, die noch nicht recht eingewachsen sind. Am besten komm' ich mit den Westphälingern, Rheinländern und Schlesiern aus. Da ist ein Kleiner, ich heiß' ihn nur das Männle, das ist ein Herzmensch. Alles, was er sagt, schmeckt so nahrhaft wie gutes Kernenbrod. Da ist ein Rheinländer, der war lang in Tyrol und singt prächtig und ist ein Hauptkerl, und die Schlesier singen auch fast so wie wir. Und der Mecklenburger, der kann so von Grund der Seele lachen, daß man's ihm gleich anmerkt: das ist ein guter Mensch. Ich hab' schon oft wahr gefunden: wie Einer lacht, davon läßt sich viel abnehmen. Sonst lachen die Leute hier nicht viel, besonders hab' ich's nie bei denen gesehen, die auf der Straße arbeiten, Holz hacken u. dergl. Da hörst Du keinen Spaß; sie necken sich auch, aber ganz anders wie bei uns. Hier sind sie auf den Witz versessen, und man hört viel erzählen, von hohen Herren, wie von Anderen; das ist Alles pfiffig, aber lachen braucht man nicht dabei. Der Schnaps! der Schnaps! Bruder, das ist ein Elend. Man spottet oft darüber, daß in Bayern sich die Regierung so viel mit dem Bier beschäftigt; das ist gar nicht lächerlich, im Gegentheil, man braucht nicht immer an sogenannte hohe Dinge denken. Es ist eine schöne Pflicht, von Staats wegen darauf bedacht zu sein, daß die Armen billige und gesunde Nahrung bekommen. Das wär' ein Kapitel, darüber ließe sich viel sagen. Oder sind wir Bäcker allein der Aufsicht werth? Der Mensch muß auch was zu trinken haben, und darum sollte man nicht ruhen, bis man was ausfindig gemacht hätt',

das dem Schnaps den Garaus macht. — Ich bin ihm besonders auch deßwegen feind, weil man dabei nicht singen kann. Du hörst hier wunderselten einen Gesang. Die Wirthshäuser sind hier aber auch meist in den Kellern. Da ist einem schon ganz eigen zu Muth, wenn man so unter den Boden hinuntersteigt; ich hab' immer frisch Athem geholt, wenn ich wieder herauf war, es ist nicht recht fröhlich da unten. Eine große Freiheit ist hier, die wir bei uns nicht haben und die den Wirthen bei uns auch wohlgefallen möcht'; es ist hier gar keine Polizeistunde, wo in den Wirthshäusern abgeboten wird. Da sitzen aber die Menschen so still bei einander, wie wenn das Trinken ein Geschäft wäre. Sie freuen sich hier überhaupt nicht so behaglich an einem guten Bissen und an einem guten Trunk, wie wir; das halten Viele für zu gemein, zu niedrig. Es braucht ja nichts Ausgespitztes sein, was man hat, wenn man nur vergnügt dabei ist — so mein' aber Ich. Man genießt bei uns das Leben viel mehr als hier, wir machen uns fröhlicher damit. Wenn's auch noch schlimm aussieht in der Welt, man kann doch nicht immer den Kopf hängen; wenn die Zeit kommt, kann man schon den Kopf hängen lassen. — Kann aber sein, die Leut' sind hier innerlich vergnügt; was hab' ich aber da davon? Wenn man bei einander ist, muß man mit einander vergnügt sein, und Jeder muß hergeben, was er hat. Das ist aber nicht wahr, wenn man bei uns meint, sie hätten hier nichts zu beißen und zu schleißen; man ißt hier auch tüchtig, wenn man was hat. Sie kochen aber Alles so süß, daß ich mich noch immer nicht recht daran gewöhnen kann. Denk' nur, sie machen hier auch Suppen, von was meinst Du? Von Weißbier.

Ich kann's nicht essen, es schmeckt wie Lakritz. Ländlich sittlich, das gilt auch vom Essen, Gewohnheit thut Alles; aber Biersuppe, die bring' ich nicht hinab und pures Weißbier auch nicht. Das wird in langen Gläsern aufgetragen und ist fast lauter Schaum. Ich will aber was Festes haben, was thu' ich mit dem Schaumwitz? — Jetzt genug von Essen und Trinken, sonst meinst Du, das sei mein ewig Dichten und Trachten; aber man versteht die Menschen besser, wenn man weiß, was sie gewöhnlich essen. Wenn Einer sechs Stück Kuchen verspeist hat, ist er noch just wie vorher; wenn aber Einer ein tüchtig Stück Fleisch und einen Schoppen Wein im Leib hat, ist er ein anderer Kerl.

Es ist eine sonderbare Sache mit unserm Handwerk. Wenn andere Leute wachen, schlafen wir, und umgekehrt. Wenn ich so als Nachmittags ausgeschlafen hab' und an der Thüre stehe oder in der Stadt herumlaufe, da ist mir's, wie wenn ich die Welt mit neuen, mit ganz anderen Augen ansäh', als andere Menschen. Die sind jetzt schon bald müd, und ich bin erst frisch aufgestanden. Da komm' ich mir oft ganz fremd vor in dieser Welt, wo die Leut' leben, wie wenn Alles am rechten Fleck wär'. Ich möcht' das Berlin oft an einen andern Platz tragen, wo auch Berge sind und ein schönes Wasser; das macht die Menschen frischer. Aber solche Gedanken sind jetzt für die Katz. Es ist nun einmal da, und wir müssen uns daran gewöhnen, es für die erste Stadt von Deutschland anzusehen; es wird's gewiß. Nachher werden die Berliner auch mehr Respekt vor sich selber kriegen, ich mein' den rechten, und etwas aus sich machen. —

Die Tafeln an den Häusern machen mir viel zu

schaffen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie viel hundert ja vielleicht tausend Hofmacher hier sind; ich meine Hofschneider, Hofschuh-, Bürsten-, Reitpeitschenmacher u. s. w. Wo so eine Tafel ist, da ist das vergoldete preußische Wappen dabei, mit den zwei wilden Männern. Ich hab' mir sagen lassen: hier hat jeder Prinz und jede Prinzessin das Recht, einen zum Hof zu machen. Ich denk' aber und weiß das aus Erfahrung von den zwei Hofbäckern, bei denen ich in Arbeit gestanden bin: wenn so einer einen Hoftitel hat, zählt er sich schon nicht mehr recht zum Bürgerstand; er meint, er müsse jetzt durch die Bank Alles vertheidigen und prächtig finden, was vom Hof ausgeht. So einer, der eine Hofreitpeitsche macht, meint, er sei ein Stück von der Regierung. Ich will nicht sagen, daß das bei Allen so ist, aber doch bei Vielen. Ueberhaupt fehlt mir's hier an Bürgersleuten; sie sind gewiß auch tüchtig da, aber man merkt's nicht so. Freilich macht das schon viel aus, daß Alles nach der Mode geht. Es ist hier ein grausamer Staat in den Kleidern. Du siehst hier fast kein Bürgermädchen ohne Hut, wo man die netten, runden Knöpfchen so von allen Seiten sehen kann; Alles trägt Hut und Schleier, sogar viele Dienstmädchen, wenn sie Sonntags ausgehen. Ich weiß wohl, wir leben in der Zeit der Gleichheit, wenigstens was Kleider anbetrifft; man schmiert's nicht Jedem auf's Brod, wer man ist, und daß man sich durch Kleider unterscheidet, ist noch von alten Zeiten her, die nichts mehr gelten. Ich mein' aber, wir Bürgersleute sollten solider sein und den Kleiderstaat nicht so mitmachen. Hab' ich recht oder nicht? Der Tapezier, der bei uns im Haus wohnt, der trägt die abgelegten Redensarten von vornehmen und gelehrten

Leuten und aus den Zeitungen. Anfangs, wie ich ihn kennen lernte, hab' ich einen grausamen Respekt vor ihm gehabt; ich hab' gemeint, das ist ein Professor und hab' mich für schrecklich dumm im Vergleich mit ihm gehalten. Nachher aber hab' ich gesehen, daß er die Redensarten bald ausgespielt hat, und dann war's Matthäi am letzten. Nein, man muß, wenn's geht, sich die Kleider auf den Leib anmessen lassen, und so geht's auch mit den Redensarten. Man muß nur die nehmen, die man grundmäßig versteht, und die einem eigen sind. — Viel Spaß macht mir auch der kleine Bub von dem Tapezier, der lernt jetzt sprechen und kann nur die drei Worte: Papa, Mama, Schandarm. Du glaubst kaum, was die Schandarmen hier für eine Rolle spielen. Es sind meist schöne Männer mit stolzen Gesichtern, und sind schön gekleidet, viel besser als die Leut', die sie einfangen. Die Fiaker, die sie hier Droschken heißen, machen einen Höllenlärm auf der Straße. Durch die Droschken sind auch die Eckensteher überfahren worden, d. h. es giebt keine mehr. Ich hätt' gar zu gern so einen Nante einmal kennen gelernt. — Man sieht hier viel Leut' auf der Straß, die haben ein schwarz und weißes Blech an ihrem Hut, gerad neben die Hutschnur geheftet. Ich hab anfangs gemeint, das seien Polizeileut'; es ist aber nicht so, sie tragen die preußische Kokarde. Das zeigt an, daß sie noch keine Zuchthausstrafe gehabt haben, denn wer das gehabt hat, darf sie nicht mehr tragen. Nun möcht' ich wissen, was dabei zu berühmen ist? Bei uns hat ein Zuchthäusler kein landständisches Wahlrecht mehr, und — es giebt Länder, wo man das von Geburt an nicht hat.

Es müßte herrlich aussehen, wenn alle Deutschen aus

den verschiedenen Ländern Kokarden am Hut tragen thäten, da wär' jeder ein lebendiger Grenzpfahl.

Sonntags hört man hier fast gar keine Glocken läuten, wahrscheinlich weil keine Berge da sind und es nicht widerhallt. Das thut mir leid. Ich bin erst zweimal in der Kirch' gewesen; ich muß in die unrechte gekommen sein. Nein, wenn der Mensch von Natur ein so verteufeltes Geschöpf ist, wie der Pfarrer gesagt hat, da möcht' ich lieber ein Hund und kein Mensch sein. — Denk' nur einmal Bruder, des Sonntags stricken hier die Weiber ganz öffentlich; bei Kroll oder wo sie sonst zur Musik gehen, sitzen sie da und stricken. Ich bin gewiß kein Frömmler, aber des Sonntags könnt' man das bleiben lassen, und dann halt' ich nichts auf die Weiber, die vor aller Welt so fleißig thun, gerad wie sie in Sachsen beim Spazierengehen stricken. — Sie streiten sich jetzt hier, ob man an öffentlichen Vergnügungsorten den Hut aufbehalten oder 'runterthun soll. Ich mein', das sollt' gar keine Frage sein, daß Jeder halten kann, wie er will.

Es gehen hier aber auch noch wichtigere Dinge vor. Du wirst in den Zeitungen gelesen haben, man spricht davon, daß der König jeden Tag eine Verfassung geben will, wie sein Vater heilig versprochen hat. Bruderherz! Ich habe die besten Menschen gesehen, denen die Augen glänzen, wenn sie davon sprechen. Ich könnt' dir viel davon erzählen, ich weiß aber nicht, ob's geht. Ich hab' mich aber in die Seel' hinein geschämt, wie mich mein Westphälinger gefragt hat, ob unsere Verfassung eine freie sei, und was wir für Rechte haben. Ich hab' sagen müssen, ich weiß es nicht, und da hab' ich mich recht geschämt. Ich hab' mir sie aber im Buchladen bestellt, und

wenn ich heim komm', sollst du mich darin beschlagen finden, wie im Katechismus.

Ich hab' den König auch schon oft gesehen, er geht immer in Militärkleidern.

Mein Meister ist ein braver, grundgescheiter Mann und kennt nichts von Stolz. Ich weiß nicht, woher es kommt, hier werden die Bäcker gar nicht so dick wie bei uns. Wenn du meinen Meister auf der Straße siehst, hältst du ihn für einen vornehmen Mann, heißt das, er ist ein vornehmer Mann, weil er ein tüchtiger Bürger ist, das ist ja das Vornehmste; aber ich mein', du hält'st ihn für einen Mann mit einem Titel. Das hat er auch aufzuweisen, denn er ist vom Vorstand beim Gesellenverein. Das ist gut, daß ich darauf zu reden komm'. Es freut mich in der ganzen Seel', wenn ich an den Gesellenverein denke. Da lernt man Menschen kennen. Bruder! Ich sag' weiter nichts, als man lernt Menschen kennen, und das ist genug; das ist das Höchste und Beste. Wenn ich dir's nur recht vorstellen könnte, wie schön und gut das im Gesellenverein ist. 400—500 Mitglieder, Gesellen, Meister und auch gelehrte Leut' haben sich da zusammengethan, um einander brüderlich das Leben schön und gut zu machen. Man bezahlt monatlich neun Kreuzer, und dafür hat man Holz und Licht frei und die Bücher und die Zeitung. In einem großen Saal trifft man da jeden Abend nach acht Uhr seine Leute, besonders aber am Montag und Donnerstag. Da werden zuerst Vorträge gehalten über alles Nützliche und Schöne, nachdem ein Paar Lieder gesungen sind, und dann kann man sich über Alles offen befragen bei den gelehrten Leuten, und was sie nicht wissen, das steht in den Büchern gedruckt. Dann setzt man sich

zusammen und trinkt ein Glas Bier, singt noch eins oder bespricht sich zutraulich. Ich werde mein Lebtag nicht vergessen, welche durch und durch vergnügte Stunden ich da verbracht habe und was für echte Menschen ich da kennen lernte. Ich will dir das nächstemal noch mehr davon schreiben und auch noch über andere Sachen. Leb' wohl. Dein getreuer Bruder

Anton Händle.

Jahrgang 1847.

Der Gevattersmann

ist nun zum drittenmale da. Er ist seit seinem ersten Ausfluge viel herum gekommen in deutschen Landen, oder besser in Einem Wort, in Deutschland; er hat verschiedene Quellen verkostet, den Frankfurter Aepfelwein, das Lichtenhainer Bier in Jena, die Leipziger Gose und das Berliner Weißbier, die sogenannte kühle Blonde; ist zwar keines davon sein Leibtrunk geworden, aber den Einheimischen mundet es gar wohl, und das ist die Hauptsache. Die Menschen, vor Allem aber die deutschen Menschen, sind überall gleich; sie vertreiben sich die Zeit so gut es geht mit Essen und Trinken und Sprechen, und wenn wieder eine andere Zeit kommt, werden sie sich auch vertreiben, falls sie nicht selber vertrieben werden. Das muß man aber sagen, gute Deutsche gibt's überall, und sie lassen die Hoffnung nicht fahren, daß es einmal ein wirkliches Deutschland geben wird, und daß die guten Wünsche für das Vaterland nicht immer blos verbotene gute Wünsche sein werden. Wenn man bedenkt, wie viel Männer da und dort in allen Ecken und Enden des Vaterlandes sitzen und kummern und sorgen und das Herz ist ihnen schwer, und Viele müssen wegsterben von dieser Erde und haben nie gesehen, wonach ihr Herz

verlangt: ein freies und einiges Deutschland — wenn man das Alles bedenkt, könnte es einem recht betrübt und weich zu Muthe werden. Aber der Gevattersmann ruft sich und allen seinen Freunden zu: Hellauf! Der alte Gott lebt noch! Es muß bald die Zeit kommen, wo diejenigen, die ihr Herzblut für ihre Mitmenschen, für das Vaterland, seine Ehre und Freiheit (was eins ist) hingeben möchten, nicht mehr gehetzt und verfolgt und für Schreier und Landstreicher angesehen werden. Es muß die Zeit kommen, wo diejenigen, die sich nicht freuen können ihrer Ruhe, ihrer Speise, der sie umgebenden Wärme, indem sie derer gedenken, die jetzt ruhelos frieren und hungern — die Zeit muß kommen, wo die Menschenfreunde mit aller Macht zum Wohle ihrer leidenden Brüder wirken können.

So lange man müßig dem Elend und der Knechtschaft zuschaut, ist keine Liebe in den Menschen, so viel man auch davon predigen und singen mag. Die Zeit der thätigen Liebe naht.

Diese Zeit kommt aber nicht von selber wie das neue Jahr, wir müssen sie holen, und das geschieht vor Allem dadurch, daß wir Herz und Auge weit auf machen für die Freiheit und das Wohl des Vaterlandes und unserer Mitmenschen und tapfer wirken.

Der Gevattersmann ist auch unter manches fremde Dach getreten und er dankt seinem Schöpfer, daß er so gewachsen ist, daß er sich nirgends zu bücken hat. Da, unter Menschen, von deren Dasein man früher nichts gewußt, die in sogenannten hohen und niederen Stellungen sich bewegen, da ist dem Gevattersmann oft warm um's Herz geworden und er hat auf manchen Seelengrund geschaut und erfahren, welch ein Heiligthum noch in allen

Herzen ruht, und wie es nur der befreienden Kraft bedürfte, die sich selbst zusammennimmt und erhebt, um die Menschheit zu einer edeln und heiligen Genossenschaft zu machen.

Der Gevattersmann hat seine Feinde, so gut oder vielmehr so schlimm wie einer, aber er bleibt doch dabei und läßt sich gerne für die Ueberzeugung auslachen: die Menschen sind gut! Die Schlechten und Boshaften sind nur verblendet und schwach, haben sich selber verloren oder sich nie besessen; denn Zahllose sterben dahin und sind nie eigentlich gewesen, was sie sind.

Die Feinde will der Gevattersmann noch für sich behalten, die vielen wirklich guten Menschen möchte er aber einander zu Freunden schenken, möchte ihnen zurufen: Was seid ihr so einsam? Was rennt ihr aneinander vorbei wie verschlossene Kutschen? Da, da habt ihr euch!... Aber das geht nicht. Eines jedoch muß der Gevattersmann seinen Landsleuten von Haus zu Haus verkünden: Im nördlichen Deutschland da wohnen eure Brüder und ihr wißt oft nicht, wie sehr sie an euch hangen. Laßt euch nicht irren, weil sie hochdeutsch reden; sie können's nun einmal nicht anders.

Der Gevattersmann hat viel Freundlichkeit erfahren, blos weil er ein Süddeutscher ist; er hat das still hingenommen, aber in dem Gedanken, daß er nur ein Bote sei, der diese Bruderliebe nicht für sich behalten, sondern seinen Landsleuten abgeben müsse. Das soll hiemit geschehen sein. Der brave Mann in Bodesweier bei Kehl ist schön gegrüßt von seinem Kameraden in Wackersleben, sie sind die besten Freunde; es fehlt nur der kleine Umstand, daß sie einander nicht kennen und bis jetzt nichts von einander gewußt haben.

Deutschland ist bald mit eisernen Wegen verbunden. Wer weiß, wie Mancher noch eine Stimme hören wird, die ihm wie eine alte bekannte klingt. Wer weiß, wie Mancher noch ein Auge schauen wird, das ihn längst mit freundlichem Blick zu suchen schien?

Hellauf! Es taget! So möchte der Gevattersmann um Mitternacht zu Neujahr ausrufen. Ist auch noch Dunkel ringsum, die Sonne beginnt allbereits ihren neuen Lauf. Die Sonne der wahren Religion steigt auf. Die verschlafenen Eulen krächzen: die Religion ginge zu Grunde! Da ist aber gerade das Gegentheil davon wahr. Der alte Schlendrian verschwindet, da man das Heiligste gedankenlos betrieb oder gar vergaß; ein frischer, freier Muth erwacht: die Kraft der Ueberzeugung. Niemand soll von seinem Glauben abwendig gemacht werden, aber Jeder soll ihn mit innerster Ueberzeugung bekennen, sonst ist er ein fauler Knecht, vor Gott und den Menschen.

Mit Gott siegt die deutsche Redlichkeit und Wahrhaftigkeit. Der alte Gott lebt noch, er lebt neu auf in den Herzen und wird sie kräftigen und segnen!

Die goldene Repetiruhr.

Ich war bald fünfzehn Jahre alt — so erzählt Meister Hämmerlein eine Geschichte aus seinem Leben — ich war zu meinem Oheim in die Lehre gethan und wünschte weiter Nichts, als eine solide, pünktliche Sackuhr, wie solche die Gehülfen auch hatten. Das meinte ich, sei erst recht das Zeichen der Großjährigkeit, wenn man selber sagen könne, wieviel es an der Zeit sei. Auch meine

ich noch jetzt: man soll in dem Lebensalter, wo der Ernst des Daseins beginnt, Jeden lehren, genau auf die Zeit Acht zu haben; denn die Zeit ist das kostbarste Gut, wenn man rechtschaffen damit Haus hält. Eine Uhr in der Tasche kann viel dazu beitragen, an Pünktlichkeit und sorgsame Benützung der Zeit zu gewöhnen.

Es nahten die Weihnachtstage. Ich war schon alt genug, um zu wissen, daß der heilige Christ nicht im buchstäblichen Sinne genommen durch die Luft dahergeflogen kommt und allerlei Geschenke bringt; sondern daß der heilige Christ die innige Liebe, der gute Geist in den Herzen der Angehörigen ist, die still und heimlich darauf denken, einander zu erfreuen und zu beglücken. Wie selig geht da Jedes umher, lauscht dem Andern seine verborgenen Wünsche ab, kann sich fast nicht halten, das Geheimniß zu bewahren und ist doch wieder voll Freude, im Stillen zu wirken und zu schaffen für das Andere. Wo das ist, kann man wohl sagen: der heilige Christ schwebt in der Luft des Hauses.

Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als daß mir zu Weihnachten eine Uhr beschert würde, ließ das aber keine Menschenseele merken; nicht einmal meiner immer seelenfrohen Schwester Minna sagte ich ein Wort davon. Wenn aber nur von einer Uhr die Rede war, zitterte ich vor Angst und wenn man zufällig fragte: „Wie viel Uhr ist?" war ich ganz böse. Das muß mich verrathen haben, denn hört, wie mir's ergangen ist.

Eines Mittags, als ich in die Stube trete und schon in der Thüre stehe, höre ich, wie mein Vater der Mutter zuruft: „Frau, thue schnell Adam's goldene Repetiruhr weg!" Er wickelt nun schnell etwas in ein Papier

und versteckt es. Meine Mutter sah betrübt aus, ich aber that, als ob ich gar nichts gesehen und gehört hätte und war überaus heiter. Von nun an ging ich stolz durch die Straßen und meinte, Jeder müsse mir's ansehen, welch eine goldene Zukunft ich habe. Es that mir nur leid, daß man die Uhren in der Tasche trägt, so verborgen, und nicht offen vor aller Welt, und — so leicht wird man von der Eitelkeit betrogen, daß ich mir einredete, das wäre viel menschenfreundlicher, wenn man die Uhren öffentlich tragen würde, denn da könnten auch die armen Leute immer genau die Stunden und Minuten sehen.

Jeder, der es erschwingen und darauf Acht haben kann, hat eine eigene Uhr verborgen in der Tasche und diese richtet und stellt er von Zeit zu Zeit nach der großen Uhr an dem Kirchthurme und die Uhr am Kirchthurme wird nach der Sonne gerichtet, deren Lauf Gott von Ewigkeit her festgesetzt, und die Menschen können weiter nichts thun, als Stäbe zur Sonnenuhr bilden, daran sie am Schatten den Stand des allgemeinen, ewigen Lichtes wahrnehmen.

Das ist auch ein Sinnbild und Gleichniß für unser ganzes inneres Leben. Das erkenne ich aber erst jetzt, damals hatte ich ganz andere Gedanken.

Vor den Uhrenladen stand ich oft lange und verwies mein Federmesser einstweilen in die rechte Westentasche; die linke war zu Besserem vorbereitet. Wo das Herz ist, trägt man auch die Uhr, sagte ich mir; da geht's drinnen und draußen tik tak. Ich träumte einmal, meine goldene Repetiruhr sei mir gestohlen worden und als ich erwachte, war ich ganz glückselig, daß ich sie noch

nicht besitze. Ich konnte mich nicht enthalten, meinen Kameraden mitzutheilen, was mich so voll Freude machte; ich sagte ihnen aber doch nicht das Ganze und sprach räthselhaft, daß sie am Weihnachtstage Augen und Ohren aufsperren würden, wenn ich ihnen etwas zeige, was selber zeigt und spricht. Ich lief davon, ehe sie errathen konnten, was es sei.

Nun war das Augen- und Ohrenaufsperren an mir!

Der heilige Abend kam und zündete seine Freudenkerzen an. Als sich endlich die beiden Flügelthüren öffneten, wir Kinder hereinstürmten und dann wieder vor Ueberraschung still standen, pochte mein Herz gewaltig; richtig, da lag für mich die Uhr auf dem Tische; aber o weh! es war eine silberne. Meine Freude war wol etwas abgekühlt, aber ich faßte mich und dachte: das schadet nichts, Silber ist viel weißer und dicker, und sie repetirt ja, bim bam. — Ich drückte mit aller Kraft an dem Heber, aber er gab nicht nach und es tönte auch nicht. Nun überkam mich ein fürchterlicher Schmerz: Alles ist nichts! Ich legte still die Uhr wieder hin, verließ rasch das Zimmer, ging auf meine dunkle Kammer und weinte und wehklagte, daß es mir fast das Herz abstieß. Der Gedanke schoß mir durch den Sinn, ich wollte mich umbringen, weil ich keine goldene Repetiruhr bekommen, und ich wieder weinte um mein junges Leben, weil ich jetzt schon sterben müsse, da alle meine Hoffnungen zu nichte geworden. Meine Mutter kam bald mit Licht und als ich ihr meinen unbeschreiblichen Jammer über die Täuschung klagte, schüttelte sie den Kopf, preßte die Lippen zusammen und sah mich an mit jenen treuen, lieben Augen, die mir stets offen stehen, wenn sie der Tod auch längst geschlossen hat.

Sie erklärte mir nun mein Unrecht: ich wäre ja mit einer einfachen Uhr zufrieden gewesen, wenn ich nichts von einer goldenen Repetiruhr gewußt hätte; der Vater habe mich nur necken und mir dabei die Lehre geben wollen, wie man auch mit Geringerem, als man erwartet habe, sich freue; ich solle nicht undankbar sein gegen Gott und die Menschen. So sprach sie in ihrem milden, herzinnigen Tone, und als ich mich ausgeweint hatte, ging ich mit ihr hinab in die Stube. Ich war nicht mehr traurig, aber auch nicht glücklich, und es war doch eine solide, pünktliche Uhr, die jetzt mein eigen geworden war. Als ich im Bette lag, kam der böse Geist wieder über mich; ich war so wild, daß ich aufstehen und die Uhr zum Fenster hinauswerfen wollte. Es war mir aber doch zu kalt außer dem Bette und ich blieb fein liegen.

Wie oft werden böse Thaten nur durch kleine Umstände verhindert, und wir haben deshalb gar keinen Grund, auf unsere Tugenden stolz zu sein!

Von Weinen und heftigen Gemüthsbewegungen ermattet, schlief ich bald fest ein und freute mich am andern Morgen beim Erwachen, daß meine Uhr so lustig tiktak machte. Acht Tage lang wich ich meinen Kameraden auf Weg und Steg aus; ohne Noth, denn sie hatten meine Prahlereien bald vergessen. Ich trug die Uhr lange bei mir, ohne sie Jemand zu zeigen und war damit in mir vergnügt.

Das sind nun vierzig Jahre seit jenen Weihnachten, hier habe ich noch die Uhr und sie verfehlt keine Minute.

Seitdem habe ich die Worte meiner Mutter erst recht verstanden, oder auch selbst die Wahrheit aus dieser

Geschichte gefunden: Wenn ich einen Menschen sehe, der mit nichts was ihm zukommt, recht glücklich sein kann, weil er immer stolzeres erwartet hat, denke ich: der hat auch eine goldene Repetiruhr gehofft. — Wenn ich ein Geschäft machte und mich ärgere, daß es nicht ausschlug, wie ich erwartete, sage ich mir: Hast noch immer die goldene Repetiruhr im Kopf? — Sehe ich einen Mann, der im Staate oder sonst hoch hinaus wollte und nun sich in Mißmuth verzehrt, weil er in untergeordneter Stellung sein Leben verbringen muß, möchte ich ihm zurufen: laß das Drücken am Heber, es macht nicht bimbam, sei froh mit dem einfachen Zeiger. — Beobachte ich ein junges Ehepaar, dem das Leben wie eine ewige Hochzeit vorkam und das sich nun nicht darein finden will, wenn der Himmel nicht mehr voll Baßgeigen hängt, sondern eine platte Alltagszeit kommt; das dann mit einander quengelt und keift, so denke ich still bei mir: könnten diese doch die goldene Repetiruhr vergessen.

Kurzum, in tausend Fällen habe ich von dieser Geschichte gelernt. Die meisten Menschen können sich nicht darein finden und sind unglücklich, weil es eben anders gekommen ist, als sie sich eingebildet hatten. Es schadet nichts, wenn man nach dem Vollkommensten verlangt und trachtet, im Gegentheil, das spannt unsere Kraft erst recht an; man muß sich's dann aber auch wohl sein lassen, sich begnügen und bescheiden können, wenn uns minder Vollkommenes zu Theil wird.

Ich bin zufrieden mit dieser Uhr und sie ist mir um keinen Preis feil.

Die Frau Bürgermeisterin

geht mit ihrem Manne zum Tanz, heißt das, er führt sie und er ist auch Herr und Meister, aber wie gesagt, der Gevattersmann redet lieber von ihr. Dabei hat er noch die absonderliche Freude, der guten Frau einen Possen damit zu spielen, denn sie hat's eigentlich verboten, daß man öffentlich von ihr rede, aber das war nur so, wie sie in ledigen Tagen ihrem jetzigen Mann einmal gesagt hat, sie kratze ihm die Augen aus, wenn er noch einmal wage, ihr einen Kuß zu geben, nun — der Bürgermeister hat noch seine gesunden beiden Augen im Kopfe und.. Alles braucht die Welt just nicht zu wissen. Was aber öffentlich vorgeht, davon darf man reden, und der Tanz war ein öffentlicher. Es war keine vornehme geschlossene Gesellschaft und der Bürgermeister war doch dabei. Unterwegs ruft er dem Hagenmaier, er solle mitgehen und der Doktor Gscheitle schloß sich unaufgefordert an. Der Bürgermeister tanzt zwar nicht mehr, denn er wird dick und der Gscheitle sagt, er habe Ueberfracht, aber doch ist er beim Tanze zu treffen und nicht blos als hochmüthiger Zuschauer, er ist selber lustig dabei. Er behauptet, und gewiß mit Recht, daß die Verwilderung in den Vergnügungen hauptsächlich davon kommt, weil die älteren und gesetzten Leute keinen Theil mehr daran nehmen. Darum hat er es auch durch sein Beispiel dahin gebracht, daß die Eltern und Dienstherren mit zum Tanze gehen, wo ihre Kinder und Dienstboten sich vergnügen. Nicht nur lernt man die Menschen am besten kennen, wenn man zusieht, wie sie sich beim Vergnügen verhalten; es wird auch viel Ungehöriges dadurch

vermieden. Wie gar viele Eltern vergessen aber, daß sie auch einmal jung waren, und wenn ein Kind zu einer Lustbarkeit will, versalzen sie ihm vorher die Freude, indem sie ihm die Thränen aus den Augen treiben und dann lassen sie es hingehen und oft in sein Unglück rennen.

Der Bürgermeister und seine Frau sammt dem Hagenmaier setzen sich nun an einen Tisch zu den jungen Burschen, der Gscheitle rückt auch herzu, denn er will, daß das der vornehme Tisch sei.

Die Frau Bürgermeisterin zankte mit einigen jungen Ehemännern, die sich schon für zu alt hielten, um noch lustig tanzen zu mögen; der Hagenmaier sagte: „Das kommt davon her, weil jetzt die Vergnügungen alle zu toll sind; da rasen sie sich aus und dann hat man's genug. Hört nur, was das für eine Musik ist, man meint, das wilde Heer kommt; fast nichts als Lärmtrompeten. Der Galopptanz, den hat der Teufel und seine Großmutter aufgebracht."

„Andere Zeiten, andere Sitten," schaltete der Bürgermeister ein. „Meinetwegen," fuhr der Hagenmaier fort, „sie können's meinetwegen auch tanzen, aber die sanften stillen Tänze aus der alten Zeit, die sollte man nicht abkommen lassen. Ich weiß wohl, wenn man heute mit Geige und Hackbrett aufspielte, man könnt's vor dem Getrappel gar nicht hören. Drum müssen sie diese Lärmtrompeten und Trommeln haben."

„Ihr habt Recht," sagte die Bürgermeisterin, „das ist heut' ein tolles Gezappel und Getrappel und Gehops, und wie schön und angenehm war der alte Schleifer."

Sie sang hierauf leise die Weisung von dem „Als der Großvater die Großmutter nahm" und hob dabei

ihre Arme im Takte empor, ihr Angesicht lächelte in Freude.

Der Hagenmaier stand rasch auf, schnalzte mit den Fingern und fragte: „Wollen wir einmal Frau Bürgermeisterin?“

Die Frau sah verlegen auf ihren Mann, dieser aber sagte: „tanz nur.“ Der Hagenmaier stieg zu den Musikanten hinauf und sang ihnen die alte Weisung vor, bis sie sie wieder inne hatten; dann kam er herab und jetzt ging's los. Bald gesellten sich noch andere Paare hinzu, und es war eine Freude, den sanften Tanz mit anzusehen.

Seit jenem Abende ist der alte Tanz wieder erstanden; die jungen Leute haben ihn wieder gelernt und freuen sich dessen.

Alte und neue Wirthshausschilde.

Vor Zeiten, wenn man an einem Amts- oder Markttage in die Stadt gekommen und

man in sich geht und denkt,
wo man einen guten trinkt;

ist man eben gerades oder auch krummen Wegs, wie nun die Straße war, in den Bären, in's Lamm, in den Ochsen, in's weiße oder schwarze Roß gegangen und hat da mit Essen und Trinken Leib und Seele wieder zusammen gehalten. — Warum nur die Wirthshäuser die Thiernamen hatten? Kann sein, weil die Menschen sich gar viel von den Thieren nähren, hat man sie zu Wirthshausschilden genommen, oder auch weil sie jedem dienen,

der sie an sich bringen kann. Jetzt ist das anders, jetzt sind wir Alle hoffähig; wir speisen und trinken bei Hof und die ganze adelige Ahnenprobe besteht darin, daß wir so und so viel kupferne oder silberne Regentenköpfe in die Tasche stecken. Der Bär heißt jetzt: Russischer Hof; der Greif: Hof von Holland oder auch englischer Hof und das Lamm: deutscher Hof. Wie der goldene Ochse heißen sollte, läßt sich errathen.

Vor Zeiten hat ein Wirthshausschild seinen Arm weit in die Gasse hineingestreckt, als ob es zuwinken wollte: Komm ein! Jetzt sind Tafeln an das Haus genagelt oder es ist nur angemalt französisch und englisch, daß man Alles lernen kann; aus Gnade und Barmherzigkeit heißt's bisweilen auch noch Deutsch, aber selten. Ein Deutscher gilt daheim nichts, dafür gilt er aber draußen noch — ein bischen weniger.

Dagegen hat's ein reisender Engländer gut in Deutschland, in den Gasthöfen und an den wirklichen Höfen freut man sich, ihn zu bedienen, hier wie dort freuen sich die Lohnbedienten, zu zeigen, wie gut sie englisch sprechen, und selbst die Polizei ist liebenswürdig gegen ihn.

In allen Gegenden Deutschlands französelt's und englisirt's. Statt: bairischer Hof, russischer Hof, polnischer Hof, brandenburger Hof, Berliner Hof, heißt es viel vornehmer: Hotel de Bawiehr, Hotel de Rüssi, Hotel de Pollonch, Hotel de Brahndbuur, Hotel de Berleng.

Am Rhein sind sie Victoriatoll. Es ist schade, daß die Königin von England nicht Gretel heißt, Hotel Gretel wär' doch auch schön und nobel. Dieweil nun die Höfe erschöpft sind und man sogar einen europäischen Hof und einen Welthof (Hotel de lüniwehr) erfunden hat, so lassen

sich's auch die Herren Wirthe — oder wie sie jetzt heißen, Proprietär's oder Hotelje's — gefallen, daß ihr eigner Name mit großen goldenen Buchstaben am Hause prangt. Man findet nun Hotel Caspar, Hotel Melchior, Hotel Balthes.

Es ist eine närrische Welt, die deutsche Welt; man muß darüber lachen, wenn man sich nicht ärgern will.

Nachtgespräch zweier deutscher Grenzpfähle.

Der Junge mit frischen Farben: Warum stehst du so traurig da mit deiner verschossenen Livree, warum neigst du den Kopf alter deutscher Ausländer? . . . Warum bist du so stumm? . . . warum so traurig? Antworte mir oder frage mich . . . Könnte ich nur zu dir hinüber über die Grenze, ich wollte dich schon aufrichten. Kopf in die Höh! Aber wir dürfen nicht von der Stelle, das gäbe eine gräßliche Verwirrung.

Der Alte. Wir dürfen nicht? Junges Blut, bist du schon so zahm, daß du sagst, wir dürfen nicht, wo du sagen solltest, wir können nicht? Bist du nicht wurzellos in die Erde gerammt und kannst nicht von der Stelle? Warum bist du so lustig?

Der Junge. Warum sollte ich nicht? Hier stehe ich als Hüter des Landes. Ich bin froh, daß sie mich nicht eingezwängt haben in einen kleinen Bau, wo ich all' den Familienjammer beschirmen müßte und wo sie mich gar noch verdeckt hätten, daß Niemand mich sieht. Nein, hier draußen stehe ich, ich allein bin Wächter des Landes, ich trage stolz seine Farben. Siehst du nicht, wie hell

sie glänzen? Kein Wanderer geht vorüber, der nicht auf mich sieht, der mich nicht fürchtet, der nicht an meinen Farben erkennt, was ich zu bedeuten habe. Was soll die dumme natürliche Rinde? Die Staatsfarben allein geben einen Charakter.

Der Alte. Und woher stammst du?

Der Junge. Aus rauschendem Walde,
Von steiler Halde,
Wo das Hüfthorn schallte
Und die Büchse knallte.

Der Alte. Und deine Kameraden und Brüder wo sind sie?

Der Junge. Der eine, mit dem ich mich oft in wilden Sturmesnächten raufte, war ein übermüthiger Geselle. Er liebte eine weiße, schlanke Birke in unserer Nachbarschaft; da kam ein krankes Herrchen und saugte der Birke das Blut aus, daß sie verkümmerte. Seitdem ist mein stolzer Kamerad traurig geworden und hat die Nächte hindurch geächzt, und in einer sturmbrausenden Frühlingsnacht hat er sich kopfüber hinabgestürzt in den Thalbach. Er ist jetzt ein dürrer Lehrstuhl geworden, drinnen im dumpfen Gemache und drauf sitzt ein Männchen und lehrt die Jugend vor der Zeit alt werden.

Der Alte. Und die anderen?

Der Junge. Sie stehen noch still und harren ihrer ungewissen Zukunft. Nun erzähle mir aber auch du von deinem Schicksal.

Der Alte. Einst in meiner Jugend grünen Tagen träumte ich von großen Ehren, die mir zu Theil werden sollten. Es ging damals ein Odem der Freiheit durch die Welt und ich hoffte ein Freiheitsbaum zu werden,

um den das Volk sich jubelnd schaart. Es ist anders geworden. Sie ließen mich lange stehen und träumen. Zuerst wurde mein jüngster Bruder geholt und sie sagten, er solle ein Weihnachtsbaum werden, dran den Kindern Süßigkeiten und Spielzeug aller Art bescheert wird. Sie sagten, sie könnten noch keinen Freiheitsbaum pflanzen, offen vor aller Welt, und sie schmückten sich einstweilen ihr Haus mit stillen Freuden. Mag's sein. Dann wurden meine Brüder geholt und sie wiegen sich als stolze Maste auf dem weiten Meere und tragen die Flaggen fremder Länder. Der Gram verzehrte mich im Innersten und der Förster erkannte an dem Dröhnen, daß ich herzspältig wurde; sie fällten mich. Sie haben mich glattgeschunden und dann bemalt, zogen mir die Haut ab und warfen mir dieß bunte Kleid über und da stehe ich nun zum Spott für mich und alle Welt. Dreimal wurde ich versetzt, dreimal mein Stamm in neues Land gebracht und durch mich wurden die Völker zu angestammten; da stehe ich nun, ein Pfahl im Leibe des unzertrennlichen Vaterlandes . . . Ich bin müde . . .

Der Alte und der Junge sprachen noch viel, aber ihre Worte verhallten in dem Sturme, der plötzlich erwachte; Blitze durchzuckten die Luft, ein Gewitterregen prasselte hernieder. Am Morgen hatten sich die beiden Farben des jungen Grenzpfahls vermischt, er war grau.

Vor der Kirche.

Sonntag Morgens vor der Kirche sitzt der Hagenmaier hemdermelig auf dem Bänkchen vor dem Bienenhause im

Garten. Er darf sich wohl ohne Jacke sehen lassen, denn sein Hemd ist so weiß wie der frisch gefallene Schnee und es ist ihm gar wohl, so leicht und frei da zu sitzen in der luftigen Hülle; er läßt sich von der Frühlingssonne durchwärmen, er raucht sein Pfeifchen dabei und es ist so still und es ist ihm so wohl wie einem Baum im Erdengrund; er möchte gar nicht weg und es dünkt ihm, wie wenn er nicht sich selbst, sondern wie wenn ihn ein Anderer daher gesetzt hätte.

Ein Vers aus dem alten Kirchenliede geht ihm durch den Sinn, seine Lippen bewegen sich nach den Worten, aber er spricht sie nicht laut, sondern tief im Herzen:

Halte nur ein wenig still
und sei doch in dir selbst vergnügt.

Ja, wenn sich die Menschen nur öfters ein stilles Plätzchen aussuchten, fernab von Geräusch und Unruhe des Alltagslebens, wo sie ganz alleine mit sich hinhorchen auf das, was sich in ihrem Innersten regt; wenn Kampf und Noth beschwichtigt, finden sie dort einen ewigen Quell der Freude und des Glücks. Da braucht man keine großen Gastereien, keine kostspieligen Feste, um Freude und Genuß aufzuerwecken; hier hat der ewig gute Gott das Fest bereitet und ladet die Seele ein, sich's wohl sein zu lassen. Wie viel tausend Menschen jagen immer nach Genuß und Lust draußen in der Welt und vergessen, was sie bei sich haben.

Drum halte nur ein wenig still
und sei doch in dir selbst vergnügt.

Wie still und lind ist der Morgen! Kein Lüftchen weht, das tiefblaue Himmelszelt steht ruhig über der Erde, nur

die Lerche steigt singend frei auf und ab zwischen Himmel und Erde, der Erde verkündend die Schönheit des Himmels, dem Himmel preisend die Wunder der Erde. Die Schwalben schwingen sich still dahin, gleich als müßten sie schweigen von dem ewigen Geheimniß der Erde, deren Pracht drüben sich aufthut, wenn sie hüben hinabsinkt, als hätte das Leben in ewiger Schöne sie der Sprache beraubt und stumm gemacht, als dürften sie nicht mitjauchzen mit den Geschöpfen, denen sich die Herrlichkeit nur Einmal im Jahre ausbreitet. In dem Grase steigt der Saft auf in jedem Halme, und Geschöpfe ohne Zahl tummeln sich dort; es ist ein Klingen und Rauschen, wie wenn Alles lebte. In dem blühenden Apfelbaum summen die Bienen und jede steigt in den offenen Kelch. Jetzt sagte der Hagenmaier laut vor sich hin:

Drum halte nur ein wenig still
und sei doch in dir selbst vergnügt.

Die Pfeife war ihm ausgegangen, er schlug sich aber kein Feuer mehr, er legte die Arme auf der Brust über einander, sich selbst haltend und das was sich in ihm regte; er ließ die Gedanken kommen und gehen, wie die Bienen aus und wieder einzogen.

„Die Thiere, diese Bienen“ — dachte er — „haben keinen Sonn- und Feiertag, sie leben und arbeiten und ihre Arbeit ist bloß zu ihres Leibesnahrung; sie ruhen, wenn die Natur draußen ruht. Der Mensch aber arbeitet nicht bloß zu seiner Leibesnahrung und er setzte sich einen Tag von sieben fest, daß er frei und von Arbeit ledig bei sich einkehre und mit seinen Brüdern und Schwestern vereint zu Gott sich wende, daß er dann der Freude des Daseins sich in lauterer Seligkeit hingebe . . . . Wie

glücklich bin ich, daß ich hier still ruhen kann! Ich trinke den reinen Athem der Luft, mein Auge sättigt sich an der überall ausgebreiteten Herrlichkeit, die liebe Sonne thut mir so wohl und mein Gott hält seine Hand über mich und läßt mich hier still froh sein. — Ich will nicht mehr verzweifelnd jammern und klagen, wenn Noth und Pein mich heimsucht — frisch auf! der alte Gott lebt noch!"

Der Hagenmaier breitete die Arme aus, als wollte er die Liebe Gottes an sich drücken, sein Mund öffnete sich und doch sprach er nicht. Ein Windhauch warf plötzlich mehrere Blüthen vom Apfelbaum auf den alten Mann und brachte ihn auf andere Gedanken. Schmerzlich lächelnd sah er drein und wieder sprach es in ihm: „Wie viel tausend Blüthen trägt der Baum und zahllose sterben ab, bevor sie zur Frucht geworden; der Baum könnte die Früchte nicht alle tragen. Blüthen müssen verwelken, sie haben ihrem Schöpfer genug gethan, daß sie aufblühten. Wie reich und übervoll ist die Welt! Die Kinder, die in ihrer Jugendzeit mir abstarben, sie waren solche Blüthen am Baum des Lebens, sie hatten für diese Erdenzeit genug gelebt; ich will arbeiten und wirken, um die mir übrig gebliebenen zu gesunden und guten Menschen zu erziehen —".

Die Lippen zusammenpressend sah jetzt der Hagenmaier tief schmerzlich drein, denn sein Gedanke war: „In wie viel tausend Herzen zittert jetzt in dieser Minute Angst und Qual um die Noth des Lebens; ihr Sinn ist verdumpft, die frische Morgenluft zehrt an ihnen, die Schönheit von Wiese und Feld sättigt sie nicht, sie sehen nichts davon — sie hungern. O wir Elenden! Wir können der Ruhe genießen, im Ueberfluß leben, und unsere

Brüder und Schwestern hungern und der Tisch der Erde ist so reich gedeckt, daß keiner leer ausgehen muß. Ich will sorgen und trachten, der Noth abzuhelfen und Lebensfreude zu schaffen, wo ich kann. Gieb o Gott, daß ich fest bleibe und erweiche die Herzen der Großen und Uebermüthigen, daß sie nicht ruhen und rasten, bis das Elend vertilgt ist von der Erde, bevor der Tag des Gerichts kommt —".

Ein plötzliches ungewöhnliches Summen in einem der Bienenkörbe weckte den Hagenmaier aus seinen Gedanken für die Zukunft; das war ein Weisel, der sich hören ließ und bald auszuziehen trachtet. Hagenmaier stand auf und stellte einen leeren Bienenkorb zurecht, dann wartete er still auf den Auszug und dachte dabei: „Staatsmänner, Lehrer und Eltern und Alle, die auf Andere zu sehen und für sie zu sorgen haben, können ein Beispiel an den Bienen nehmen. Wer möchte was dagegen thun, wenn so ein Stock schwärmen will? Das ist nöthig und gut, man muß ihm ein neues Haus herrichten, ihn gutwillig da hineinbringen und das neue Geschlecht in seiner eigenen Haushaltung wirthschaften lassen; wenn dann die alten Stöcke absterben, so sind schon neue dafür da."

Er rief seinen Sohn und seine Schwiegertochter herbei, um mit ihnen auf den neuen Auszug zu lauern. Sie mußten Alle stille sein.

Jetzt läutete es zum erstenmal zur Kirche. Die Glocke übertönte all' das Summen und Klingen in der Luft. Als wäre er von diesem Tone gelockt, zog jetzt der Bienenschwarm aus und wurde richtig in dem neuen Hause untergebracht.

Der Hagenmaier kam etwas spät in die Kirche und

er schüttelte oft mit dem Kopfe, als er eine Strafpredigt gegen das neu erwachte Leben in der Religion hören mußte. Er dachte an den jungen Bienenstock.

Der Herr Lotterer.

Es war einmal ein großer mächtiger Graf und der regierte über ein kleines schwaches Land, und der Graf brauchte sehr viel Geld und das Land hatte sehr wenig mehr.

In dem Lande lebte ein Mann, von dem man nicht sagen konnte, was er für ein Geschäft habe, und er hatte auch keins. Wäre er ein Baron gewesen, dann brauchte er nichts zu sein, er hieße dann Herr Baron; er war aber kein Baron, also war er nicht bloß nichts, sondern gar nichts. Er lotterte in den Straßen und den Wirthshäusern umher, und darum hieß er der Herr Lotterer. Auch in den Werkstätten der verschiedenen Handwerker war er oft zu finden, aber nicht um mit thätig zu sein, sondern nur um sich mit den Leuten zu unterhalten. Die Arbeiter verachteten zwar den Tagedieb, deß kümmerte er sich aber nicht und er fragte sie aus über all ihr Dichten und Trachten; oft kam er bis auf den Grund und da hörte er, daß fast jeder sich von der Zukunft noch ein besonderes Glück erhoffte, einen plötzlichen Reichthum und dergleichen. Wenn er das hörte, schmunzelte er vor sich hin und redete gar viel davon, daß man solche Hoffnung nie aufgeben dürfe, man habe Beispiele von Exempeln u. s. w. Dann saß der Herr Lotterer oft tief bis in die Nacht

hinein auf seiner einsamen Stube und schrieb große Zahlen auf ein Papier und rechnete und rechnete, daß man meinte, er habe über Millionen zu verfügen; dabei hungerte er aber, daß ihm die Schwarten krachten.

Eines Morgens bürstete der Herr Lotterer sorgfältig seinen fadenscheinigen Frack und pfiff lustige Weisen, dann zog er eine steife weiße Halsbinde an, ging auf das Schloß und ließ sich bei dem Grafen melden. Als er vorgelassen wurde, verbeugte er sich tief, lächelte und sprach:

„Gnädiger Herr! werden verzeihen, es ist allbekannt, wie die Geldquelle vertrocknet ist in Ihrem Staatsschatze. Daran ist nicht Ihre allerhöchste Weisheit schuld, die stets nur das Beste des Landes will. Ihre Diener, ich will sie nicht anklagen, haben in unbegreiflicher Verblendung das Ergiebigste übersehen. Erlauben Eure Hoheit, daß ich Hochdenselben unterthänigst mittheile, was ich durch langes Nachtwachen gewonnen habe. Man kann keine neue Steuer mehr ausschreiben, wenn man sich auch um die daraus entstehende Erbitterung nicht kümmerte. Bereits wird Alles versteuert: was man ißt und trinkt, Tanzen und Spielen, Sterben und Geborenwerden, Heirathen und Scheiden, Alles, Alles. Ich aber will es bewirken, daß noch eine freiwillige Steuer gegeben werde, die alle bisherigen gezwungenen übertrifft. Ich hole die Steuer aus den geflickten Taschen der Armen, zwischen Brosamen und ausgerissenen Knöpfen, ich beiße sie aus den verknüpften Sacktuchenden hervor! Ja, was die Menschen am meisten nährt, ist noch nicht versteuert, ich meine: die Hoffnung und der Traum."

Der Herr Lotterer überreichte nun einen Plan, der alsbald ausgeführt wurde. Er errichtete eine wohlthätige

Anstalt, darin der Aermste gespeist wird mit — leeren Hoffnungen und eiteln Träumen. Die Anstalt trägt noch den Namen ihres Urhebers: Lotterie. In Unschuld gekleidete Waisenknaben mußten die Loose ziehen, um der Sache ein recht sanftes Ansehen zu geben. Ein Theil des Gewinnstes wurde mildthätigen Armenanstalten zugewiesen und Alles hatte einen gar frommen Schein.

Der Herr Lotterer schrieb ein Büchlein, daraus zu lernen ist, wie man unfehlbar gewinne: welche Nummer es zu bedeuten habe, wenn man von einer Katze, einem Habicht und dergleichen träumt, und wenn man von einem Menschen träumt, setzt man die Nummer der Jahre, die er zählt und vom Tage seiner Geburt u. s. w. Das „Traumbüchlein, wonach man sicher das große Loos gewinnt,“ wurde in einem Nachbarlande gedruckt und darauf durch öffentliche Bekanntmachung strenge verboten, damit man auch wisse, daß es erschienen sei und es um so gewisser kaufe. Von allen Kanzeln wurden die armen Leute verwarnt, nicht in die Lotterie zu setzen, damit sie ja nicht vergäßen, daß sie da sei.

Der Herr Lotterer erlebte es, daß Viele ihm nacheiferten und nichtsthuerisch herumlotterten. Viele arbeitsame Handwerker, die er früher in ihren Werkstätten besucht hatte, wo sie emsig sich rührten und ihr eigentliches Vertrauen auf die Thätigkeit ihrer Hände setzten, schlenderten nun nichtsthuerisch herum, entzogen ihren Kindern das wenige Brod und setzten in die Lotterie; sie liefen in beständigem Dusel umher und hingen den Träumen nach, was sie beginnen sollten, wenn sie das große Loos gewännen. Sie bezahlten nun mit ihrem letzten Heller die leeren Träume und Wünsche, die sie ehedem umsonst

hatten und sie träumten und hofften, bis sie als eine Niete ins Grab verscharrt wurden.

Der Herr Lotterer ist hochgeehrt in einem mit vier Rappen bespannten Wagen in ein anderes Land gereist, um auch dort die Traum- und Hoffnungssteuer einzuführen. Hier brachte er noch eine Verbesserung an, indem er in verschiedenen Städten verschiedene Lotterien errichtete, erstlich, damit die Leute die Sache näher bei der Hand haben, und dann auch um den Glauben an das Glücksspiel zu erhalten, denn dadurch fügte es sich, daß eine Nummer, die ein armer Mensch hier gesetzt hatte, gerade in einer andern Stadt herauskam, und nun ward der Spieler um so eifriger, glaubte um so sicherer an seine Träume und verwünschte nur sein Schicksal, das ihn an dem unrechten Orte setzen ließ. Vielleicht sind mit der Zeit hiebei noch mehr Verbesserungen anzubringen, wenn sich nur recht durchtriebene Köpfe daran machen.

Viele meinen zwar, der Herr Lotterer sei der leibhaftige Teufel gewesen, der sich nur als armer Schelm verkleidet habe; das ist aber nicht wahr; er war nicht mehr und nicht weniger als ein pfiffiger Mensch. Der Teufel braucht sich die Mühe nicht mehr zu geben, selbst zu kommen; es giebt Leute genug, mit und ohne Uniform, die sich eine Ehre daraus machen, dem Teufel gern und pünktlich seine Geschäfte zu versehen.

Der getreue Adjutant.

Ein Fürst, der sehr undeutlich sprach, es aber allerhöchst übel nahm, wenn man nicht recht verstand, was

er sagte, hielt einmal eine große Heerschau, oder wie es vornehmer heißt, eine Revue. Er will nun eine Schwenkung machen lassen und sagt dem Adjutanten in schnarrendem Tone: „Heradetant Jeneral von der vierten Schwadron vom dritten Reiterrejiment combiren radarada hidarada, deremdem!“ Der Adjutant legt die Hand an den Tschako und sagt in fragendem Tone: „Majestät befehlen?“ Dieser wiederholt: „Jeneral combirn — radarada hidarada deramdam.“ „Sehr wohl!“ erwiedert der Adjutant und hup hup reitet er im gestreckten Galopp davon bis zu dem General und sagt: „Majestät combiren radarada — hidarada deramdam.“ Und wie der Wind jagt er wieder zurück. Der General schreit ihm nach: „Mordelement, was denn? was denn?“ Der Adjutant kehrt sich aber nichts daran und ist bald wieder auf seinem Posten.

Was nun daraus geschehen ist? fragst Du.

Ja, prost Mahlzeit, nicht alle Geschichten haben ein End, und das hat auch sein Gutes; wir können bei manchen noch selber das End machen.

Nochmals von Kleidern.

Wenn du einen Flecken an deinem Kleide oder irgendwo einen Riß hast, denkst du oft: „Pah, das sieht man nicht und die Leute haben anderes zu thun, als immer Alles an mir auszumustern.“ — Du gehst dann frank und frei herum und es kann oft sein, du hast Recht, es sieht Niemand den Flecken und den Riß.

Wenn du aber etwas Schönes auf dem Leibe hast, sei es nur ein schön Halstuch, oder ein frisch Hemd mit

weißer Brust, oder gar eine goldene Nadel u. dergl., da gehst du oft mit herausforderndem Blick hinaus und schlägst die Augen dann nieder, um nicht zu bemerken, wie alle Leute, was sie in Händen haben, stehen und liegen lassen und gar nichts thun, als deine Herrlichkeit betrachten. — So meinst du, aber das ist auch gefehlt, kein Blick wendet sich nach dir und deiner Pracht.

Das einemal meinst du, man sieht dich gar nicht, und das anderemal, die ganze Welt hat auf dich gewartet, um dich zu beschauen; aber beides ist gefehlt.

Gerade so ist's auch mit deinen Tugenden und Lastern.

Wenn du einen bösen Weg gehst, meinst du, es kennt dich kein Mensch und keiner sieht nach dir um, und es ist stockdunkel; wenn du aber dem Rechtschaffenen nachgehst, redest du dir oft ein, jeder Pflasterstein hat Augen, jedes Kind kennt dich und deine Gedanken und tausend Sonnen scheinen. Aber das Gute wie das Schlimme wird oft von der Welt übersehen. Ein Auge sieht Alles, das ist Gottes.

Drum halte dich selber, vor deinem Gott über dir und deinem Gewissen in dir, in Ehren; dann brauchst du nicht das einemal fürchten, daß dich Alles sieht und dir dabei etwas vorlügen, und das anderemal zürnen, daß dich Niemand sieht.

Selbstregieren und Selbstrasiren.

Der Doktor Gscheitle thut auch manchmal, als ob er zu den Freisinnigen gehöre; besonders gern bringt er dann die Redensarten an, die er hier und da aufgeschnappt

hat. So sagte er einmal im Wirthshause: „Die Bürger müssen immer mehr selbständig und unabhängig werden. Es muß dahin kommen, daß jede Bürgerschaft, jede Gemeinde, so viel als möglich sich selbst regiert, selbst ihr Wesen verwaltet und Recht spricht. Selbstregieren, das ist die Hauptsache. Es ist ja keine so große Kunst." Der Hagenmaier, der zugegen war, erwiederte: „Das sag' ich auch. Ich bin ganz einverstanden. Aber es muß sich auch jeder unabhängig machen und sich selbst rasiren oder sich den Bart stehen lassen, wenn's ihm gefällt."

Das will aber der Gscheitle nicht, denn das legt ihm sein Handwerk, und so geht's noch manchem Andern, der auch davon lebt, daß er die Menschen einseift und wenn's geschehen kann über den Löffel balbirt.

Wo steckt der Teufel?

In einem Märchen, es ist noch gar nicht alt, wird erzählt, daß der Teufel einmal auf Arbeit ausging und brav zu sein versprach, wenn man ihm vollauf zu thun gebe. Die Menschen ließen sich darauf ein und gaben ihm nun die mühseligsten Sachen zu verrichten, aber kaum hatte man ihm gesagt, was er zu thun habe, war er wie der Wind wieder da und sagte: „ich bin fertig, gebt mir Arbeit oder ich werde wild." Die Menschen wissen nun gar nicht, was sie anfangen sollen, bis einer dem Teufel den Auftrag gibt, die Straße nach der nächsten Stadt so schnell zu pflästern, daß er sie jetzt, beim Abfahren mit einer zweispännigen Kutsche, immer vor sich gepflästert fände. Der Teufel brachte auch das zu Wege.

Das Märchen endet nun damit, aber die Geschichte ist darum noch nicht aus.

Das Pflaster war fertig und der Teufel kam wieder und sprach: „Gebt mir zu arbeiten oder ich werde wild.“ Jetzt wurde er in den Polizeistaat aufgenommen und ein Schreiberbeamter nahm ihn zu sich und da hat er in den Akten zu thun, daß er nicht fertig wird bis an den jüngsten Tag. Wo ein Strahl des Lichts oder eine freie frische Bewegung in die Welt dringen will, da wird der Teufel hingeschickt, um das Loch zuzustopfen, durch welches das Licht eindringt, und die freie Bewegung einzuklemmen und zu knebeln. Hat er da ein Loch zugestopft und einen Strick fester angezogen, bricht's an der andern Seite wieder los und er keucht und rennt hin und her und protokollirt und inquirirt und registrirt und referirt, nimmt eine Duplik und eine Replik auf und schreibt und sandelt und siegelt, daß gar kein Ende zu finden ist.

Freilich ist dieses ganze Geschäft unnöthig, und wenn man die Menschen mehr gewähren ließe, könnte man die Hälfte des Amtirens ersparen, aber das ist es ja eben, die unnöthigen Geschäfte sind immer die größten.

Da steckt der Teufel.

Gebt mir meinen Mann.

Bekannt ist die Geschichte von jenem schwäbischen Soldaten, der vor der Schlacht sagte: „Wozu führen wir Krieg? Gebt mir meinen Mann von den Franzosen heraus, ich will mich schon mit ihm vertragen.“

Aehnlich ließ sich neuerdings ein Communist vernehmen, d. i. ein solcher, der da will, daß die Menschen alles, was sie besitzen, unter einander theilen, er sagte auch: „Gebt mir meinen Mann von den Reichen heraus, ich will schon mit ihm theilen.“

Das Märchen vom goldgelben Apfel.

Hoch oben in der Krone des alten Baumes hing ein goldgelber Apfel, der war so stolz und sein Putzen dünkte ihn eine Krone. Wenn der Wind wehte und ihn schüttelte, rief er schnell: „Wind wiege mich!“ Er wollte vor sich und den Aepfeln unter ihm sich den Anschein geben, als habe er über den Wind zu befehlen. Troff ein Regen herab und glitt durch Blatt und Zweig, rief schnell der goldgelbe Apfel: „Wasser wasch mich!“ Denn er wollte sich und die unter ihm wieder glauben machen, er habe den Regen so bestellt und er müsse ihm gehorchen.

Wenn man so etwas oft vorbringt, glauben's am Ende nicht nur die Andern, sondern man glaubt's auch selber.

Der goldgelbe Apfel hatte sich nämlich auch eingeredet und es auch wieder den Anderen vorgesagt, er allein sei der wirkliche und wahrhafte Nachkomme von dem uralten Apfelkern, den man vor vielen, vielen Jahren in den Boden gepflanzt und aus dem dieser Baum erwachsen war. Jener uralte Apfelkern stammte nach einer Familiensage in gerader Linie von dem Apfel ab, den Vater Adam mit seiner Frau Liebsten im Paradiese verzehrt hatte.

In diesem Gedanken bestärkte den goldgelben Apfel

auch seine Leibgarde, die Hummeln. Diese waren schön uniformirt, in feinen Pelzen wie die russischen Kosaken. Mittags um zwölfe, im schönen Sonnenschein, hielten sie regelmäßig Parade auf den Baumblättern in der Nähe; sie musizirten gar schön und die Raupen streckten in aller Ruhe die Köpfe empor und verdauten gut dabei. Mitunter kam auch ein Commando von den Lanzenträgern, den Hornissen; sie waren still und hielten sich nie lange auf; sie waren friedlich gegen Jedermann, der ihnen ehrerbietig und rasch aus dem Wege ging; sie trugen ihr Schwert stets in der Scheide, bis sie es zu einer Ehrensache brauchten.

Keiner aber, weder eine Hummel noch eine Hornisse beurlaubte sich, ohne vorher den goldgelben Apfel lange und innig geküßt zu haben und jedesmal, wenn sie fortgingen, meinte der goldgelbe Apfel, daß er ganz schwach sei. Das klagte er einer alten vornehmen Vertrauten, der stattlichen Schmeißfliege, die in Schwarz gekleidet war und den goldgelben Apfel in der Dämmerung besuchte und in Schlaf sang; sie summte: „Gruß und Kuß von der Fräulein Klosterbirne drüben in Nachbar Juchtenheims Garten; ach! sie stirbt fast vor Sehnsucht nach dir. Ein zudringlicher Lederapfel, der in der Nähe wohnt, will ihr den Hof machen, sie bleibt dir aber treu, sie ist auch so edel goldgelb wie du, da, da hast du den Kuß von ihr." „Au, au, du thust mir weh, du bist gerade an meine wunde Stelle gekommen," schrie der goldgelbe Apfel; die Schmeißfliege hörte aber nicht auf zu küssen und sich voll zu saugen, und als sie endlich satt war, sagte sie: „Du bist liebeskrank." „Nein," antwortete der goldgelbe Apfel, „ich fühle, wie mir etwas mein Eingeweide verzehrt,

au! wie das schneidet! Wenn das so fortdauert, sterbe ich bald, und mich ärgern noch dazu die Aepfel unter mir mit ihren dummen rothen Backen, sie haben die Frechheit zu sagen, sie seien gerade so fein und so reif wie ich, sie seien aus demselben Stamme und hätten Luft und Sonne und Regen gehabt wie ich." „Laß dich nur vor den Frechen nichts von deiner Krankheit merken," summte die Schmeißfliege, „dir soll geholfen werden. Ich habe einen alten Bekannten, den Doctor Raupe, er ist ein großer Gelehrter, er ging von keinem Blatte weg, bis er es ganz in sich aufgenommen hatte; jetzt hat er sich in seine Studierstube eingesponnen, ich weiß nicht, was er vor hat, wenn er aber herauskommt, der kann dir gewiß helfen."

In der Nacht spürte der goldgelbe Apfel grimmige Schmerzen im Leibe, aber je kranker er war, desto stolzer that er und er rief zu den Aepfeln hinab, die heimlich mit den Blättern flüsterten: „Seid still, Ihr unzeitigen grünen und rothen Unterthanen, Ihr unreifen Geschöpfe! Ich allein bin reif und habe Euch zu befehlen." Die Aepfel aber kehrten sich nicht daran und der goldgelbe schrie zornig: „Wartet nur, wenn ich hinab komme, ich schlage Euch Alle zu Boden."

Am Morgen, als Alles im Thau glitzerte, kam die Schmeißfliege und summte fast athemlos: „Der Doctor kommt sogleich! Ach! wie hat sich der verwandelt, man kennt ihn gar nicht mehr; das ist nicht mehr der Alte von früher, wo er so viel Sitzfleisch hatte, nicht vom Fleck konnte und jedes Blatt bis auf die Fasern studierte, er ist jetzt ein luftiger Kiekindiewelt geworden. Unterwegs hat er sich bei einer dummen Rose, die doch nichts kann

als blühen und duften, aufgehalten, um ihr schönen guten Morgen zu sagen; er ist ganz verändert, er gibt sich jetzt mit den kleinsten Blumen ab und denkt gar nicht mehr an die großen Bäume. Endlich, da ist er."

Ein Schmetterling kam geflogen und als er den goldgelben Apfel sah, setzte er sich auf ein Blatt daneben, schlug die Flügel zusammen, schüttelte mit dem Kopfe und schwieg. Als er fort flog, begleitete ihn die Schmeißfliege noch eine Strecke und fragte, wie es mit dem Kranken stünde. Der Schmetterling sagte: „Der ist wurmstichig, der stirbt, bevor die Sonne untergeht." Als die Schmeißfliege das hörte, flog sie zurück und dachte: „So? Steht's so? Nun so will ich noch genießen, was zu bekommen ist." Sie heuchelte keine Küsse mehr, sondern sog sich voll bis oben auf, so sehr auch der Apfel ächzte und krächzte; sie wischte sich endlich das Maul und flog auch davon.

Am Mittag, als die Sonne hoch am Himmel stand, von Wolken verdeckt, kamen die Hummeln; sie fanden den Apfel sehr leidend und noch bevor sie musizirt hatten, hingen sie sich an ihn, wie sie sagten aus Liebe, in der That aber bedeckten sie ihn ganz, um ihn auszusaugen.

Da trat die Sonne aus den Wolken, ein heißer Sonnenstrahl fiel schneidend auf den goldgelben Apfel, der Stil löste sich vom Zweige, die Hummeln retteten sich noch im Fluge, der Apfel fiel raschelnd durch das Gezweige nieder in das Gras. Dort verzehrten ihn noch die Hummeln und die Hornissen vollauf und der Wurm fraß von innen bis nichts mehr da war. Die Schmeißfliege saß daneben auf einem Grashalm und wischte sich

die Augen aus, sie weinte, wie sie laut verkündete, aus Trauer über den hochedeln Verstorbenen, in der That aber quollen ihr die Augen vor Aerger, weil sie neben den scharf Bewaffneten nicht beikommen konnte.

So erging's dem goldgelben Apfel. Die gesunden Aepfel stehen noch an den Bäumen, sie sind jetzt auch reif, hoffentlich brechen oder schütteln wir sie bald.

Herr und Meister.

Wir haben noch ein gutes altes Wort, mit dem wir einem Jeden den Herrn austreiben könnten — wenn wir nämlich Meister würden. Vor Zeiten hieß jeder selbständige Bürger Meister, und die Engländer, die großentheils von den alten Deutschen abstammen und viel von deren alten Bräuchen und Rechten erhalten haben, nennen noch jetzt jeden Mann Meister und jede Frau: Meisterin. In Oberdeutschland, wozu auch die deutsche Schweiz gerechnet werden muß, sagen noch heutigen Tages die Dienstboten nicht Herr und Frau sondern Meister und Meisterin.

Die Franzosen haben einmal zur Revolutionszeit das Wort Herr abgeschafft; es durfte Niemand mehr mit Herr angeredet werden, sondern nur mit: Bürger. Das ist allerdings der höchste und schönste Titel. So etwas schafft sich aber nicht durch ein Gesetz ab, das muß die Sitte, die Gewohnheit thun.

Bei uns Deutschen kommt das Wort Meister nach und nach fast ganz in Abgang, seitdem die Handwerks-

leute fast alle Fabrikanten heißen wollen. Bei Ritt-, Stall- und Wachtmeister hat das Wort noch seine volle Bedeutung. Bei anderen Worten klingt es aber in unseren Tagen fast wie Hohn und Spott. So bei Bürgermeister. Der ist oft gerade am wenigsten Meister über die Bürger, sondern ein ganz anderer, mit einem andern Titel. Der Hofmeister, wie man die Erzieher nennt, hat bei Hof am wenigsten zu sagen. In Wien nennt man die Thürwächter Hausmeister, vielleicht gerade, weil sie die Untergebenen des Hauses sind. Und nun gar die Schulmeister, die könnte man in unseren Tagen leider oft Schulskaven nennen.

Will's Gott, werden wir künftig einmal Meister statt Herren.

Eine Wetterregel.

Wenn die Stricke und Riemen kürzer werden, gibt's bald Regen, vielleicht auch ein Ungewitter. An vielen Orten werden jetzt die Regierungszügel kürzer eingezogen, die Stricke und Riemen spannen; es gibt wol bald einen Regen, dann werden die Stricke von selber luck, und die wo faul sind, brechen gar entzwei.

Neuer deutscher Briefsteller.

Da ist also der gewünschte Brief von einem Schulmeister. Der Kopf von der Einleitung kann wegbleiben, dann aber heißt's wörtlich:

M . . . . dorf, den 1. Juli 1846.

. . . . die Zustände und Nöthen des Volks-Schullehrers kann dir Niemand in einem Briefe schildern, wie du gewünscht hast. Zur Zeit werde ich einmal versuchen, meine ganze Lebens- und Leidensgeschichte einfach in einem kleinen Büchlein aufzuschreiben. Was der Eine erlebt und erlitten hat, das paßt auch mit wenigen Aenderungen auf den Andern. Leider darf ich nicht hoffen, daß dadurch in der That etwas gebessert werde. Das macht die Finger zittern beim Schreiben, das schnürt die Kehle zu beim Sprechen, wenn eine geheime Stimme uns zuruft: es wird doch wieder Alles beim Alten bleiben. Verzweifeln möchte man dann. Wie tapfer haben die freisinnigen Abgeordneten in der bairischen, würtembergischen, badischen und sächsischen Volkskammer für uns gestritten und gerungen, und was ist unser Loos? Immer noch das alte Elend. Wie alle Erlösung und Verbesserung sollen wir auch die unsere erst von der Zukunft erwarten. Ist aber nicht morgen auch eine Zukunft? Ist nicht jeder Tag, den man in Schmach und Noth verlebt, ein verlorenes Stück Leben? Wenn es einmal ein wahrhaftes und wehrhaftes Deutschland geben wird, voll Kraft und selbständig nach innen und geehrt nach außen, da wird man's nicht begreifen, wie wir so lange in unseren jetzigen Verhältnissen leben, wie wir nur eine Stunde glücklich und heiter sein konnten. Freilich, die Bedientenseelen, die im Wohlleben stecken, lächeln gar vornehm über das, was ein armer Dorfschulmeister zu sagen und zu klagen hat. Es muß aber anders kommen, es muß, wenn eine Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden ist. Wir Schulmeister sollen die Seelen der Jugend bilden, uns ist das Edelste anvertraut,

die ganze Hoffnung und Zukunft eines Volkes. Wir sollen und müssen uns jugendlich erhalten, frisch und kräftig; wie ist das aber möglich, wenn uns Kummer und Sorge um das Allernothwendigste im Leben die Seele zusammenpreßt und jeden Morgen umdunkelt? Hundertmal habe ich mir schon gewünscht, wenn ich nur ein Stallknecht im Hofmarstall oder, Gott verzeih' mir's, ein Pferd dort wäre.

Doch, du hast im vorigen Jahrgange geklagt, daß man dir solche Allgemeinheiten schreibe; ich breche ab. Obiges kannst du abdrucken lassen oder nicht, wie es dir tauglich scheint.

Erfreulicheres drängt mich, dir zu schreiben.

Wie thut es doch dem Menschen so wohl, wenn er sich auf die Zehen stellt und über sein eigenes Elend hinaussehen kann, zumal wenn dann etwas Gutes seinen Blick fesselt.

Ich hege zwar auch durchaus die Meinung, daß das Große und Gute nicht mehr von einzelnen hervorragenden Menschen ausgeht. Es gibt eigentlich gar keine großen Menschen mehr, sondern viel Mittelschlag, und das ist besser. Der Meister und Herrscher unserer Gegenwart und Zukunft ist der Held: Verein! Dennoch aber muß es Menschen geben, die die Anderen zur Vereinigung anregen und führen und Anfangs die Leitung in die Hand nehmen. Unser ganzes Dorf geht jetzt besseren Verhältnissen entgegen, hauptsächlich durch zwei Menschen, nämlich durch unsern Pfarrer und unsern Bürgermeister.

Du bist keiner von denen, die in geschminkter Faulheit und Fäulniß wollen, daß man einstweilen gar nichts thue, Alles so recht grundmäßig zerfallen und verderben

lasse, weil so viel Schmach und Noth auf dem Vaterlande lastet. Wenn ja einst das deutsche Vaterland in sich geeinigt, in Ehre vor sich und vor der Welt dasteht, dann ist noch keineswegs damit erreicht, daß jeder Mensch in seiner Seele und in seinem Hauswesen gut wirthschafte. Der Zweck aller Freiheit ist doch nur, daß Jeder ohne Hinderniß ein echter Mensch werde. Nun darf man aber einstweilen nicht müssig sein; das Feld der Seele wie der vor uns ausgebreitete Boden muß einstweilen angebaut und fruchtreich gemacht werden, so gut als möglich. Jetzt müssig sein mit der Vervollkommnung seiner Seele, das wäre gerade, wie wenn ein Bauer seinen Acker schlecht bestellt, weil er noch Zehnten geben muß, weil er noch nicht den vollen Ertrag hat, wie's ihm gebührt. Dank muß man es daher Jedem wissen, der einstweilen auch nur die kleinste Verbesserung ins Werk bringt; sie wird Stand halten, wenn einst die große, das ganze Volk erquickende, kommt.

Meine Uhr hat ein doppeltes Gehäuse und mein Brief eine doppelte Einleitung; jetzt aber schauen wir in's Werk, die Unruhe geht auf einem geschliffenen Edelstein.

Unser Pfarrer hat für seine guten Bestrebungen vor Allem dadurch einen sichern Stützpunkt gewonnen, daß er das gemeinnützige Trachten und den Edelsinn in seinen eigenen Angelegenheiten bewährte.

Er ist ein Mann, wie man sagt, in den besten Jahren. Nicht lange nachdem er hieher versetzt war, kam er mit einem seltsamen Vorschlag in den Gemeinderath; er verlangte, daß man ihm die sogenannten Stol- und Casualgebühren als feste Besoldung aus Gemeindemitteln bezahle. Anfangs war Alles stutzig, der Pfarrer aber

nahm die Kirchenbücher und zeigte: so und so viel Taufen, Hochzeiten und Leichenbegängnisse kommen durchschnittlich im Jahre vor; das Minimum (der geringste Betrag), was dafür erstattet werden muß, ist von der obern Kirchenbehörde festgesetzt, hienach also möge der Gesammtbetrag bestimmt werden. Der Gemeinderath wollte das natürlich nicht ohne Gemeindeversammlung eingehen; in dieser, die hierauf anberaumt wurde, hielt der Pfarrer eine Rede, ich wollte ich könnte sie dir ganz aufschreiben; der wesentliche Grundgedanke aber war: Ich bin euer Geistlicher, für alle eure religiösen Angelegenheiten angestellt; so wenig mir nun der Gottesdienst und die Predigt an Sonn- und Feiertagen besonders bezahlt wird, so wenig sollten die heiligen Handlungen, deren Vollziehung dieser oder jener von mir bedarf, besonders vergütet werden. Es sind aber diese Gebühren ein Theil meiner Besoldung, ich kann euch nichts schenken, will aber von euch auch nichts geschenkt haben. Die alte Ansicht, daß man dem Pfarrer Geschenke machen müsse und daß er sie annehme, stammt noch aus der Zeit der Bettelmönche: ich bin kein Bettelmönch. Es ist ein schrecklicher Gedanke, wenn der Arme mit Recht oder Unrecht glaubt, der Pfarrer sei für ihn bei einer Taufe, einem Leichenbegängnisse lässiger, weil er keine großen Geschenke machen könne. Ihr seid alle gleich vor Gott und vor dem, der der wahre Mensch ist. Die heiligen Handlungen, deren ihr bedürft, verrichte ich euch ohne Unterschied; darum wünsche ich, daß ich dafür von der Gemeinde insgesammt und nicht von den Einzelnen bezahlt werde. Besser wär's, ich bedürfte gar keines Lohnes; aber ich verwende nun einmal meine Zeit und all mein Denken für euch, und ihr müßt mich dafür ernähren. —

Nun wiederholte der Pfarrer mit den Zahlen belegt seinen frühern Vorschlag und verlangte nur zwei Drittheile des durchschnittlichen Gesammtbetrages. Dies wurde mit Freuden bewilligt. Zuletzt verkündete er noch ein- für allemal, daß ihm bei den Anmeldungen zur Communion nicht, wie bisher gebräuchlich, irgend ein Geschenk in's Haus gebracht werden dürfe, indem er nichts annehme.

Du kannst mir's glauben, daß der Pfarrer sich hiedurch die Herzen Aller gewonnen hat. Einige Reiche, die ihre alte Zuthulichkeit beim Pfarrer nicht aufgeben wollten, und denen es gar nicht gefiel, daß sie nicht größere Geltung haben sollten, als der ärmste Häusler, waren ihm eine Zeit lang gram, sie hielten seine Uneigennützigkeit für Stolz (und sahen doch ihren eigenen Stolz nicht). Nach und nach hat er aber auch diese gewonnen, indem er ihnen Gelegenheit genug gab, ihre besseren Verhältnisse für die Gemeinde geltend zu machen; denn die Eitelkeit ist einmal nicht auszurotten, und das hat wohl auch sein Gutes; nicht Jeder ist erhaben genug, um das Gute so zu thun, daß davon keinerlei Glorienschein auf sein Haupt fällt. Das Streben nach Auszeichnung, wie ich die noch reine Quelle der spätern Eitelkeit nennen möchte, erweckt die Menschen zu manchem Bessern. Die Leidenschaften, recht benutzt und geleitet, können zu kräftigen Anlagen werden.

Bei seinen Amtsbrüdern in der Gegend hat sich der Pfarrer viel Gespötte und Uebelwollen zugezogen, aber die Gemeinde verehrt ihn; er ist in allen Häusern heimisch. Ich möchte sagen, wie die Kirchuhr der äußere, so ist er der innere Zeitmesser, das große Herz der Gemeinde.

Ich schwärme nicht, denn ich sehe den Pfarrer seit

den anderthalb Jahren seines Hierseins fast täglich, und wen man täglich sieht, für den kann man nicht schwärmen. Er behandelt mich brüderlich, ohne den leisesten Hochmuth; scherzend sagt er oft: „Wir beiden sind die Wachmannschaft, die vom großen Gott hier in dieses einsame Thal ausgestellt ist.“ Wenn ich zu ihm komme, fragt er bisweilen: „Ist nichts vorgefallen auf dem Posten?“

Doch, das gehört nicht hierher; ich muß dir noch Einiges erzählen. Meine Noth geht meinem Kameraden auf der Wache tief zu Herzen, er sagt, es werde und müsse geholfen werden, nur solle vorher Manches in der Gemeinde besser im Stande sein. Ich harre in Geduld und viel leichter als je zuvor; so viel thut die Nähe eines Menschen, der uns die Zuversicht verleiht, daß das Echte noch nicht erstorben ist in der Menschheit. —

Du kannst dir kaum vorstellen, welch eine Rührigkeit, welch ein Leben der Pfarrer in die ganze Gemeinde gebracht hat. Es ergibt sich, daß weit mehr tüchtige Männer hier sind, als man je geahnt oder geglaubt hätte. Verarge oder mißdeute mir es nicht, wenn ich mir auch etwas davon zuschreibe, denn ich bin bereits zwanzig Jahre hier im Orte Lehrer. Was habe ich denn auf dieser Welt, wenn ich mir nicht bekennen darf, daß ich wenigstens nicht umsonst gelitten und dabei doch manches Gute gepflanzt habe?

Eine eigenthümliche Bewegung war dadurch, daß sie bei der letzten Bürgermeisterwahl durchaus den Pfarrer wählen wollten, was doch der Gemeindeordnung zufolge nicht statthaft ist. Hierdurch bewirkte aber der Pfarrer, daß ein äußerst verständiger junger Bauer (er war früher einer meiner besten Schüler, sollte Schulmeister werden;

ich hielt ihn aber davon ab) zum Bürgermeister gewählt wurde, obgleich er keineswegs zu den Reicheren gehört. Das ganze Dorf hat nun gewissermaßen Methode erhalten, es ist weit mehr Planmäßigkeit in Allem, was geschieht und vorbereitet wird. Alles entfaltet sich zum Bessern, aber naturgemäß nur allmälig. Es kann nichts schnell gehen auf dem Lande. Ein Pferd, das vor den Pflug gespannt, Furchen in die Erde zieht, zur Empfängniß neuer Saat, das kann nicht so schnell rennen wie ein leichter Springer vor der Kalesche auf gebahnter Straße. Hat das Ackerpferd dann auch einmal Leichteres zu ziehen, es ist an den alten Gang gewöhnt.

Die große Masse des Volkes gelangt erst jetzt wieder zu frischem Leben, und wie lange waren die Lebensadern mit Actenschnüren unterbunden!

Bereits hat die äußere Gestalt des Dorfes ein verändertes Ansehen gewonnen. Während man früher nur mühsam durch den Koth waten konnte, ist es jetzt in allen Gassen wie auf einer Kegelbahn. Gemauerte Rinnen sind an den Seiten der Straße und diese wird wöchentlich zweimal gekehrt. Die Leute haben hiedurch auch an Dünger gewonnen. Der Pfarrer war nicht zu stolz, selbst diese geringfügig scheinende Sache anzuordnen und zu leiten. — Wir haben jetzt auch viel mehr Blumen im Dorfe als je zuvor. Der Pfarrer ist selber ein geschickter Gärtner; er gehört auch zu den berühmten Botanikern (Pflanzenkundigen). Vor vielen Häusern hat man neue Plätzchen gewonnen, um dort Blumen zu hegen und selten wird ein solches Gärtchen beschädigt; das will viel bedeuten, das zeugt von einem guten Geiste.

Nicht bloß Verschönerndes, sondern auch viel unmittelbar

Gemeinnütziges ist gestiftet worder und in der Vorbereitung begriffen.

Die Ablösung der Zehnten und Frohnen, die jetzt bei uns statt findet, ist nicht so durchweg ein Glück, wie man dem ersten Anscheine nach glaubt. Allerdings wird hiedurch der Bauer erst wahrhaft freier Eigenthümer, aber er ladet sich oft eine Capitallast auf, die drückender ist als die vormalige Naturalabgabe, weil der Zins von der Capitalschuld gleichmäßig bezahlt werden muß, gleichviel ob die Aehre völlig geladen habe oder ausgebeutelt sei.

Nun hat aber unsere Gemeinde die Zehnten und Frohnen gemeinsam abgelöst und zu dem Behufe eine Gemeindeschuld aufgenommen. Damit solche aber nach und nach amortisirt (getilgt) werde, bezieht die Gemeinde noch fort und fort den Zehnten u. s. w., verkauft das Erträgniß, und nach Verlauf von etwa 25 Jahren ist die Gemeinde von selbst frei.

Auch ist die ganze Gemeinde der Hagelversicherungsgesellschaft beigetreten; sie kommt dadurch viel billiger weg, als wenn bloß Einzelne versichern. Freilich ist das eine neue und keineswegs unbedeutende Last, zumal da die gewöhnlichen Steuern schon fast unerschwinglich sind; will man aber nicht in Angst und Bangen vor jeder Wolke leben, so giebt es kein besseres Sicherungsmittel. Nur die krasse Betbrüderei, die aber die echte Gottlosigkeit ist, kann diese Vereine verdammen, weil sie das echte Gottesvertrauen schmälern sollen, wie man aus gleichem blinden Eifer die Blitzableiter verdammen wollte. Gott ändert den geheimnißvollen Lauf und die Gesetze der Natur nicht, darum hat er uns als Menschen Vernunft und Mittel an die Hand gegeben, uns gegen Unfälle möglichst

zu sichern; diese Mittel zu gebrauchen, das ist Gott gefällig, und lästerlich ist's, müßig die Hände zu ringen, wo man hätte werkthätig zugreifen können.

Der Pfarrer hat mir von der Oberschulbehörde die Erlaubniß ausgewirkt, eine Agentur (Bevollmächtigung) von der Vieh- und von der Möbel- (Hausrath-) Versicherungsgesellschaft übernehmen zu dürfen. Schon treten Einzelne bei. Ich habe dadurch nicht nur einen kleinen Verdienst, sondern bin zugleich auch noch meinen Mitbürgern nützlich. Ich lege das, was ich dadurch erworben, zurück und will mich in die Lebensversicherung einkaufen, damit meine Frau und Kinder nach meinem Tode doch auch etwas haben. Unsere Schullehrerwittwenkasse kann kaum so viel geben, daß man nothdürftig vier Wochen Krankheit davon bestreiten kann. Es werden so viele milde Stiftungen gemacht, ja man errichtet sogar wiederum reiche Klöster, warum denkt Niemand an die Schullehrerwittwenkasse? Warum?

Wir haben hier nun auch einen Gemeindebackofen, der sich sehr nützlich erweis't, nicht blos in der Holzersparniß. Anfangs waren die Frauen grimmige Gegnerinnen, weil die heimlichen Schmalzkuchen vor der Sonne der Oeffentlichkeit etwas abmagerten und sich verminderten. Jetzt geht's aber schon besser.

Ein wichtiges Werk wird jetzt vorbereitet, nämlich ein Gemeindevorrathshaus, besonders für die Saatfrucht.

Ein anderes ist bereits in schönster Blüthe, es ist auch ein Gemeindevorrathshaus und auch besonders für die junge Saat; ich meine den Kindergarten. Wir haben die Spiele und den Namen, die der wackere Fröbel in Keilhau dafür gegeben, in unserer Kleinkinderbewahranstalt

angenommen. Ich habe meine älteste Tochter, Josephe, die nebst meinen beiden anderen in der Stadt diente, zu diesem Behufe nach Hause genommen und sie ist ganz voll Seligkeit, die Kinder zu hüten, zu warten und zu erheitern. Meine Josephe ist ein starkmuthiges, gesundes Mädchen, das ist vor Allem nöthig, denn es ist keine Kleinigkeit, 70—80 kleine Kinder zu hüten. Manche alte, zur Ruhe gesetzte Männer und Frauen kommen oft und helfen. — Fürchte nicht, daß das harmlose, freie Kinderleben jetzt auch eingepfercht wird; es herrscht die größte Ungezwungenheit. Nur Eines bringt die Kinder zur Gemeinsamkeit und Botmäßigkeit, das ist der Gesang; die Kinder lernen sonst fast nichts als Singen. Eine eigenthümliche Bedeutung liegt auch darin, daß die Spielzeuge keinem Kinde angehören, sondern Eigenthum der Anstalt sind, mit dem aber jedes frei schalten kann. Ich könnte dir über die unsägliche Wohlthätigkeit dieser Anstalt noch viele Blätter voll schreiben, ich will aber nur noch darauf hindeuten, wie nothwendig sie ist, wenn man weiß und bedenkt, wie viele Leute, wenn sie auf's Feld gehen, die Kinder einsperren oder wild rennen lassen und oft allem Unglücke preisgeben. Anfangs wollte es den Anschein gewinnen, als ob nur die Taglöhnernden, die Aermsten, die Anstalt benutzen wollten; jeder gab sich sonach Mühe, nicht zu solchen gerechnet zu werden. Nun schickte aber der Bürgermeister mit einigen Gemeinderäthen die eigenen Kinder und Alles ist im besten Gange.

Im verflossenen Frühling hat die ganze Gemeinde, Groß und Klein, zum erstenmal wieder das alte Maifest im Freien gefeiert. Auf dem nahen Reitersberge, wo man eine herrliche Aussicht genießt, hielt der Pfarrer in

einer mit Blumen geschmückten, aus Rasen erbauten Kanzel, eine Rede voll heiliger Naturandacht. Besonders schön war dann auch, als außer den Schulkindern auch die ganz Kleinen mit Fahnen und singend einherzogen. Jeder blickte auf sein Kind, wie es in der Reihe ging, mit doppelter Freude. Als hierauf die Eltern ihre Kinder zu sich nahmen, war's, als ob sie dieselben von neuem geschenkt bekommen hätten. — Die Musik, die den Gesang zum Gottesdienst begleitet hatte, spielte gegen Abend zum Tanze auf, Alles war voll schöner sittlich gehobener Heiterkeit. Es fiel hiebei zum erstenmal auf, daß man den Galopptanz nicht gut auf der Wiese exekutiren (ausführen) kann.

Man geht auch damit um, ein freies Arbeitshaus für unbeschäftigte Arme zu errichten; dazu bedarf es aber einer nicht unbedeutenden Summe, die Sache steht daher noch in weitem Felde, ist aber keineswegs aufgegeben.

Du mußt dir aber nicht vorstellen, daß unser Dorf ein blank geputztes Seligenthal oder Engelheim sei, wo Alles in Honigfarben glänzt; es geht noch Manches drunter und drüber zu, aber das Gute dringt allmälig durch und wird mächtig durch Vereinigung der Kräfte.

Ich habe meinem Pfarrer mitgetheilt, daß ich dir schreiben wolle und habe ihn gebeten, den Brief durchzusehen; er hat es aber abgelehnt, indem er bemerkte: „Sie sind ein selbständiger, freier Mann; schreiben Sie nach Gutdünken. Wenn Sie mich loben, machen Sie es nicht gar zu bunt, ein wenig lasse ich mir schon gefallen."

Ich will dir auch von ihm sagen, daß er im letzten Jahrgange nicht so zufrieden mit dir war, wie früher, namentlich sei die Geschichte von dem Kindesmord zu scharf gespitzt. Du sollest an das Sprüchwort denken.

Das Mädchen sei auch schuldvoll, besonders dadurch, daß es das Kind so sträflich vergißt; er läßt dich aber ermahnen nur fortzufahren und es besser zu machen, wenn du kannst. Mein Pfarrer ist auch ein Feind der Vereine gegen Thierquälerei wie du, besonders auch, weil der Verein die Polizei zu Hülfe ruft. Ein Sittliches ist kein Sittliches mehr, wenn es durch polizeiliche Strafgewalt in's Werk gesetzt wird; die ganze Wirkung, die auf die Seele des Menschen erzielt werden soll, geht dadurch verloren. Auch ist jetzt, wo allenthalben so viel Schmach und Noth herrscht, noch nicht Zeit, Vereine gegen die Thierquälerei zu stiften. Da machen sich aber die alten Weiber in langen Kleidern oder in Steghosen etwas vor, bereden sich in ihren feinen Theegesellschaften, gar Schönes gethan zu haben, wenn sie einmal einen hartherzigen, armen Fuhrmann einsperren lassen, während rings um sie her Knechtschaft und Noth die Menschen nieder drückt. Wir haben hier auf dem Gemeindehaus einen Vorrath von getheilten Jochen für die Ochsen, die zu billigen Preisen abgegeben werden; dadurch werden nach und nach die zusammenhängenden qualvollen ganz verdrängt. Das ist ein Anfang zur Sorgfalt für die Thiere, an den die Butterbemmenseelen der Thierquälervereine in ihrer Polizeiseligkeit noch nicht gedacht haben.

Mein Brief ist etwas lang geworden, ich weiß kaum mehr, was ich dir zu Anfang geschrieben habe. Ich erlaube dir, daraus zu machen, was du willst. Verzeihe, daß ich dir auf so grobem schlechtem Papier schreibe, ich habe kein besseres. Dein u. s. w.

Hermann D.....

Frag- und Antworttafel.

Ein Narr kann mehr fragen, als zehn gescheite Leute antworten können — das ist wahr; aber erstens ist der Frager kein Narr, zweitens wird dieses hier von mehr als zehn gescheiten Leuten gelesen und drittens hat der Frager auf Manches auch schon eine Antwort in der Tasche, er will nur sehen, was Andere vorerst vorbringen, und viertens — ja das sagt sich nicht so schnell. Es ist nämlich aus alten Zeiten der Brauch, daß der Kalender auch seine Räthsel hat; das waren oft harte Nüsse zum Aufknacken und man hat ein ganz Jahr lang daran beißen können. Manchmal hat's der Kalendermann auch bequemer gemacht, und damit der Leser sich nicht auf den Kopf zu stellen braucht, hat er die Auflösung des Räthsels so gestellt; das war dann leicht, man durfte nur das Buch umdrehen, da war das Wild gefangen. — Der Gevattersmann ist aber kein Freund von Räthseln, nicht nur, weil er keine gereimten machen kann, das käme doch noch auf die Probe an, sondern weil nach seiner Ansicht nicht viel dabei herauskommt, wenn auch Mancher seinen Witz daran üben und zeigen kann.

Darum stellt der Gevattersmann hier eine Frag- und Antworttafel auf. Jeder, der will und kann, soll hier seine Sache vorbringen; weil aber dieß das erstemal ist, muß der Gevattersmann schon vor's Brett stehen.

Hier also einige Fragen. Der Gevattersmann hat noch manche auf dem Herzen, er darf sie aber nicht heraus lassen, denn darüber hat noch ein Anderer zu befehlen; der Gevattersmann will froh sein, wenn er einstweilen diese anschlagen darf. Diese Fragen also soll jeder

selber beantworten, oder wenigstens darüber nachdenken. Schön aber wär's, wenn derjenige, der etwas Gutes gefunden hat, es kurz und bündig mittheilte, oder auch neue Fragen, wenn er solche hat.

Diese Fragen sollten aber nicht auf Einmal genossen werden, sondern in guten Absätzen.

Also:

Woher kommt es, daß die verschiedenen deutschen Stämme oft so feindselig und schadenfroh, oder wenigstens neckisch und eingebildet gegen einander sind, und wie wäre diesem abzuhelfen?

* * *

Welche Vortheile und welche Nachtheile bringt das frühe Heirathen mit sich und was ist überwiegend?

* * *

Sollen militärische, richterliche und geistliche Beamten außerhalb ihrer Amtsthätigkeit eine besondere Tracht oder Uniform haben?

* * *

Ist es zu beklagen, daß die schönen, ehrenfesten Bauerntrachten nach und nach verschwinden und ließe sich etwas zu ihrer Erhaltung thun?

* * *

Wer ist daran schuld, daß die Beamten außerhalb ihrer Amtsthätigkeit bei ihren Titeln genannt werden? Sind es die Betitelten oder Titellosen?

* * *

Warum sind so viele Regierungen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens feind? Und warum fast Alle gegen die Schwurgerichte?

* * *

Welche Vortheile und welche Nachtheile hat es, wenn das Gemeindegut Eigenthum der Gesammtheit bleibt und welche, wenn es zerstückelt und an Einzelne vertheilt wird?

* * *

Warum sind in Deutschland so viel blutige Zerwürfnisse zwischen Soldaten und Bürgern, wie in keinem andern gebildeten Lande? Wie wäre diesem zu steuern?

* * *

Wie muß es im Vaterlande aussehen, wenn jeder Bürger mit gerechtem Hochgefühl soll sagen können: Ich bin ein Deutscher?

Jahrgang 1848.

Der Gevattersmann

stellt sich wiederum auf den Posten und wünscht ein glückselig Neujahr!

Wenn man nur etwas mehr thun könnte!

Der Gevattersmann möchte gern in diese Blätter nicht nur Wünsche, Hoffnungen und Ermahnungen einwickeln, sondern, wenn's möglich wäre, auch etwas Stärkendes und Labendes. Wächst Nahrung aus den geraden Furchen der gedruckten Zeilen? Was sind Worte, die man in die Hütten und Herzen schickt! Die Sklaverei will darob nicht schwinden und die blasse Noth sich dadurch nicht verscheuchen lassen.

Und doch ist das Wort das Erlösende und das Lebenschaffende, es erhebt den Menschen aus seiner Verdumpfung und eint ihn mit seinen Brüdern.

Das Wort ist das heilige Gefäß, daraus der Menschengeist Labung trinkt, einer reicht's dem andern, nie wird es leer, und der Gedanke wandelt sich in der empfangenden Seele zu frischem Willen und hülfreicher That. Wohl zittert die Hand, die nur Worte hinschreiben soll, da du mit aller Kraft helfen möchtest. Gelingt es aber, die rechten Gedanken in die Herzen der Menschen zu flößen, so ist die rechte That da.

Eine Dämmerungsstunde.

Die meisten Menschen, denen es vergönnt ist in trauter Häuslichkeit bei den ihrigen zu verweilen, lieben es, die Abenddämmerung im Stillen zu verbringen. Die Kinder werden unruhig und erregt um diese Zeit, die Erwachsenen aber rücken gern still zusammen; man spricht ein inniges Wort, oder Jedes kehrt still bei sich ein, und da drinnen wird der beste Labetrunk aus hellen Krystallen geschenkt. — Man zögert, das einbrechende Dunkel alsbald durch Lichtanzünden zu verscheuchen, denn unbewußt überkommt einen Jeden etwas von dem Gedanken der heiligen Naturmacht, die oft kaum beachtet das größte Wunder des Lichtes und der Finsterniß vor uns ausbreitet; man wagt es nicht, so rasch mit dem menschlichen Willen drein zu fahren und das künstliche Licht zu verbreiten. Und wie wohlig spricht sich's so in der Dämmerung! Man erschaut einander noch in halb verhüllten Umrissen und das Wort, das laut wird, erhält doppelte Aufmerksamkeit; das Auge ist gleichsam beruhigt, denn der Geist wird nicht abgezogen von dem, was sich dem Blicke darbietet. Da klingt oft ein Wort wie hehre Musik, die man mit geschlossenen Augen vernimmt und die noch lange in der Seele nachtönt.

So saß der Hagenmaier Abends mit seiner Frau, dem Sohne und dessen junger Gattin in der Stube. Erst gestern war die Hochzeit des jungen Ehepaares gewesen und die Freudentöne hallten noch in allen Gemüthern nach. Niemand redete ein Wort und doch waren sie alle innerlichst beisammen. Der junge Hagenmaier hielt die Hand seiner Frau, die neben ihm saß. Vielleicht mochte

der Alte ahnen, welche Seligkeit jetzt in dem Herzen seines Kindes lebte, denn als er jetzt sprach, da war's als ob ein Geist spräche; er saß in der Ecke in Dunkel gehüllt, man sah Niemand und hörte doch die Worte: „Ja Kinder! Es ist rasch gesagt: ich liebe dich von ganzem Herzen und will dir mein ganzes Leben weihen; aber wenn's drauf und dran kommt, wo man einander nachgeben, sich und das andere bessern und veredeln soll, da hält's oft schwer und da reichen Worte nicht aus. Es giebt Stunden, wo man, um dem Andern seine Liebe an den Tag zu legen, so zu sagen Bäume ausreißen könnte; aber ohne Murren und Vorhalten eine durch die Schuld des Andern kalt gewordene Tasse Caffee trinken, das will sich nicht thun lassen. Tief bedeutsam heißt es in der Schrift: „denn wie Viele auch den Bräutigam erwarten, die meisten Lampen sind verlöscht wenn er endlich kommt.“ Denn Vielen hat sich das Herz verhärtet im Eigenwillen, und jeder Mensch sollte sich immer bereit halten das höchste Glück zu genießen. Ihr seht wie innig wir zusammen leben; glaubt aber nicht, daß es ohne Kampf abging; besonders Ich war etwas starr, da ich schon frühe ein unabhängiges, selbständiges Leben führte. Ich will Euch zwei Geschichten aus der Zeit unsrer jungen Ehe erzählen, und Ihr könnt daraus lernen und sollt es. — Wie freute ich mich auf den ersten Sonntag, da ich mit meiner Frau zur Kirche gehen sollte. Wir verplauderten uns etwas zu lange am Morgen und nun hieß es: rasch gemacht, damit man zur Zeit kommt. Meine Frau verschloß sich in der Kammer, um sich anzukleiden, und ich war längst fertig und harrte ihrer; sie hatte aber immer noch etwas zu bosseln. Zuerst mit freundlichen Worten und mit

Scherzen bat ich sie, sich zu sputen; dann kam ein immer heftigeres Bitten und Betteln, Ermahnen und Drängen. Ich schlug mir gewiß noch dreimal Feuer und zündete meine Pfeife an, ließ sie aber im Aufhorchen immer wieder ausgehen und hielt eine Vorpredigt vor der verschlossenen Kammerthür. In solchen Minuten des Wartens steht man wie auf Kohlen, man verscheucht einander und bringt sich in Unruhe, so daß nichts aus der Hand geht. Mir war schon das Blut zu Kopf gestiegen als meine Frau endlich und endlich kam. Ich konnte schon kein gutes Wort mehr reden und stumm verließen wir das Haus. Kaum waren wir aber einige Schritte gegangen, als ihr einfiel, daß sie noch etwas vergessen hatte. Nun mußten wieder alle Schlüssel hervorgesucht und alle Schränke aufgeschlossen werden; ich blieb draußen und es dauerte mir eine Ewigkeit bis sie wiederkam. Ich wollte schon allein zur Kirche gehen, aber ich schämte mich; und als sie nun wieder erschien, mit heiter lächelndem Antlitze, und mir den Hemdkragen noch zurechtzupfen wollte, da wendete ich mich voll Zorn und Unmuth ab und sagte: „Putz Du Dich nur selber sieben Stunden lang.“ Und so gingen wir miteinander zur Kirche und redeten kein Wort. — Mit zornglühenden Wangen und doch wieder voll Aerger über mich selbst trat ich in die Kirche. Meine Frau ging nach ihrem Stuhl, ich wußte nicht, hatte sie noch einmal nach mir umgesehen oder nicht; ich lehnte mich an eine Säule und war so starr wie der Stein neben mir. Ich hörte manchmal dem Pfarrer zu, dann vergaß ich ihn wieder und betrachtete mir die Bauart der Kirche und was das für ein hohes kühles Haus sei. Daran hatte ich noch nie gedacht, und ich ärgerte mich, daß ich so zerstreut

war und der Predigt keine Aufmerksamkeit widmete. Jetzt fiel mir ein, daß das von dem Zank mit meiner Frau herkäme; wie konnte ich da die gehörten Worte in mich aufnehmen? Ich hätte mich gern mit meiner Frau versöhnt und blickte nach ihr um, sie aber schaute nicht auf, und das ärgerte mich wieder. Hatte sie denn nicht Unrecht? mußte sie mich denn nicht um Verzeihung bitten? war das nicht ein Zögern und Zaudern zum Verzweifeln gewesen? Seht, Ihr Kinder, so wird man wenn man im Zorne steckt und sich über die eigene Hartherzigkeit was vorlügen will. Ich zürnte ihr, daß sie so ruhig beten könne, da sie mich doch beleidigt hatte, und so war ich ein Nichtsnutz vor und in der Kirche und vergällte mir die Stunde meines Lebens, die mir eine der schönsten hätte werden können. Vielleicht wäre das Mißverständniß bald gelös't gewesen, wenn ich meine Frau bei der Hand fassen und ein liebreiches Wort mit ihr hätte sprechen können, aber wir waren in der Kirche getrennt und mir war's, als ob wir einen Streit gehabt, der auf ewig unsre Herzen scheidet."

Die Frau wollte hier ihren Mann unterbrechen, er aber sagte: „Laß mich nur ausreden, ich habe nachher noch eine Geschichte zu erzählen, dann kannst Du das Nachspiel halten. Also, Ihr könnt Euch denken Kinder, daß wir uns bald wieder versöhnten; denn die Mutter war in ihren jungen Tagen ein lustiger Bursch, und wenn ich griesgrämlich sein wollte, da lachte sie mich aus, und ich mußte auch lachen. Da konnte ich nun nicht mehr begreifen, wie ich so zornig gewesen war. Es kam mir jetzt wie eine Kleinigkeit vor, kaum der Rede werth; aber wenn das Blut in den Adern siedet, dann versteht man dies nicht.

Nun noch die andere Geschichte: sie handelt auch von einer ähnlichen Viertelstunde der Versuchung. Es war die Hochzeit unserer Base zu Lichtenau; wir waren dazu geladen und wollten zur bestimmten Stunde dort sein. Es war die höchste Zeit, daß man sich auf den Weg machte, keine Minute mehr zu verlieren. Ich hatte den Apfelschimmel, den ich noch vom Vater bekommen, eingespannt und knallte und knallte vor der Thür, aber die Mutter wollte noch immer nicht kommen. Ich schickte ihr alle vorübergehenden Weiber ins Haus, um ihr zu helfen; ich wußte, daß ihr das unlieb war, und that es eben deswegen: warum ließ sie mich warten! Und als sie endlich kam, da begann ich zu fluchen, daß es, wie man sagt, ein Loch in den Himmel giebt. Mit zusammengepreßten Lippen stieg die Mutter auf und hielt sich durch das ganze Dorf das Tuch vor die Augen, und ich peitschte den Apfelschimmel, daß er hinten und vorn ausschlug. Draußen vor dem Dorfe aber begann die Mutter laut zu weinen und sagte: „Um Gotteswillen, wie kannst du nur so sein, und dich und mich vor dir selbst und vor der Welt zu Schanden machen und verderben?" Das schnitt mir wie ein Messer durch die Seele, ich dachte an den Kirchgang; jetzt hatte ich mein Weib neben mir. Ich ließ dem Apfelschimmel die Zügel nach und steckte die Peitsche neben mir in Ruhe, ich mußte mich selber in Zügel nehmen. Ich darf sagen, ich hab' meinen Jähzorn ehrlich bereut. Ihr könnt aber erkennen, wie man aus solchen Kleinigkeiten ersieht, ob das wahre Licht im Herzen noch brennt. Diese Wartezeiten waren mir Stunden der Versuchung gewesen, und ich darf sagen, ich habe von da an gelernt, mich gefüge in das Wesen eines Andern zu finden. Denkt daran,

wenn die Versuchung einmal über Euch kommt.“ — „Jetzt kommt das Nachspiel,“ sagte die Mutter. Du hast vergessen zu sagen, daß ich von da an dich nie mehr warten ließ und immer vor dir fix und fertig war. Nun aber wollen wir Licht anzünden; es ist genug gedämmert.“

Und so geschah es; heitre Gesichter, von den besten Vorsätzen verklärt, schauten einander an.

Die Schloßuhr zu Kleinresidenzlingen.

Von einem wilden Mohrenvolke wird berichtet, daß der Häuptling jeden Morgen, noch bevor es tagt, seine Lanze ergreift und der Sonne die Bahn vorzeichnet, die sie durchlaufen solle; er wendet sich nach dem Aufgang und sagt: Sonne, dort steigst du herauf — und dann nach dem Untergang und sagt: Sonne, dort steigst du hinab.

Das ist sehr klug von dem Häuptling der Wilden, denn er hat seinen Untergebenen eingeredet, daß er als Gottes Stellvertreter auf Erden von ihm eingesetzt, ein höheres Wesen sei und die ganze Welt regiere. Darum giebt er sich das Ansehen, als ob die Sonne auf seinen Befehl warte, um ihren Lauf zu durchmessen.

Das ist nun so ein Stückchen von der geheimen Staatskunst, oder wie man's nennt von der Diplomatie der Wilden.

In gebildeten Ländern, wo man goldgestickte Kragen und weiße Handschuhe hat, da geht Alles viel feiner her.

In Kleinresidenzlingen ist wie natürlich auch eine fürstliche Familie, man nennt sie hier nur die „Herrschaften“. Die Herrschaften speisen Jahr aus Jahr ein um drei Uhr zu Mittag. In alten Zeiten hielten die Fürsten öffentliche Tafel, d. h. es konnten die Unterthanen dazu kommen, nicht um mit zu essen, sondern nur um mit eigenen Augen zu sehen, daß die Fürsten gerade so essen wie andere Menschen auch und daß sie überhaupt sind, wie andere Menschen. Das ist aber längst bekannt, darum weiß man nichts mehr von öffentlicher Tafel. Nun ist aber zwischen Michaeli und Lichtmeß drei Uhr eine späte Mittagszeit, und die Herrschaften wollen doch bei Tag zu Mittag speisen. Darob hält nun das Hofgesinde großen Rath. Ein junges Blut, das noch nicht in die Hofkünste eingeweiht war, macht den Vorschlag: man solle den „Herrschaften“ sagen, sie möchten um zwei oder halb drei Uhr zu Mittag speisen; der junge Fürst, dessen Spielkamerad er gewesen sei, werde gewiß das Rechte thun, wenn man ihm das Rechte berichte. Dagegen erhebt sich aber großes Zetergeschrei, Alles ruft durcheinander: Wohin das führen solle, wenn man die alte Ordnung der Dinge aufhebe? Das sei eine staatsgefährliche, revoltirende Zumuthung.

Ein alter Oberhof- oder wie sein Titel ist, der jedesmal eine Prise nahm, wenn er etwas Gescheites sagte, und das that er beides mindestens alle fünf Minuten, nahm jetzt eine doppelte Prise, schwenkte sein seidenes Sacktuch wie eine Fahne und sprach: „Es ist mir schon längst als eine Anmaßung der Gelehrten aufgefallen, daß sie nach dem Lauf der Sonne die Zeit bestimmen. Wer regiert denn die Zeit? Sind es die Gelehrten, ist es die

Sonne, oder sind es wir? Fassen wir darum wieder die Zügel — er faßte dabei sein Sacktuch an zwei Enden — beherrschen wir die Zeit, meine Herren! Nehmen wir unsere nie verjährten Rechte in Anspruch. Wir, wir allein haben zu bestimmen, was es an der Zeit ist."

Nach dieser Rede ließ er seine Zuhörer nach der Reihe jeden eine Prise nehmen; sie schnupften und nickten.

Nun wurden die Thurmwächter herbeschieden und erhielten den Befehl, in stiller Nacht — um kein Aufsehen zu erregen, weil man das in gebildeten Ländern nicht liebt — wenn Alles schliefe, sämmtliche Uhren der Stadt um eine Stunde vorzurücken.

Niemand merkte etwas von dem großen Fortschritte, den man über Nacht und im Schlafe gemacht hatte; nur die Wachtposten konnten sich's nicht erklären, daß sie so schnell abgelöst wurden, sie ließen sich's aber gerne gefallen.

Am andern Morgen war große Verwirrung in Kleinresidenzlingen. Die Dienstleute waren zu spät aufgestanden, die Kinder kamen zur Unzeit in die Schule, die Canzleien waren noch nicht geheizt als der und jener ankam u. s. w., u. s. w.

In allen Häusern mußten nun die Wand-, Stand- und Taschenuhren anders gestellt werden. —

Das ist aber schon lange her und man hat es in Kleinresidenzlingen bald vergessen.

Der Oberhof- oder wie sein Titel ist, hat es in den kommenden Wintern viel gescheiter veranstaltet. Es wird nicht mehr plötzlich eine Stunde übersprungen; die Thürmer haben Befehl, sobald der Winter eintritt, allmälig die Zeiger an der Uhr vorzurücken, so daß man die Stunde

gewinnt und es kaum merkt. Kommt nun ein Fremder nach Kleinresidenzlingen und hat eine pünktliche Uhr in der Tasche, wird er von den Kleinresidenzlingern ausgelacht, weil er noch so sehr in der Zeit zurück sei; ist er ein nachgiebiger Mensch, so stellt er wol seine Taschenuhr nach der Schloßuhr, vielleicht ändert er auch sein richtig gehendes Gewissen nach der allgemeinen Ansicht und läßt, wie man sagt, um elf Uhr Mittag sein. Es kann's aber nicht Jeder.

Nun aber ist die größte Noth in Kleinresidenzlingen. Binnen Kurzem wird die Eisenbahn eröffnet, die auch dort vorbeiführt; da wird's offenbar werden, wie man seit vielen Jahren die Uhren falsch gestellt hat. Der Oberhof- oder wie sein Titel ist, hat Unterhandlungen mit allen Städten angeknüpft, daß sie auch ihre Uhren ändern, findet aber keinen Anklang; er hat eine Verschwörung unter allen Thürmern anzetteln wollen, drang aber auch da nicht durch; denn Viele wollen eben nicht davon abgehen, die Uhr schlagen zu lassen, wie es Gesetz ist.

Nun ist der Oberhof-, oder wie sein Titel ist, ein Betbruder geworden und sein Kammerdiener muß alle Tage mit ihm zur Sonne beten, daß sie doch ein Einsehen haben und zwischen Michaeli und Lichtmeß eine Stunde überspringen möge. Findet er kein Gehör, will er seinen Abschied nehmen; denn was soll daraus werden, wenn die „gnädigen Herrschaften" erfahren, wie viel es an der Zeit ist und daß sie bis jetzt betrogen wurden?

Aus dem Kindergarten.

Zerstören

ist oft die liebste Thätigkeit eines Kindes. Du kommst vom Markte nach Haus, hast gut verkauft oder auch nichts gelös't; du willst doch daheim eine Freude bereiten und bringst deinem Kinde ein buntes Spielzeug mit. Kaum aber ist die erste Freude der Ueberraschung und des Staunens vorüber, so beginnt das Kind an dem Mitgebrachten und Geschenkten zu ändern, zu bosseln, und wenn's hoch kommt, nach wenigen Tagen ist das Spielzeug in Stücken und zerstört. Du bist Sommers auf einem Spaziergange mit deinem Knaben und brichst ihm auf sein Bitten und Verlangen eine schlanke Gerte ab, gieb Acht, er duldet kein Blatt daran, sondern streift eines nach dem andern herunter, bis er nach Wohlgefallen mit der biegsamen Staude hanthieren kann; über eine Weile hat er begonnen die Rinde zu lösen und schält sie nach und nach ganz los; vom heftigen Fuchteln bricht bald oben bald unten ein Stück ab, ein anderes wird geflissentlich abgebrochen und von der schönen Gerte kommt selten etwas nach Haus, um im vergessenen Winkel zu dorren.

Leicht möglich, daß dieser Zerstörungstrieb des Kindes dich ärgerlich macht und du willst ihm nichts mehr schenken, oder nimmst ihm das Gegebene wieder weg und schließest es in den Schrank. Besprichst du dich mit einem Schriftgelehrten über dieses Verhältniß, so giebt es Viele unter ihnen, die dir sagen werden: „Da haben wir's: des Menschen Seele ist von Geburt an des Teufels, das zeigt sich schon in dieser Zerstörungslust des Kindes.“ — So

sprechen gar Viele von denjenigen, die Jahr aus Jahr ein von Liebe predigen und die Allweisheit Gottes in den Einrichtungen seiner Schöpfung stets in hohen Worten preisen; kommt ihnen aber etwas in die Quere, so bitten sie alsbald den Teufel zu Gevatter.

Läßt sich aber nicht ein natürlicher und wahrer Grund für das Besprochene auffinden?

Der Grundtrieb eines jeglichen Lebendigen und des Menschen vor Allem ist: Etwas zu schaffen, hervor zu bringen, zu gestalten. Wir nehmen die Welt rings umher nicht bloß müßig hin, sondern wollen etwas daraus machen. Dieser Drang beginnt im Kleinen und zeigt sich im Großen, in Ackerbau und Gewerbe, in der Schöpfung von Kunstwerken und in der Bildung unserer Lebens- und Staatsverhältnisse. Haben wir Etwas vollbracht und es steht nun vor uns, was früher nur als Plan und Wille in unserm Kopfe war, so haben wir, oft ohne es zu wissen, das Wohlgefühl, aus den Dingen um uns her Etwas gemacht zu haben: in ihnen steckt nun, was wir früher bloß im Sinne hatten, unser eigener vollführter Wille schaut uns daraus an. So geht es, wenn wir aus Brettern einen Stuhl, aus einem Steinblock eine Figur, aus unserm klaren Willen eine Gemeinde- oder Staatseinrichtung geschaffen haben.

Dieser Trieb der Bethätigung, die Lust, seine Kraft wo auszulassen, seinen Willen wo einzuprägen, zeigt sich auch schon mächtig im Kinde. Gieb ihm ein Spielzeug: dein Töchterchen mag sich damit begnügen, die Puppe aus- und anzuziehen, in die Wiege zu legen und zu wiegen (und auch darin schon zeigt sich der Thätigkeitsdrang), dein Knabe wird alsbald die Peitsche anders knüpfen, das

eingespannte hölzerne Pferd abzäumen, den Wagen rollen oder gar zerlegen; schilt ihn nicht, wenn er das Geschenk bald zerstört hat — er wollte es nicht zerstören, sondern nur Neues damit machen; daß das Gegebene dadurch verdorben wird, kommt nur aus der Unerfahrenheit des jugendlichen Sinnes und war weit entfernt von bösem Willen und Zerstörungssucht.

Das ist es also: nicht angeborene Teufelei waltet im Kinde und macht die zarten Händchen das sorglich Bereitete verderben; es ist der natürliche und gerechte Drang, etwas zu thun und zu schaffen.

Betrachte des Kindes Seele stets als ein Heiligthum und du wirst die arglosen und heiligen Grundtriebe in seinem Thun herausfinden.

Gieb dem Kinde Etwas, woran es auf unschädliche Weise seine Kraft äußern und etwas daraus bilden kann, einen Ball, zugeschnittene Bauhölzer u. dgl. und du wirst seine stetige nachhaltige Freude daran erkennen.

Aber auch hier kannst du noch eine Bemerkung machen, die sich als Bösartigkeit und Zerstörungslust ansehen ließe. Setz dich zu deinem Kinde und füge ihm aus den Bauhölzern eine Brücke, einen Thurm u. dgl. zusammen, es wird dir mit angehaltenem Athem zuschauen, sich an der allmäligen Entstehung und am Vollendeten erfreuen; noch höher aber wird seine Lust steigen, wenn du ihm gestattest, durch einen Stoß an den Tisch, oder unmittelbar an das Aufgebaute, dasselbe zusammenstürzen zu machen. Wie jubelt es auf bei dem Prasseln und Rasseln der einzelnen Stücke und denkt nicht mehr an die niedergeschmetterte Herrlichkeit. Ist das nun nicht Teufelei und Freude an

der Zerstörung? Gewiß nicht, vielmehr ist die Ueberraschung, die Lust, das Vorhandene zu ändern, und der unbewußte Gedanke, mit einem Ruck so viel auf Einmal hervorbringen zu können, die wahre Grundlage der Freude. Böses ist damit nicht gewollt. Denn des Menschen Seele ist von Natur gut und edel, das Schlechte ist eine Verirrung der guten Kräfte, die man, aus Mangel an wahrer Einsicht, den falschen Weg leitet.

Darum wiederhole ich: Betrachte des Kindes Seele stets als ein Heiligthum und du wirst die arglosen und heiligen Grundtriebe in seinem Thun herausfinden. Leite die Kräfte den rechten Weg und du erziehst einen guten Menschen.

Allein oder im Verein

mit Anderen ein Kind von früh auf und selbst in seinen Spielen gewöhnen, das ist für Viele eine Frage. Wird nicht durch das stete Zusammenbringen mit Anderen die behagliche Brutwärme des Schlummerlebens, das stille Keimen im Innern gestört? Gewiß! das Beste, was sich im Kinde ausbildet, davon werden uns die tiefsten Wurzeln nie offenbar.

Worin besteht aber die große Noth der neuen Welt? Hauptsächlich darin, daß wir zu viel Alleinmenschen sind, daß wir zu viel in uns hinein für uns leben und uns nicht vor Allem mitten inne in der großen Kette der Menschen wissen und Hand anfassen.

Deßhalb wird das gemeinsame Leben schon von Kindheit an und selbst in Spielen so fruchtreich, es gewöhnt an den großen Kreis. Wird auch manche Träumerei dadurch zerschnitten, wir haben lange genug geträumt und

im Winkel gehockt. Der Tiefsinnige wird immer noch ein stilles Plätzchen finden, wo er seinen Gedanken nachhängen kann, aber er darf dann auch nicht vergessen, daß er Allen angehört und Alle ihm angehören. So wird er dann auch mit und unter den Andern denken und gemeinsam handeln lernen.

Ein Kind zurechtweisen,

das geschieht auf nachhaltige Art nicht dadurch, daß man gleich bei der Hand ist, ihm zuzurufen: Das darfst du nicht thun, das mußt du bleiben lassen u. s. w. Gut, aber was soll das Kind denn nun beginnen? Besser ist's, du sagst deinem Kinde: thue das und thue jenes. In den meisten Fällen wird es glücklich sein durch solche Anweisung; denn erstlich weiß es nun, was es treiben soll, und dann liegt selbst für die Kindesseele eine stille Befriedigung darin, Gebotenes zu vollbringen, und ist nun gar das Aufgetragene etwas Nützliches, so liegt eine Genugthuung darin, mit schwacher Kraft Etwas vollführen zu können.

Aber freilich, es ist viel leichter zu sagen: das thue nicht, als zu bestimmen: das thue.

Und das steht für alle Zeiten fest: das Kind muß gehorchen lernen. Denn Gehorsam ist die erste Stufe der Erziehung. Das Kind muß einem höheren Willen und gereifter Einsicht ergeben sein. Nach und nach wird es schon den Grund Warum herausfinden.

Nimm dich aber in Acht, nichts zu verbieten oder zu befehlen, worauf du nicht strenge und unbeugsam halten kannst oder willst. Denn das brächte eine Gesetzlosigkeit in dein Wirken, die durch nichts mehr aufzuheben ist.

Nur aus deinem festen Willen und deiner gereiften Einsicht laß Gebot und Verbot hervorgehen.

Ihre Pflicht zu thun,

das ist für gar viele Menschen das schwierigste. Sie thun alles Andere, und sei es noch so mühselig, lieber und leichter, als eben gerade das, was ihre Pflicht und Schuldigkeit ist. Daraus kommt das oft räthselhafte Mißbehagen und die quälerische Verdrossenheit in so vielen Menschen, es fehlt ihnen die rechte Selbstachtung; sie sind unzufrieden mit sich selber, weil sie ihre nächsten Obliegenheiten vernach-lässigt oder gar verabsäumt haben. Der Grund zu diesem Zwiespalt im Innern wird oft schon in der Jugend gelegt. Gieb scharf Acht, welchen Lieblingsbeschäftigungen sich dein Kind zuwendet, laß es frei gewähren, suche ihm aber auch schon darin lebendig klar zu machen, daß jede Neigung auch Pflichten mit sich führt. Bist du mit dem früher berührten Grundsatze des Gehorsams einverstanden, so halte streng darauf, daß dein Kind täglich und vor Allem etwas thue, was ihm als seine Pflicht obliegt; übergieb ihm eine Arbeit im Hause oder dergl.

Dadurch pflanzt sich in der Seele die Wahrheit fest, daß die Erfüllung des Lebens Vollführung der Pflicht ist, daß die Vollendung einer stets sich fortsetzenden Aufgabe höher steht, als die bloße augenblickliche Neigung.

Du gewöhnst an die Pflicht, und gute Gewohnheiten gehören mit zu den schönsten Früchten der Erziehung; sie ersetzen oft und bei Vielen die Grundsätze, besonders da diese oft so leicht schwankend gemacht und verdunkelt werden.

Gewährenlassen

ist dabei eine Hauptregel der Erziehung. Mische dich nicht zu viel in das Treiben deines Kindes, wolle nicht Alles am Zügel haben, hilf ihm nicht über alle kleinen Schwierigkeiten bei seinem Thun hinweg, sondern verweise es an seine eigene Kraft. Denn Selbständigkeit kann neben dem Gehorsam nicht frühe genug gehegt werden. Selberlein! ruft der herzige Max, wenn ihm die wackere Lindenwirthin helfen will, das Hitzchen (die Ziege) im Garten auf die Weide zu führen.

Und er hat Recht mit seinem Selberlein, wenn ihn die Ziege auch schon oft zu Boden geworfen hat.

Ein alter Ammenglaube sagt: Man soll dem Kinde den ersten Brei nicht blasen, es verbrennt nachher an heißen Suppen das Maul nicht.

Wer nun das so buchstäblich hinnimmt und glaubt, der hat daran einen Aberglauben. Bedenke aber, daß man oft helle Wahrheiten in Glaubenssätze versteckt hat, weil viele Leute lieber und leichter glauben als einsehen. Wenn du das in Acht nimmst, so wirst du erkennen, daß gesunde Erfahrung und Weisheit in jenen Worten steckt.

Vielregieren

ist also beim Kinde wie sonst vom Uebel, denn es macht zugleich mißmuthig und reizt an, das Gebotene nicht zu halten. Mußt du aber bei einer bestimmten Sache eingreifen und anordnen, so sage dem Kinde nicht zu viel auf Einmal; denn es kann solches nicht behalten und sich nicht darnach richten. Wenn du in einer großen fremden Stadt nach einer Straße fragst, so sagt dir leicht ein

höflicher Mann: Sie gehen hier rechts und durch die zweite Straße links, dann kommen Sie auf einen großen Platz, Sie gehen quer über denselben, lassen zwei Straßen rechts liegen, biegen dann links ein und dann u. s. w.

Besser ist's, er sagt dir: da und da fragen Sie wieder nach, oder du thust's von selber.

Planmäßig

nach einer gewissen Ordnung selbst die Spiele der Kinder so zu leiten, daß sie vom Kleinen und Einfachen zum Großen und Zusammengesetzten fortschreiten, das halten Viele für grausame Tyrannei, für unbefugtes Eingreifen in das stille Wachsthum des Lebens. Gewiß, das stille Brüten der Seelenkeime darf nicht gestört werden, sonst macht man's ja wie die Kinder selber, die oft eine Bohne, welche sie gestern in den Boden gesenkt, heute wieder ausgraben, um nachzusehen, was sie macht, oder durch allzu eifriges Begießen den Keim ersäufen.

Das Leiten der Spiele und Thätigkeiten der Kinder soll aber nur ein solches sein, daß sie unvermerkt zu Höherem aufsteigen, daß ihrem Thätigkeitstriebe etwas zur Hand gegeben wird, was sie ergötzt und fördert.

Gesegnet sei die Hand,

die einem Kinde Freude bereitet; wer weiß, wann und wo die Freude einst wieder aufblüht. Gedenkt nicht fast Jeder eines wohlwollenden Menschen, der ihm in stillen Tagen der Kindheit Freundliches erwiesen? Der Schreiber dieses sieht sich in diesem Augenblicke als barfüßigen Knaben an den Lattenzaun eines kleinen ärmlichen Gärtchens in seinem Heimathdorfe versetzt, er schaut sehnsüchtig nach

den Blumen, die so still in den hellen Sonntagmorgen hineinblühen. Aus dem Hause tritt der Besitzer des Gärtchens, er ist ein Holzhacker, der die ganze Woche über im Walde arbeitet, er will sich wol eine Blume holen, um sie mit zur Kirche zu nehmen; da sieht er den Knaben, er bricht die schönste Nelke ab, sie ist roth und weiß gesprenkelt, und reicht sie dem Draußenstehenden. Geber und Empfänger redeten kein Wort, denn der Knabe rannte in behenden Sprüngen nach Hause — Und jetzt, hier in weiter Fremde, nach so vielen Erlebnissen vieler Jahre, stellt sich das Dankgefühl, das damals des Knaben Brust bewegte, auf's Papier; die Nelke ist längst verwelkt, aber sie blüht jetzt wieder neu auf.

Sieh zu, lieber Leser, ob nicht ein Blumenduft aus kindlicher Ferne auch dich umgibt; vergilt ihn an den Kindern um dich her.

Eitelkeit, nichts als Eitelkeit.

Du sitzest Abends im Wirthshause bei guten Freunden und genießest einen guten Trunk, ihr sprecht von diesem und jenem Manne, der mit seinem Gelde oder mit seinen Thaten oder mit kräftiger freier Rede für das allgemeine Beste zu wirken strebt; ihr lobt den Mann und es wird euch selber wohl bei der Erinnerung an den Edlen, denn das ist die geheime Wirkung des echten Guten, daß man bei dessen Gedenken selber gut wird; man spürt etwas von seiner Kraft in sich, indem man es anerkennt. — Da sitzt aber ein Männchen bei euch, das ruft mit kluger

Stimme bei Allem was ihr sagt: „Eitelkeit! nichts als Eitelkeit! Der Mann, der mit seinem Gelde oder mit Aufopferung seiner Zeit und Kraft zur Abhülfe der Noth und zum allgemeinen Besten beisteuert — will nur als wohlthätiger Mann angesehen werden; der in freier Rede sich des unterdrückten Rechtes annimmt und dafür eifert, im Grunde will er doch, daß man ihn für den ruhmvollen Kämpfer ansehe und hochhalte. Alles ist Eitelkeit. Man muß die Menschen nur kennen und man wird mir recht geben."

So spricht das kluge Männchen und ich sehe wie der rothe Zorn dir in die Wangen steigt, wie der Aerger dir die Lippen zusammenpreßt und ich sehe sie wieder zucken im Kampfe, ob du antworten sollst oder nicht, es ist aber besser, daß du doch antwortest: „Sie berufen sich auf Ihre Menschenkenntniß und wollen damit jeden, der Ihnen widerspricht, zu einem unerfahrnen Neuling machen. Aber man kennt die Menschen nur, wie man sich selber kennt; man beurtheilt sie nur, wie man sich selber beurtheilt. Ist das grob? Immerhin, wer die Gesammtheit beleidigt, dem muß jeder Einzelne entgegentreten. Denn wer soll's außerdem thun? Sie haben mich mit angegriffen und ich habe die Eitelkeit, Sie bekämpfen zu wollen. Betrachten Sie die größten Erlöser und Befreier der Menschheit, die ihr Wirken selbst mit dem Martertode bezahlten; all' ihrem Thun können Sie Eitelkeit unterschieben. Hat ihr Wirken für die Menschheit nicht ihren Namen glorreich gemacht? Ruhm, Ehre, Ansehen, Alles was ein Mann durch sein Wirken erringt, ist wohl verdient; es kann und soll ihm dienen, seinem ferneren Thun noch mehr Aufmerksamkeit und Nachdruck zu verleihen. Wer Gemein-

nützіges schaffen und dabei ganz aus dem Spiele bleiben will, der höre auf ein lebendiger Mensch zu sein. Das Geschrei über Eitelkeit ist in der Regel die Losung der Faulen, Nichtsthuerischen."

So hast du gesprochen und man hat dir später viel Uebels nachgesagt über diese Worte. Laß dich's aber nicht grämen und bleibe dabei. Dein Lohn wird ein reicher sein, du wirst Erquickung und Freude, eine Heimath in Herzen finden, die dir ewig fremd geblieben wären. Du lebst inmitten der Menschheit, geborgen von allumfassender Liebe.

Laß dich nur weichmüthig und beschränkten Verstandes schelten. Siehe, das wahrhaft Gute ist auch das Kluge. Betrachte die Verdrossenen und Hartherzigen, die lauernd und gewaffnet in der Welt umhergehen wie in Feindes Lager, oder sich scheu verbergen; wie arm und öde ist ihr Dasein! Du aber, der du liebend aufschaust und hundertmal betrübt den Blick abwendetest, überrechne, wie reich gesegnet auch dein Leben war, wie du unverhofft erhoben und erfreut wurdest, wie das Schicksal Anderer das deinige wurde und du das Leben Aller mitlebtest, wie du mehr wurdest als dieser einzelne vergängliche Mensch — überrechne das und halte den ewigen Menschen in dir fest und du findest ihn immer wieder außer dir.

Die Kunst, Menschen zu finden.

Der alte griechische Sonderling Diogenes, ging in Athen bei hellem Tag mit einer leuchtenden Laterne

umher und als man ihn fragte: „Was suchst du?" sagte er: „Ich suche Menschen."

Das hat man nun oft und oft als sinnreich und weise gepriesen, ist aber, offen gesagt, nicht mehr und nicht weniger als ein leidlicher Faschingsspaß von dem seltsamen Kauz.

Willst du die Sache ernst nehmen, so fange zuerst still bei dir selber an, ruhe und raste nicht, bis du das Ewige in dir, den echten Menschen gefunden; Erziehung und Gewohnheit haben dir viel Vorurtheile und fremde Ueberlieferungen aufgeklebt, die du nun für dein eigentliches Wesen hältst; es geht oft die Haut mit ab, wenn du das Aufgeschmierte abreißest und du siehst wenn du dich betrachtest, ganz zerschunden aus; du bist aber von Natur aus doch gesund und wirst bald wieder frischauf und neugeboren dastehen. Hast du den rechten Willen, selber ein echter Mensch zu sein (und du hast dein Leben lang an der Ausführung zu thun), so wirst du die Menschen finden, wenn du hinaustrittst in die Welt. Du hast an dir erfahren, wie verkrustet und verputzt oft das wahrhafte und rein Menschliche ist, und du wirst dich nicht irren lassen, wenn du da und dort allerlei Seltsamkeiten und Härten findest; dringe tiefer ein und du wirst den Menschen, oder was dasselbe ist, den guten Menschen finden.

Wie aber dringt man tiefer ein?

Ein offenes Herz öffnet die Herzen Anderer. Hast du neun und neunzig mal dein bestes Herz preisgegeben und siehst dich getäuscht, verkannt oder gar verspottet; laß dich's nicht verdrießen, bei dem Hundertsten von Neuem zu beginnen; denn dieser gerade, an dem du

verstimmt vorübergehen möchtest, kann deiner Liebe werth und bedürftig, kann dein Bruder sein.

Ein gerechter und milder Richter hält den Grundsatz fest: lieber zehn Schuldige freigesprochen als einen Unschuldigen verurtheilt. Der wahrhaft Wohlthätige sagt: lieber zehn Unwürdige mit Gaben beschenken, als einen Würdigen in Unmuth abweisen. So muß es auch in dir sein, wenn du den echten Menschen, wenn du die Liebe in dir walten lässest.

Von dem Gefangenen und der eisernen Maske.

Alles was der Gevattersmann hier schreibt und womit er seinen Mitmenschen zu nützen und sie zu erfreuen wünscht, das darf nicht so gerades Wegs zu dir gelangen; es muß vorher einem Staatsbeamten vorgelegt sein und der sagt, ob's gedruckt werden darf oder nicht, und was ihm nicht gefällt, das streicht er weg und du erfährst nie, was man dir zu sagen hatte. Das ist Censur.

Hast du auch schon gewußt, was Censur ist, so kannst du doch kaum ermessen, wie sich die Seele umkehrt bei dem Gedanken, daß man nicht freiweg reden darf.

Und warum zerstampfest du die Feder nicht? warum schreibst du dennoch? fragst du.

Du hast wol schon von Menschen gehört, die sich aus Liebe zu einem Gefangenen mit ihm einsperren ließen, ihn erheiterten und aufrichteten, so lange sein Leben aushielt, oder bis zum Tage, da die Riegel des Kerkers sich öffnen. — Nun denn, wer unter Censur schreibt, der läßt sich aus Liebe zu seinem Volke mit ihm einsperren,

pflegt dessen Kraft so gut er kann, damit sie nicht in sich verkomme, erheitert und erhebt, damit am Tage der Freiheit nicht ein geknicktes in sich gebrochenes Wesen das freie Licht erschaue.

Es gab einstmals einen Gefangenen, der soll ein Prinz gewesen sein, dessen Kraft die Herrscher jener Zeit fürchteten; man wollte ihm nicht den Kopf vor die Füße legen, weil man das Morden scheut und — der Menschengeist ist ja am erfinderischsten im Quälen; was wurde ersonnen? Man schmiedete dem Verstoßenen eine eiserne Maske über den ganzen Kopf, die man so vernietet hatte, daß sie nicht abzulösen war; so lebte der Eisenübergossene im Kerker, seine Gefangenwärter kannten ihn nicht, er selbst kannte sich nicht mehr . . . .

Kannst du dir denken, wie es einem zu Muthe werden muß in solch einem doppelten Gehäuse? Du brauchst dir gerade nichts besonderes auf deinen breiten Mund oder auf deine dicken Backen einzubilden, aber überlege: wie seltsam es dir zu Muthe wäre, wenn du seit Jahren nicht betrachtet hättest wie du aussiehst.

Ein Stück Vieh braucht und hat keinen Spiegel. Wenn es Morgens früh aufsteht, hat es Stiefel und anderes Weißzeug an, Rock und Hosen sind nach dem besten Schnitte angepaßt. Ja lache nur, der Spiegel ist ein Vorzug des Menschen; er kann sich selbst betrachten und vorstellen als wäre er etwas anderes.

Und die ausgesprochenen unverfälschten Worte sind der Spiegel der Seele, worin sich des Menschen Geist beschaut, erkennt und beurtheilt.

Ein Mensch, ein Volk, das nicht frei reden darf, hat eine eiserne Maske festgenietet auf seiner Seele, es kennt

sich selbst nicht und die Gefangenwärter kennen es auch nicht.

Das Weitere denke dir selber...

Ein Kampf um Leben und Tod.

I.

Eine Krankheit, die sich in deinem Leibe festsetzt, merkst du selten in dem Augenblicke, wo sie in dir entsteht; du gehst da oft noch Wochen- und Monatelang frisch und wohlauf einher. Erst wenn dein Leib den Krankheitsstoff ausscheiden will, wenn die Gesundheit in dir mit aller Macht arbeitet, da wirst du inne, wie es mit dir steht. Du bist niedergeworfen und die ganze Welt ist dir wie mit Nacht zugedeckt, du weißt und willst nichts mehr von allem da draußen — wenn nur erst das Wehe von dir genommen wäre. Aber der Augenblick der Erkrankung (wenn diese nur eine vorübergehende) ist zugleich auch der Beginn der Gesundung; denn jetzt, da du des Fremden und Störenden in dir inne wirst, arbeitet dein Leben, sich wieder frei zu machen.

Und wie mit der Krankheit des Leibes, so verhält es sich auch mit der Krankheit der Seele. Da geht der Straßenknecht Stephan das Dorf hinaus und pfeift einen lustigen Parademarsch; den zweiklöppeligen Steinhammer am langen Stiele, ein strohgefülltes Kissen und eine hölzerne Sohle mit Schnüren trägt er am Arm. Wie du ihn so dahinschreiten siehst, merkst du nicht, daß ihm ein Wurm in der Seele sitzt; und wenn du ihn selber auf's

Gewissen frügest, könnte er dir auch nichts davon sagen; denn der Wurm schläft noch.

Jetzt ist Stephan an einem wohlgeschichteten Steinhaufen angelangt. Er späht nochmals, von wannen der Wind kommt; denn es ist Spätherbst und er weht mit mächtigem Zuge. Stephan hebt die Mütze, gleich als grüßte er sein Tagewerk. Dann springt er in den Graben, wo er das strohüberflochtene Gitter verborgen, und stellt es als Schutzwehr nach der Windseite auf. Es ist eine luftige Hütte, aber das Herz Stephans steckt in einem wohlgezimmerten Hause. Er schnallt sich nun die hölzerne Sohle unter und beginnt rüstig zu arbeiten; denn aus dem Steine springt ihm sein Brod hervor, wenn auch nur ein kümmerliches.

Gute zwei Stunden hat Stephan so gearbeitet und sich nur selten einen Augenblick zum Ausschnaufen gegönnt; jetzt macht er Halt, legt das Kissen auf den Steinhaufen, stopft sich eine Pfeife als Lohn für seine bisherige Arbeit, zieht einen gepolsterten Daumenhandschuh an, und beginnt nun sitzend die grobgespaltenen Steine in kleine zu zerschellen. Wenn es 11 Uhr läutet kommt ein Knabe barfuß aus dem Dorfe mit einem tuchumwickelten Topfe. Er bringt dem Vater Brod und eine warme Suppe. Es schmeckt Stephan wohl und er arbeitet wieder bis der Abend hereinsinkt; dann nimmt er sein Werkzeug auf und wandert heim.

Stephan bewohnt ein kleines Häuschen abseits der Straße, sein dreijähriges Töchterchen steht hinter der blinden Scheibe, und ruft sich selber zu: der Vater kommt! Es liefe ihm gern entgegen, aber es hat nur ein Hemdchen und kein Kleid.

Stephan tritt in die Hausflur, die zugleich als Küche dient; er grüßt die Frau, die am Heerde steht, nur mit stummem Kopfnicken und geht in die Stube, nimmt sein Töchterchen auf den Arm, das ihn am Schnurrbarte zupft, sieht nach der Wiege, wo ein dicker Knabe einen Bettzipfel in den Mund steckt und dem Vater mit den Füßen entgegenstrampelt. Dann geht er nach der Kammer und fragt: „wie geht's Euch Großmutter?" Eine klagende Stimme antwortet: „Die Kinder sind so wild und lärmig, und der Peter hat mir meine Bohnen genommen; ich sag's dem Lehrer wenn ich wieder gesund bin und in die Schule gehen kann."

„Ich bring' euch andre Bohnen," entgegnet Stephan.

„Ja, schöne lange braune, und auch runde weiße."

„Alles, Alles," sagt Stephan und geht wieder nach der Stube.

Man konnte nicht lange mit der Großmutter reden, sie war wieder ganz kindisch geworden, spielte immer mit der Katze oder mit Bohnen; auch wollte sie immer, daß man sie den Gesangbuchvers abhöre, damit sie in der Schule nicht zu Schanden werde. Heute war Stephan nicht dazu aufgelegt; er setzte sich hinter den Tisch unter ein großes eingerahmtes Bild mit einem großen Siegel und wartete bis Licht und das Abendessen käme.

Du sagst, lieber Leser: solche Dinge kann ich täglich sehen wenn ich nur zwei Schritte weit gehe, und das ist noch nicht einmal das größte Elend; ich kenne noch Schrecklicheres.

Gieb nur Acht, ob hier nicht Etwas vorgeht, was du nicht so leicht siehst; ob hier in dieser kleinen Hütte nicht der größte menschliche Kampf gekämpft wird; ob hier

nicht Heldenthaten vollbracht werden, schwerer und tapferer, als die Feldzüge der Könige, die für ewige Zeiten im Buche der Geschichte verzeichnet sind.

Da das Essen so lange nicht kam, holte sich Stephan Licht, und jetzt können wir sehen, was das große eingerahmte Bild dort bedeutet. Es ist der ehrenvolle Abschied des Schützen Stephan Hucker, der elf Jahre im fünften Regimente gedient. Die Tinte ist gelb geworden, das Wappen am Siegel ist zerflossen und die Fliegen halten ihre letzten Herbstmanöver auf der glatten Glasfläche.

Stephan sitzt da und starrt in das Licht, das Kind auf seinem Schooße sitzt gleichfalls ruhig, unverwandten Blickes da, als verlöre es sich in allerlei Gedanken gleich dem Vater. Denn dieser sieht Nichts von Allem um ihn her, wie im Traume schattengleich zieht sein vergangenes Leben an ihm vorüber.

Das war ein lustiger Tag als er zum Soldatendienst auszog, denn ihm weinten nicht Vater nicht Mutter nach; er war schon frühe verwais't. Aus dem Dienste des einzelnen Brodherrn trat er in das Regiment, wo Alle gleich ihm dienten. Die Jahre schwanden dahin, er wußte selbst nicht wie; und als die pflichtmäßige Dienstzeit um war, nahm er Handgeld und blieb als Einsteher noch weitere fünf Jahre. Die aufgenähte Borde an seinem linken Ermel zeigte allein sein Alter, sonst kam er sich noch so jung vor wie früher, und jetzt erwarb er sich noch ein Besitzthum durch seinen Dienst. Da lernte er in den letzten Jahren seine Margret kennen. So groß auch die Zahl der Kameraden in der Kaserne war, Stephan erkannte doch nun, wie er allein und verlassen dastand; jetzt erst sollte er Jemand in der Welt angehören. Da kamen nun

Tage voll Glück und voll Betrübniß, denn das Soldaten-leben ward Stephan fortan beschwerlich, und nach jahrelangem treuen Ausharren forderte er seinen Abschied, löſ'te mit dem Gelde, das er auf der Kriegskasse stehen hatte, das verschuldete Häuschen und die zwei Aecker der Mutter Margret's aus, zog mit ihr in ihr Heimathsdorf und wohnte gemeinschaftlich mit der Mutter.

In seinem langen Soldatentreiben war Stephan dem Dorfleben fremd geworden; er war zu lange gewohnt, Handschuhe zu tragen; aber die Arbeitsgewohnheit zog ihm bald eine gegerbte Haut über die Hände, die sich nicht abstreifen ließ. Jede Arbeit ward ihm Anfangs sauer; das hätte jedoch nicht viel zu bedeuten gehabt, ein gesunder Mensch findet sich bald wieder in Alles. Dennoch war eine traurige Nachwirkung geblieben: Stephan hatte verlernt für sich selber zu sorgen. In der Kaserne war Essen und Feuerung und Wohnung und Alles im Stande, das machte sich wie von selbst und ging seinen geregelten Weg, wenn man nur seine pflichtgemäße Obliegenheit vollführte. Jetzt war Stephan sein eigner Kommandant und sein eignes Regiment, das war ihm beschwerlich; er wäre am liebsten wieder in einen Dienst getreten, um bestimmte Arbeit und bestimmten Lohn zu haben. Aber das fand sich nicht und es war gut, daß Margret eine entschlossene Frau war. In den ersten Jahren, als das Hauswesen noch klein war, ging es gut; aber jetzt war das Häuschen bereits wieder verschuldet, ein Acker verkauft und in die tägliche Nahrung eingebrockt, und nirgends eine Hoffnung auf Besserwerden.

Eine Schuld auf ein Haus setzen ist als ob man sein Dasein dem Bösen verschrieben hätte; es geht ein Gespenst

im Hause um, das durch die dicksten Mauern plötzlich Luken und Löcher reißt und dich aus dem Verborgnen kalt anhaucht.

Stephan war es auch jetzt, als ob es zugig in der Stube sei; denn er hatte eben an die Schuld gedacht und das Gespenst herbeschworen. Dann fragte er sich, wie er hoffen könne sich wiederum frei zu machen, und er versank in Trübsinn.

So erging es ihm oft. Er war nicht geeignet, um Plane zu entwerfen, wie zu helfen sei und ihm fehlte auch jede Handhabe.

Ein Verarmender ist wie ein Schiffbrüchiger, mitten im weiten Weltmeere auf eine kleine Insel gestellt; er steht verlassen und sieht wie die nie rastende Welle Stück auf Stück ablös't und auf ewig verschlingt. Noch steht er auf einer Scholle, die ihn trägt, und er fühlt auch diese endlich und sich selbst mit sich versinken.

Das Aergste, was dem Verarmenden geschehen kann, ist die Muthlosigkeit, in der er sich nicht mehr ermannen kann, um seine Kraft zu gebrauchen, sondern ihn still verzweifelnd Alles über sich ergehen läßt.

Stephan lebte dumpf in sich hinein und seine Tage gingen einförmig dahin. Er war zu jeder Arbeit bei der Hand und vollführte sie emsig, und wenn das Sprüchwort sagt: Arbeit hat bittre Wurzel aber süße Frucht, so kannte er Beides nicht mehr. Ihm ward keine Arbeit schwer, aber ihm fehlte auch der Trost, der darin liegt, zu wissen, daß man seine Pflicht gethan. Seine Seele war wie zugedeckt und verschüttet.

Darum hatte er auch noch gestern zugesehen, wie man sein ältestes Kind in die Erde senkte und war starr dabei

gestanden. Als er die Bahre sah, dachte er: woher er das Geld nehme, sie zu bezahlen, und als der Pfarrer Trostesworte und Segen sprach, gedachte er, daß er diese Rede bezahlen müsse. Der Tod ist nicht umsonst! murmelte er vor sich hin.

Darum hatte er noch spät in der Nacht einen scharfen Zank mit seiner Frau, weil er sie über ihr Weheklagen und sie ihn darauf über seine Hartherzigkeit gescholten hatte. Jetzt saß er stille da und sein Sinnen verlor sich in die Zeit, da er noch los und ledig in der Welt gestanden, da noch nicht so vieler Menschen Leben an ihn gehangen — seine Vergangenheit erschien ihm wie das verlorne Paradies. Er gedachte nicht der vielen Mühseligkeiten von damals (denn so geht es fast immer, wenn man zurückdenkt), wie er gar nie sein eigner Herr gewesen und oft dies Leben verwünscht hatte. Er sah jetzt nur das Traurige um sich her. Wie anders war's, wenn ihn Niemand auf der Welt etwas anging! Ein schrecklicher Gedanke mußte jetzt in ihm aufgestiegen sein, denn er zuckte zusammen wie vom Blitz getroffen; sein Antlitz ward flammenroth — da griff ihm das Kind auf dem Schooße, von der Erschütterung aufgeschreckt, nach dem Kinn. Das Angesicht Stephans erheiterte sich, er hob das Kind auf und küßte es inbrünstig. Es war, wie wenn er ihm mit diesem Kusse den schwarzen Gedanken abbitten wolle, der in seiner Seele aufgekeimt war.

Er ging mit dem Kinde auf dem Arme nach der Küche zu seiner Frau, mit der er seit gestern Abend kein Wort gewechselt hatte.

„Bist bald fertig?“ fragte er.

„Ich habe nur zwei Hände!“ antwortete sie barsch.

Sie war noch unwillig vom gestrigen Abend her und glaubte Stephan sei unwillig. Dieser aber fragte in mildem Ton: „Kann ich Dir nicht helfen?"

Margret hörte Nichts von dem milden Tone und sagte: „Nein! geh' Du nur wieder in die Stube. Die Männer sind einem nur im Weg in der Küche. Hörst du, wie das Kind schreit? Geh doch, ich kann nicht an zwei Orten auf Einmal sein." —

Stephan gehorchte, aber voll Ingrimm; er dachte, er sei doch so liebreich gewesen und sei so hart behandelt worden; er vergaß, daß seine Frau nicht ahnen konnte, was in ihm vorging, und daß er ihr ja eigentlich nichts gesagt hatte.

Wunderbar! Wenn die Menschen in Zank und Streit gerathen sollen, da werden die Zaghaftesten beredt; wenn es aber gilt ein Liebeswort, ein versöhnendes zu sagen, da krümmen und winden sie sich wie Stotternde, oder meinen gar, der Andere müßte von selbst ihnen in's Herz schauen und wissen was darin vorgeht.

Stephan wiegte zornig das Kind, das mit geschlossenen, gegen die Brust gehobenen Händchen bald fest schlief; er wiegte so heftig bis er merkte, daß er das Kind fast auf den Boden warf und hielt inne. Er war doppelt ärgerlich, denn ihn hungerte. In den leeren Magen läuft gern die Galle über; Du kannst das in der Stunde vor der Essenszeit merken, und diese Stunde dehnt sich bei den Armen, Unglücklichen oft zum ganzen Tage aus. Darum erklärt es sich auch leicht, warum sie so oft von Kleinigkeiten gereizt werden und einander noch peinigen. Die bitterste Frucht der Armuth ist leider oft der Unfriede mit sich selber und mit den nächsten Angehörigen.

Voll Aerger harrte Stephan des Abendessens. Zwar lag noch ein Stück Brod in der Tischlade; er betrachtete es prüfend und legte es wieder ungeschmälert an seinen Ort. Morgen war erst Samstag, und vor Sonntag ging es nicht, daß man wieder Brod kaufte.

Endlich brachte Margret den Topf voll gesottener Kartoffeln, schüttete ihn auf den Tisch aus und stellte Salz daneben. Dann faltete sie die Hände und sprach das Tischgebet; Stephan betete leise nach. Aber was ist das für ein Beten, während man gegen seinen Nächsten, dessen Andachtsworte man mit ihm auf der Zunge hat, Groll im Herzen hegt? Wie kann sich die Seele zu dem Höchsten erheben, belastet von solcher Bürde? Wird da das Beten nicht bloßes Maulwerk und Litanei?

Freilich sagst Du, wenn man allen Menschen das Beten verwehren wollte, die noch gegen ihre Nebenmenschen verschlossen und hart sind, da wüßten viele Lippen schon lange nicht mehr wie man Amen sagt und auf den Kirchenbänken läge jähriger Staub!

Aber denk' einmal darüber nach, ob man ein Recht hat die Hände zu falten, statt sie aufzumachen und dem Andern zu reichen, zur Versöhnung und Hülfeleistung. —

Nun aber wollen wir unseren beiden Leutchen beim Abendessen zuschauen; man beißt ja vom Zuschauen kein Stück ab.

Es geht still her, denn Niemand will ein Wort reden. Das kleine Mädchen, welches Stephan auf einen Stuhl neben sich gesetzt hatte, unterbrach das Schweigen, indem es fragte: „Wo ist denn unser Anton?"

Peter erwiederte mit kluger Miene:

„O, der ist jetzt schon lange im Himmel und ißt mit

unsrem Herrgott zu Nacht. Der Lehrer hat gesagt, es sind so viel Millionen Meilen von der Erde bis zur Sonne; wenn man aber gestorben ist, ist man in einer Minute dort."

Margret seufzte schwer auf, große Thränen standen ihr in den Wimpern; Stephan sah sie mit eingekniffnen Lippen an; man wußte nicht, war es Zorn oder Mitleid was aus ihm sprach. Er rief nur den Kindern zu:

„Seid still und ruhig beim Essen."

Er zwang sich selber eine Kartoffel hinabzuwürgen, und doch war ihm die Kehle wie zugeschnürt, und er murmelte vor sich hin:

„Am besten ist's man ist gestorben." Er lehnte sich zurück, schüttelte mit dem Kopfe, als wollte er das Andenken an das, was nun einmal unabänderlich geschehen war, abschütteln.

Es gelingt oft wunderbar schnell, einen bedrückenden Gedanken los zu werden; auch Stephan erging es so. Zwar spürte er keinen Hunger mehr, aber er wollte nun essen, weil es einmal Zeit dazu war und er sich erinnerte, daß er nagenden Hunger gehabt habe.

In solchen Augenblicken schmeckt Alles, was man zum Munde führt, wie dürres Stroh.

Nach einer Weile schaute Stephan seine Frau an mit einem Blicke der viel sagen konnte, in der That aber verwundert und bittend fragte:

„Krieg' ich denn heute Nichts?" Denn Margret hatte sonst in der Regel, bevor sie einen Bissen zum Munde brachte, mit wundersamer Behendigkeit die besten aufgesprungenen Kartoffeln geschält, in der Mitte entzweigebrochen, mit Salz bestreut und ihrem Manne hingeschoben. Mit dieser Freundlichkeit fuhr sie dann fort während sie

selbst aß. Heute aber dauerte dies für Stephan zu lange (denn Margret trödelte in der That etwas), und er warf ihr jenen bemerkten vielsagenden Blick zu. Die Frau erkannte darin nur Vorwurf und Zorn. Was für ein Recht hatte denn Stephan auf ihre Zuvorkommenheit? Konnte er sich nicht selbst schälen was er essen wollte? So dachte Margret und schob die geschälten Kartoffeln den Kindern hin, gleichsam um sie zu begütigen, weil der Vater sie so hart angerannt hatte.

Da lächelte Stephan vor sich hin, und theils aus wirklicher Freundlichkeit, um damit zu versöhnen, theils aber auch aus einem versteckten Rachegefühl, um die erfahrene Unbill heimzubezahlen (denn so gemischt sind oft die Empfindungen und Thaten der Menschen), legte er jetzt eine von ihm selbst geschälte Kartoffel vor Margret. Sie aber sagte trutzig:

„Iß Du nur selber, und Du hast Dir ja nicht einmal die Hände gewaschen vom Steinklopfen her."

Stephan biß die Lippen aufeinander und knirschte endlich hervor:

„Schaff' Dir einen Bäcker an, der hat immer saubere Hände, wenn er den Teig geknetet hat."

Er klappte sein Taschenmesser zusammen, stand auf und verließ sein Haus.

Draußen aber begann er erst recht in sich hinein zu wettern und zu fluchen, und eine ungehörte tiefe Stimme erlaubte sich drein zu reden. Stephan dachte:

„Ich bin doch der elendeste Mensch von der Welt (es ist die Frage wie das verstanden wird, bemerkte die Stimme), muß ich nicht für Weib und Kind arbeiten und mich schinden wie ein Pferd draußen in Wind und Wetter?

(Und die Frau muß daheim bei der kranken Mutter und den schreienden Kindern ohne Rast und Ruh mühen und sorgen). Ich bekomme kein gutes Wort für alle meine Mühe. (Es ist die Frage, ob Du nicht schon mehr gute Worte bekommen als gegeben hast). Jeden Heller von meinem Verdienste gebe ich her und behalte Nichts für mich. (Gehört denn Dein Verdienst Dir oder den Deinigen, oder hat Deine Frau geheime Schätze?) Ich thue mir nie etwas zu Gute. (Ißt denn Deine Frau heimlich Braten und Salat?) Ich weiß seit vielen Wochen nicht wie ein Tropfen Bier schmeckt. (Trinkt denn Deine Frau täglich Malvasier?) Und für Alles keinen Dank. (Was für Dank verlangst Du denn, wenn Du Deine Pflicht thust?) Sie behandelt mich wie einen Hund, für alle meine Gutheit nichts als Bosheit; ich habe noch keine glückliche Minute gehabt. (O wie lügst Du in Deine Seele hinein! Wie hast Du jetzt die hunderte von Stunden und Tagen vergessen, wo Dich ihr gutes Herz beglückte und stärkte, und war sie nicht stets für ein liebreiches Wort um den Finger zu wickeln?) Mein Haus ist mir verleidet, mein Leben ist mir verleidet, wenn mir nur einer eine Kugel durch den Kopf schießen möchte! (Schlag Du die bösen Gedanken todt, das ist gescheiter). Und wenn ich gestorben wär', da würde sie erst einsehen was sie an mir gehabt hat. (Ja was? einen Mann der sich selbst oft hat übermannen lassen und sich noch plagt zu den Plagen, die von selbst kommen). Wenn ich nur in die weite Welt hinaus könnte und von gar Nichts mehr wüßte! (Von mir aber müßtest Du wissen, ich zöge doch überall mit).

So dachte Stephan vor sich hin und so suchte sich die

Stimme des Gewissens in ihm laut zu machen; aber er wollte nicht darauf hören.

II.

Wenn es nur immer Vorkehrungen gäbe, um ein betrübtes, verworrenes und hülfesuchendes Gemüth aufzunehmen. Vordem standen die Kirchen allzeit offen, um den in den Wirren des Lebens unstät Gewordenen in ihre stille Ruhe einzuhegen, daß er sich dort erhebe in den Himmel seiner eignen Seele und zu dem Urquell des Geistes, der das Weltall nach ewigen Gesetzen leitet und in jedes Menschen Leben einen weisen Plan durchführt, der uns nur zu Zeiten verborgen ist. Aber man hat die Kirchen mit allerlei Tand und Geschmeide von Gold und Silber geschmückt, und man muß nun diesen unnützen Trödel vor den Händen wahren, die sich nicht immer zum Gebete dort erheben möchten. Die Kirchen sind geschlossen, und ständen sie auch noch offen, nur Wenige fänden dort allzeit den rechten Eingang in die heiligen Hallen ihres Herzens, zu denen man nicht erst die Schlüssel beim Küster zu holen hat; dem festen Willen, der Wahrhaftigkeit vor sich selber weicht da Riegel und Schloß.

Wie erquickend ist es aber doch in solchen Wirrnissen einen Andern zu finden, der uns in sich aufnimmt und uns wiederum uns selber giebt!

Stephan sehnte sich nach einem solchen Herzbruder.

Wie oft ist dir's aber wol schon vorgekommen, daß du mit bewegter Seele an einen treuen Menschen herantratst und er verstand dein Bangen und Sorgen nicht; denn ihn selber bewegte ein Fremdes, was du nicht kennst, und du fühlst es auf's Neue, daß die Erlösung durch

Andere selten ist, sie muß auferstehen und gen Himmel heben aus der Tiefe des eignen Herzens.

So ging nun Stephan durch das Dorf, und er kam sich wildfremd und verlassen hier und in dieser ganzen Welt vor, als ob er Niemand kennte; denn er war fremd in seinem eignen Herzen wie in seinem Hause.

In das Wirthshaus zu gehen und dort seine Sorgen zu zerstreuen, schämte er sich, da man erst gestern sein ältestes Kind begraben hatte. Da sah er die Stube des Schullehrers erleuchtet; er wollte zu ihm hinauf. Mit dem Schullehrer, einem wackern Manne in den besten Jahren, stand Stephan in besondrer Verbindung; er hatte für ihn die Eingabe gemacht, wodurch er den kleinen Dienst als Straßenknecht erhalten hatte, und seitdem sahen sie sich öfter. Stephan, der lange in der Stadt gelebt und ein besondres Ehrgefühl hatte, glaubte, das wäre der Mann für ihn, der ihn trotz seines niedern Standes zu achten verstehe, und dies war auch in der That der Fall.

Bei dem Schullehrer traf Stephan eine große Zahl von Männern und Jünglingen; es sah fast wie eine Betstunde aus, so andächtig hörte Jeder zu. Aber man sprach von einem Jenseits, nach dem die Versammelten noch bei lebendigem Leibe steuern wollten. Es waren Auswanderer, die sich von dem Lehrer aus Büchern über die Beschaffenheit Nordamerika's, über die Art wie man dahin gelange und sich am besten ansiedle ꝛc. vortragen ließen.

Wie ein Blitz durchzuckte ein Gedanke das ganze Wesen Stephans, und während er zuhörte hob er stets einen Fuß nach dem andern leise empor, gleichsam als wollte er sich vergewissern, daß er nicht am Boden festgewachsen sei, sondern auch fort könne.

Als die Vorlesung zu Ende war, stürmte Alles mit Macht in's Freie. Jeder wäre jetzt am liebsten gleich in den Urwald gerannt und hätte dort die vom Tage der Schöpfung an unberührten Stämme gefällt und das Erdreich umgerodet; so viel Mark und Kraft glaubte Jeder in sich zu spüren, daß er mit einem Griff einen dicken Stamm wie eine leichte Gerte knicke.

In solch einem Augenblicke der Spannung und Begeisterung wären die Menschen oft fähig, Großes, fast Uebermenschliches zu vollbringen, in solchen Augenblicken geschehen ruhmvolle Heldenthaten auf dem Schlachtfelde. Aber es ist weit leichter, unter Kanonendonner muthig vorzuschreiten, als Jahre lang an einem stillen Vorsatz zu arbeiten und einen Kampf mit den kleinen Plackereien des Lebens, einen Kampf im Herzen auszufechten.

Einen solchen hatte Stephan zu bestehen.

Viele der Versammelten zogen in das Wirthshaus. Da sie einstweilen nichts für ihre Zukunft thun konnten, glaubten sie über alle Stränge hauen und sich dem Müßiggange überlassen zu dürfen, bis die neue Thätigkeit begänne. Es giebt Menschen, ja ganze Völker, die sich und Andere stets auf einen kommenden Lebensmontag vertrösten; sie sagen oder denken: jetzt, so mitten in der Woche, da kann man nichts Rechtes mehr anfangen, laßt nur erst diese paar Tage und dann den Sonntag vorüber sein, ihr sollt sehen, wie wir dann frisch zugreifen.

Kennst du nicht auch solche Zukunftströster, die sich so zu sagen immer in die Hände spucken zum Ausgreifen und doch nie anfassen?

Das Vertrösten ist aber nichts als faule Flausenmacherei. Jeder Tag hat seine Pflicht, und überlässest du

dich heute der Nichtsthuerei, so findet die kommende Arbeit einen lässigen Gesellen in dir.

Im Wirthshause ging es hoch her, denn dort bankettirte der Herzog Lumbus und seine Schaar, die aus dem größten Theil der jüngeren Auswanderer bestand. Der Herzog Lumbus war Besitzer eines ziemlich ansehnlichen Bauernguts gewesen und erst vor wenigen Monaten hatte er seine junge Frau verloren. Er war gerade seit zwei Tagen verreis't, als sie von der Leiter in der Scheune herabstürzte, und als er Tages darauf heim kam, ward ihm die schreckliche Kunde von ihrem Tode entgegengebracht. Er schien nun des Lebens im Dorfe überdrüssig, verkaufte sein Gut und bekam von seinem eigenen Vermögen und dem Eingebrachten seiner Frau eine bedeutende Summe Geld in die Hand.

Von ihm zuerst war der Auswanderungsplan gefaßt worden, und er hatte dafür namentlich das junge Volk begeistert. Einstmals sagte er zu den Versammelten:

„Ich bin's doch, der euch zuerst den Weg nach Amerika gezeigt hat, und ich ziehe vor euch her und bin euer Herzog. Ich habe Amerika für euch entdeckt, ich bin euer Columbus."

„Herzog Lumbus!" schrie Alles, und seitdem führte er diesen Namen mit Stolz und majestätischer Würde.

Der Name des edlen Mannes, der mit unbeugsamem Muthe eine neue unbekannte Welt entdeckte, die für so viele Hülflose und Freiheitsuchende ein Zufluchtsort geworden, wurde hier zu einem Spaß verwendet.

Herzog Lumbus war ein stattlicher Mann, der, seitdem er auszuwandern beschlossen hatte, seinen röthlichen Bart unverschoren ließ; das war die einzige Pflanzung,

die er noch zu Hause anlegte, er nannte sie seinen fürstlichen Domänenwald.

Auf den heutigen Abend versprach er eine große Zeche. „Wir wollen einen ganzen Acker vertrinken!“ rief er, und seine Schaar war dazu willfährig. Sie geberdeten sich überhaupt wie ehedem die Rekruten, bevor sie in die Garnison einzogen, die Tage und Wochen lang sich alle Freiheit herausnahmen und von der gewöhnlichen Ordnung der Welt nichts mehr wissen wollten.

Als man spät in der Nacht vom Zechen aufstand, rief der Herzog Lumbus:

„Wirthschaft! heda! das Hofthor aufgemacht, es will ein Acker hinaus!“

Unterdessen war Stephan längst mit einigen ruhigen und besonnenen Männern nach Hause gewandert; sie sahen wohl ein, daß das Tollen und Jubiliren der falsche Weg zum wahren Fortkommen sei, aber es gelang ihnen nicht, ihre Angehörigen vom Herzog Lumbus loszumachen, und einige machten sogar manchmal gute Miene zum bösen Spiel und tranken selber mit.

Tagelang ging nun Stephan umher und hegte den Gedanken an das Leben in der neuen Welt in sich.

Ein Mensch, der den Gedanken der Auswanderung über sich kommen läßt, ist wie ein Baum, der plötzlich aus seinem Erdreiche gerissen worden; die Wurzeln, die im Dunkel ruhten, liegen zu Tage und es ist leicht möglich, daß er verkommt und verdorrt, bevor er neuen Grund gewinnt.

Mit Margret redete Stephan kein Wort von seinem Vorhaben. Ganz allein wollte er den Plan vollenden. Auch kannte er wohl die Hindernisse, die der Ausführung

entgegenstanden, und erst wenn diese beseitigt waren, wollte er mit der fertigen Zurüstung hervortreten. Er dachte immer, hier zu Lande könne er kein rechter Mann werden, das werde erst in der neuen Welt frisch beginnen. Es kam ihm vor, daß er jetzt erst zu seiner Manneskraft erwache und allerdings war dies in gewissem Sinne der Fall. Er fand einen gewissen Stolz, ein Selbstgefühl darin, ohne Dreinreden eines Andern Alles abzumachen; aber er sollte erfahren, wohin man gelangt, wenn man sich von den Menschen entfernt, die uns zu eigen gegeben sind, und wie er einem Abgrunde entgegenstürzte.

Margret ihrerseits hegte auch ein neues Leben in sich und sie wagte nicht, solches Stephan zu offenbaren. Er war ihr doch vor Gott und der Welt angetraut, und sie weinte im Stillen, als müßte sie eine Schande verbergen. Sollte ja mit dem neuen Leben neuer Kummer in's Haus kommen; hatte doch er den Tod des ältesten Kindes mit einem Kaltsinn ertragen, als wäre ihm dadurch nur eine Last von der Schulter genommen.

So waren zwei Menschen, so nahe verbunden, unter demselben Dache, wie durch Meere getrennt.

Bei seiner Arbeit schüttelte Stephan den Kopf, als säßen ihm Bremsen im Gehirne; dann hielt er bisweilen Minutenlang einen Stein unter dem Fuße und vergaß ihn zu zerspalten, so sehr hatte er sich in Gedanken verloren. Die Zeit kam ihm dabei unendlich lange vor, denn ihm fehlte noch das einzige Kleinod, das er sich durch alles Elend erhalten hatte: seine Taschenuhr. Um die Begräbnißkosten zu bestreiten, hatte er sie zwar nur verpfändet, aber er wußte, daß er sie nie wieder einlösen könne; es war ihm zu Muthe, wie wenn er dadurch

ein Stück von seinem Wesen verloren habe, als ob nach und nach seine Gliedmaßen sich ablös'ten, als spürte er die Verarmung leibhaftig an sich. Sonst hatte er oft Tagelang nicht nach der Uhr gesehen, jetzt meinte er, es fehlte ihm ein Theil von seinen Sinnen. Wenn es im Dorfe eine Stunde anschlug, hielt er inne, um zu wissen, welche Zeit es sei, als ob er das ganz genau im Kopfe haben müsse und sonst nicht leben und arbeiten könne. Strich der Wind so, daß er keine Glocke vernehmen konnte, so kam es ihm vor, als ob er in tiefer Wildniß, fern von allen Menschen wäre, und dann dachte er wieder: so wird es einst auf deinem Gute in Amerika sein, da gibt es keine Dorfuhr mehr, da läutet keine Glocke, da mußt du dir selber die Zeit bemessen und dir Alles selbst richten. Waren einmal die Gedanken auf dem Neubruch im Urwalde, so dünkte ihm jeder Schlag, den er hier noch auf Zerspellung eines Steines wendete, wie eine unnütze Verschwendung; für sein eigen Gut wollte er arbeiten und nicht bloß für kärglichen Tagelohn. Und einst griff er wiederum nach der Tasche, wo er ehedem die Uhr gehabt, und er dachte: wenn das Bett der Großmutter frei wird, da kann man die Uhr dafür einlösen. Es war ihm plötzlich, als ob seine Gedanken der Großmutter die Kissen unter dem Kopfe wegzögen; er lachte unwillkürlich und weiter jagte sein böser Geist mit ihm davon. — Der Tod der Großmutter war fortan sein einziges Dichten und Trachten. So lange sie lebte, konnte Margret nicht in die Auswanderung willigen; auch hätte Niemand das Häuschen gekauft, worauf die Großmutter noch ein Leibgedingrecht hatte.

Eines Sonntagmorgens war Stephan der erste, der

die Kirche verließ, draußen aber stand er wie angewurzelt fest; er ließ alle Kirchgänger an sich vorübergehen, betrachtete sie starr und dachte, was der und jener dazu sagen würde, wenn die Großmutter plötzlich stürbe.

Zu Hause war er fast immer stumm und brauste nur bisweilen im Jähzorn auf, das Kleinste machte ihn ärgerlich; er haderte mit der Welt, weil er mit sich haderte...

Es ist dir wol auch schon begegnet, daß du Tage und Wochen lang in der Welt umhergingst und kaum etwas davon sahst, denn deine Seele war ein einziger Gedanke, der dich überall anschaute; wie in einem Taumel lebtest du da, Alles ist dir fremd und du selbst bist dir fast fremd geworden, und was du endlich thust, — es mag entscheidend für dein ganzes Leben sein — du thust es kaum mehr mit hellem klarem Willen. Wohl dir, wenn es ein rechtschaffener Gedanke war, der so dich aufgenommen, dich zu Thaten ermuthigte und stärkte, die über deine sonstige schwache Kraft hinausreichten.

Stephan besuchte noch allabendlich die Vorlesungen des Lehrers, aber er hörte wenig mehr davon; er saß da, aber seine Seele war weit weg und rang einen schmerzlichen Kampf. Margret merkte wohl, was mit ihm vorging, aber das Letzte ahnte sie doch nicht.

Das häusliche Elend vermehrte sich; der Tagelohn blieb derselbe und die Preise der Lebensmittel stiegen mehr als über das Doppelte. Die Großmutter war wieder frisch auf, und immer hieran heftete sich die Leidenschaft Stephans. Eine wunderbare Veränderung war mit ihm vorgegangen, er richtete sich immer straff auf und griff Alles keck und behende an, denn ihn ermuthigte eine Hoffnung. Aber wie ein schwarzer Fleck durchschnitt

alsbald wieder das Hinderniß die schimmernde Zukunft. Er fand einen eigenthümlichen Trost darin, den zur Auswanderung Entschlossenen in Abwickelung ihrer Verhältnisse und in Zurüstung ihrer Abreise beizustehen. Es war ihm wie damals, als er denen half, die aus dem Soldatendienste wieder an den heimischen Heerd zurückkehrten; sie konnten Alle lustig fortziehen, sie hatten ein Daheim, das auf sie wartete; jetzt aber wollte Stephan selber fort. Es lag ihm im Sinne, als ob drüben über'm Meere kräftige Baumstämme und saftige Ackergründe seiner harrten und so zu sagen verwundert fragten, warum er so lange nicht käme.

In diesem Umgange aber mit Menschen, die keinerlei Arbeitspflicht mehr in der Heimath hatten, versäumte auch Stephan vielfach seine Obliegenheit und vermehrte dadurch seine Noth.

Und wenn er dann wieder allein bei der Arbeit war, dachte er: warum schlägt man im Kriege Hunderte todt, und wird als ein Held gepriesen? — hier ist ein Menschenleben, das uns Alle täglich tiefer in's Elend zerrt — sie will sterben, warum helf' ich ihr nicht? . . . So dachte er und er hob den Hammer hoch in die Luft und schlug dann auf die Steine, daß die Splitter davonflogen; und er dachte wieder: es gibt doch nichts Schmählicheres, als auf den Tod eines Menschen hoffen und harren; Alles lebt so gern, warum soll es denn mir aus dem Weg gehen? Nein, du sollst noch leben, Alte, so lange du magst; es ist doch gut, daß nicht alle Gedanken gleich wahr werden...

Zu Hause konnte er indeß doch der Großmutter nicht in's Auge sehen; er fühlte sich eines schweren Verbrechens

gegen sie schuldig. Und einst, als er ihr mit Mißgunst und leisen Verwünschungen zusah, wie sie so tapfer die Speise verzehrte, ward er sich plötzlich dieses Frevelgedankens bewußt und reichte ihr den Bissen hin, den er eben zum Munde führen wollte.

Nicht immer aber konnte er ihr einen Bissen vom Munde reichen; Hunger und Verzweiflung preßten ihm die Lippen zwischen die Zähne.

Es war kein Bettstück mehr im Hause, als das, worauf die Großmutter lag; alles andere war verkauft. Stephan legte sich hungernd nieder, und deckte sich mit seinem alten zerrissenen Soldatenmantel zu. Margret hatte das Kind zu sich genommen, sie wollten sich beide einander erwärmen, aber sie fand keine Ruhe, und ihr war, als ob es tief in ihr nach Nahrung schreie. Dazu kam noch der Unfriede mit ihrem Manne; sie wollte mit ihm reden, denn Worte waren ja noch das Einzige, was ihnen gegeben war; sie wollte ihm Alles offenbaren, aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt und die Zunge wie vertrocknet.

Weißt du wie es thut, wenn man sich hungrig zum Schlafen niederlegt? Du wälzest dich gramvoll hin und her und kannst die Ruhe nicht finden. Schwere Gedanken zerren und reißen an dir, wenn nicht die Noth dich ganz ermattet hat; und kommt der Schlaf und wiegt dich eine Weile in's Vergessen, du zuckst in plötzlichem Erwachen auf, wie von bösen Geistern aufgeschreckt, die nagende Pein zehrt an deinem Leben. Grauenhafte Gebilde, die vor dem Hungernden in einsamer Nacht aufsteigen! Die ganze Welt ist todt und still, dein Gram und deine Noth allein wachen. Ein Fluch aus dem tiefsten Dunkel deiner

Seele drängt sich empor — du willst verderben — halte fest o Herz! daß du nicht in Wuth gegen dich und die Welt eine ewige Schuld auf dich ladest.

So war Stephan hungernd zur Ruhe gegangen, und so erwachte er mitten in der Nacht. Er schnellte rasch empor. Wer hat ihm den Steinhammer vor sein Lager gestellt? Er faßt ihn, schwingt ihn hoch, und steht im Sprunge nach der Kammer zur Großmutter. Da ruft Margret, die mit ihm gewacht:

„Um Gottes Willen, Stephan — du wirst doch nicht mich und das Kind, das ich unter dem Herzen trage, umbringen!“

Stephan stürzte unwillkürlich an ihrem Lager auf die Kniee nieder; er konnte lange nicht reden. Tod und Leben begegneten sich in diesem Augenblicke in seiner Seele — er hatte morden wollen, und ein junges Leben ward ihm verkündet.

Endlich brach er in heftige Thränen aus und sagte:

„Das Kind ist ein Engel, der mich erlös't hat — du gute, gute Margret, warum hast du mir denn gar nichts gesagt?“

Sie weinte mit ihm und erklärte, daß sie seine Auswanderungsgedanken wohl kenne, daß sie sich aber vor ihm doppelt gefürchtet habe. Stephan wüthete nun gegen sich selber. Margret tröstete ihn mit liebreichen Worten, und er sagte endlich:

„Vergiß Alles, verzeih; ich seh's, ich seh's, wie hätt' ich auf dem einsamen Haus leben können und in mir weiß ich, was ich begangen habe? Frage mich nicht weiter, vergiß Alles, verzeih, du bist ja gut, ich will dir's gedenken. Wir beide, wir müssen mit einander vor Allem

ein Herz und eine Seele sein, wenn wir auswandern; denn draußen in der weiten Welt auf dem einsamen Gehöfte da haben wir Niemand als uns."

Wie war jetzt alle Noth und die lange Trennung vergessen und den beiden war's, als ob sie die beste Speise genossen hätten. Traulich sprachen sie über ihre Zukunft, und suchten sich drein zu fassen, einstweilen geduldig auszuharren.

Stephan nahm sich vor, fortan wiederum emsig zu sein und alles böse Sinnen in sich zu tödten. Dieser Gedanke ließ ihn endlich wieder Ruhe finden.

Durch die dünne Wand in den Halbschlaf der Großmutter mußte etwas von der leisen Unterredung gedrungen sein, denn gegen Morgen wurden beide Eheleute durch ein heftiges Jammergeschrei geweckt. Sie eilten zu der Mutter, und konnten sie lange nicht beruhigen, bis sie zu Wort kam und sagte:

„Du bist mit der kleinen Marie (so nannte sie sich selber stets) auf einer großen Einöde gewesen, und da habt Ihr mich plötzlich angebunden, und die Marie verlassen; ich bin allein, allein in Wind und Schnee übriggeblieben; verlaßt die kleine Marie nicht; wenn mein Vater kommt, so gibt er Euch Schläge!"

Nur mit Mühe gelang es, die Mutter zu beruhigen.

Fortan war Stephan doppelt rüstig in seiner Arbeit. Der Frühling nahte und mit ihm eine Erleichterung der Noth. Gegen die Großmutter aber legte er eine unbeschreibliche Zärtlichkeit an den Tag, und Margret verstand ihn nicht, was er damit wollte, als er einst sagte:

„Wenn nur die Großmutter noch recht lange lebte! Ich hab' mir gedacht, unser kleines Kind soll in Amerika

auf unsrem eignen Boden laufen lernen, — aber es muß sich's auch hier gefallen lassen."

Stundenlang spielte er dann oft Abends mit der Großmutter wie ein Kind und gab ihr Alles nach, denn sie war sehr eigenwillig. Solch ein Thun ist mit wenigen Worten gesagt, aber es gehört in der Wirklichkeit viel Geduld und Zartsinn dazu. Den Gesangbuchvers hörte er die Großmutter regelmäßig ab, oftmals wußte sie aber auch nicht, welchen Gesang sie in der Schule auswendig zu lernen bekommen habe; er las ihr dann die Liederanfänge nach dem A B C vor. Während des Lesens vergaß sie aber, was sie gewollt hatte, und verlangte wieder mit Bohnen zu spielen.

Eine besondere Freude wurde ihr einst, als der Lehrer selber, der zu Stephan zu Besuche gekommen war, sie ihren Vers abhörte und ihr ein Bildchen schenkte. Auch an dieser kindischen Freude nahm Stephan harmlosen Antheil.

Als im Frühling der große Zug der Auswanderer sich zur Abreise anschickte, begann die alte Unruhe wieder in Stephan sich zu regen, und als sie draußen, wo er Steine klopfte, an ihm vorüber fuhren, sagte er bitter lächelnd zum Abschiede:

„Ich muß die Wege gut in Stand halten, damit ihr gut fort könnt; aber es kommt mir auch vor, wie wenn ihr der Bahnschlitten wäret, der durchbricht, daß ich besser nachkommen kann."

Der Herzog Lumbus lärmte und sang unaufhörlich bei der Wegfahrt; er wollte nichts von dem tiefen Herzeleide wissen, das jetzt so Viele ergriff.

Mit dem Herzog Lumbus war Stephan stets in einem

eigenthümlichen Verhältniß gestanden. Er ließ sich nie zu seinen Schmausereien verleiten; eine gewisse Scheu vor diesem Menschen lebte in ihm, und doch konnte ihm Niemand etwas Böses nachsagen. Daß er einen guten Theil seines Geldes verthat, ging sonst Niemand etwas an. War's vielleicht der Trotz, die oberherrische Keckheit, mit der Herzog Lumbus die Welt anfaßte und die Menschen behandelte wie Puppen, die er bald da, bald dort aufstellte, und nach seiner Laune aufjauchzen und tanzen machte, — war's vielleicht dies, was Stephan von ihm entfernt hielt? In der That dachte Stephan oft vor sich hin: so ein Mensch, der Geld hat, sieht doch ganz anders in die Welt hinein; er ist überall daheim und kann Alles kaufen und haben, und unsereins ist immer bang und furchtsam, und meint, es käm' alle Augenblick Jemand ins Haus und jagt einen fort.

Als nun der Herzog Lumbus vorüberfuhr, sagte er zu Stephan: „Du, Steinhammer, in Amerika kauf' ich mir ein Herzogthum und heiß' es Lumbia, und wenn du kommst, schenk' ich dir hundert Morgen Ackers."

Stephan antwortete nicht.

In den ersten Tagen nach Abgang des Zuges war's im ganzen Dorfe, als ob überall eine Lücke wäre; da fehlten die von je her gewohnten Menschen und jedes meinte, man werde ihrer nie vergessen. Aber wie das so geht. Wenn ein Mensch oder eine Gemeinschaft in den Strom des Lebens versinkt und dem Auge entschwindet, es ist dies doch nur wie ein Stein, der ins Wasser fällt; Anfangs öffnet er den Strom und bricht ihn, dann zieht er nur noch verschwimmende Ringe, bis endlich die Welle wieder gleichmäßig fortfließt.

Als die Wanderer fortzogen, beriethen sich die jungen Schwalben noch mit heimlichem Zwitschern, auf den Weiden am Bache ruhend, wo sie ihre Nester anheften sollten; sie flogen dann auf und umkreis'ten manche Dachfirste und besprachen in der Luft ihren Bauplan. Noch hatten sie ihre Nester nicht vollendet, als fast Niemand im Dorfe mehr daran dachte, daß auch einst von hier ein Wanderzug von Brüdern sich entfernt, um sich in fernen Landen anzubauen. Wo flatterten sie jetzt umher?

Nur Stephan und der Lehrer sprachen oft von den Entfernten und geleiteten sie mit ihren Gedanken bis über das Meer.

III.

Der Herbst war wiederum da. Ein munteres Mädchen hatte die Familie Stephans vermehrt, aber ein Freund war ihm entzogen. Der Lehrer war verhaftet, denn er hatte einen Brief von seinem Bruder, der mit zu den Auswanderern gehörte, erhalten, worin ihr trauriges Loos mit grellen Farben geschildert war. Sie hatten Wochenlang auf die Ueberfahrt harren müssen und nirgends Hülfe gefunden; die Ueberfahrtsverträge wurden von den Schiffsrhedern wortbrüchig aufgelöst und nirgends fanden die Verlassenen einen Beistand, der ihrer Klage Nachdruck gegeben hätte; dazu kam, daß Viele in die Hände von Betrügern und Seelenverkäufern fielen, und sich aus Mangel an Geld und Fürsorge nach den ungesundesten englischen und französischen Colonien übersiedeln ließen, wo sie nach wenigen Jahren einem gewissen Tode entgegen gingen. In dem Briefe des Bruders hieß es:

„O wir Deutschen! Wißt Ihr's, Ihr seid Deutsche! Wenn Ihr hinaus kommt über die bunten Grenzpfähle der landesväterlichen Obhut, da merkt Ihr's, was Ihr in der Welt geltet und wie überall Wächter Eures Heils aufgestellt sind. Wir bezahlen von unsern Steuern die Gesandten an allen Residenzen der Welt, damit sie Kurierpferde keuchen machen und berichten, welche Feste gefeiert wurden, welche hohe Niederkunft stattgefunden hat — die Unterthanen aber, welche die Steuern bezahlen, bedürfen keines Schutzes in fremden Landen. Mögen sie zu Grunde gehen, das Gespött der Welt sein und höchstens ihr Mitleid erregen — was liegt daran? Wenn ein Bekannter von uns gestorben ist oder ein Kunde, der uns mit ernähren half, so geben wir ihm das Geleite bis zur Ruhestätte im Grabe; die Unterthanen aber, die bis jetzt den Staat mit erhalten haben, und die größtentheils aus Noth und Furcht vor der zukünftigen Noth auswandern — sie gehen die staatliche Fürsorge nichts mehr an. Nur so lange Ihr Steuern bezahlt, nimmt man Euch in Obhut, bezahlt Ihr keine Steuern mehr, könnt Ihr zum Teufel gehen.

Gerade um vor fahrläßiger Auswanderung zu warnen, hatte der Lehrer mehrere Abschriften von dem Briefe nehmen und auf diese Weise verbreiten lassen, weil die Erlaubniß zum Druck in einem öffentlichen Blatte von der Polizei versagt war. Darum war nun der Lehrer verhaftet.

Stephan stand eines Sonntagmorgens an den Pfosten der Hausthür gelehnt und sah ruhig den Schwalben zu, die pfeilschnell durch die Luft schossen. Der Gedanke an die Auswanderung, der stets in ihm schlummerte,

erwachte leise wieder; er dachte, daß auch die Schwalben hier auswandern wollten, und nun keine Ruhe mehr hätten, da sie Frost und Hunger leiden müßten. Sie konnten frei ziehen, denn die Thiere haben nur für sich zu sorgen und für ihre Jungen, so lange sie noch klein sind; Eltern kennen sie nicht.

Das war doch noch ein Ueberrest von den alten bösen Gedanken, aber Stephan war's, als hätte ein anderer Mensch und nicht er selbst solche ehedem in sich gehegt.

Da erscholl es plötzlich von allen Seiten: „der Herzog Lumbus ist wieder da! der Herzog Lumbus ist wieder da!"

Ein Mensch in zerfetzten Kleidern rannte durch die Gassen, dem Kirchhofe zu und schrie mit schäumendem Munde: „Mein Weib, mein Weib gebt mir! Wo ist sie? Ist sie nicht da? Wo ist sie? Schlagt mich todt."

Es läutete zur Kirche und er schrie:

„Wird sie jetzt begraben? Wer hat sie umgebracht? Wer sagt, daß ich's bin? — Ja, ich bin's! Ich, ich. Schlagt ihn todt!"

Die Kirchgänger umstanden den Rasenden, der sich immer auf die Brust schlug, daß es laut dröhnte, und dabei schrie:

„Seht ihr, auf der Strickleiter im Schiffe, da ist sie hoch oben gestanden, und ihre Schürze hat in der Luft geflattert; ich kann nicht hinauf auf's Schiff, ich kann sie nicht hinabstürzen... Von der Leiter in der Scheune hab' ich sie hinabgestürzt und habe drei Tage im Heu gesteckt — meint Ihr ich sei fortgewesen? Ich war nicht fort, ich bin nicht fort, ich bin da!..."

Er sank in heftigen Zuckungen zusammen, und Stephan war der erste, der zitternd, aber doch voll Kraft, den vom Fieber Ergriffenen anfaßte, um ihn in das nächste Haus zu tragen. Es war ihm als trüge er sich selbst, seinen Doppelgänger so dahin.

Hier hatte einer vollbracht, was er nur gewollt hatte. Mit zärtlicher Sorgfalt bemühte er sich um den Rasenden, und als dieser endlich zu Ruhe und Besinnung gelangte, schnitten ihm seine Worte tief in die Seele; denn er sagte:

„Stephan, du bist gut; ich danke dir, du bist immer gut gewesen.“

Zu Hause sah Stephan die Großmutter immer mit einem Blicke voll Dank an. Sie hatte er als Grundursache seines Zurückbleibens in Noth angesehen; und nun war sie ihm zum Schutze vor viel höherem Elend geworden.

Nach wenigen Tagen wurde der Lehrer wiederum frei; aber er erkannte nun auf's Neue, daß seine kärgliche Stellung untergraben sei, und auch er beschloß gemeinsam mit Stephan auszuwandern.

Stephan aber sollte noch vorher eine schwere Buße und Sühne erleiden, für das böse Sinnen, das früher in seinem Herzen aufgeschossen war.

Eines Tages schlug er auf dem Speicher losgewordene Bretter fest. Ehedem hatte er unbekümmert das Unordentliche und Zerfallende mit ansehen können: ein Dachladen konnte sich noch mühselig in einer Angel halten, man konnte hundertmal über die lockeren Bretter stolpern — jetzt aber schlug er da und dort Alles fest, er wollte auch sein Haus fest und geordnet zusammenhalten

seitdem er begonnen hatte, sich selber in seinem Denken und Thun fest zusammen zu nehmen. Die Großmutter saß auf den Stufen der Treppe, die zum Speicher führte, und spielte mit der Katze. Plötzlich ward ein durchdringender Schrei vernehmbar, die Großmutter stürzte jählings herab. Stephan eilte herbei, und stand oben an der Treppe mit dem Hammer. Mehrere Nachbarn waren herzugeeilt, sie umstanden die Herabgestürzte, die im letzten Röcheln auf der Steinplatte lag.

Todtenbleich starrte Stephan auf die Leblose: da war nun endlich, was er ehedem so oft verborgen in der Seele gewünscht hatte. Ein tiefer Schreck ergriff ihn, als hätte sein Wünschen das vollführt. Er wollte die Anwesenden entfernen und rannte wie von Sinnen umher, er wußte nicht was er thun sollte. Da kam die Ortspolizei und Stephan mußte mit in das Verhör.

Was er tief im geheimsten Winkel seiner Seele verborgen und ausgekämpft hatte, was er glaubte, daß nie eine sterbliche Seele ahnen könne — es lag so in dem Sinne Aller, daß man alsbald eine Anklage darauf stützte.

Denn er war beschuldigt, die Großmutter mit dem Hammer herabgestürzt und getödtet zu haben.

Der von Gewissensbissen heimgetriebene Herzog Lumbus, der sich freiwillig der Todesstrafe auslieferte, hatte solchem Verdacht in den Herzen der Menschen leicht Raum gegeben.

Und doch hätten diese bedenken sollen, daß gerade dieses grausenhafte Ereigniß Jeden abschrecken mußte von einem solchen Verbrechen.

Wie empfand jetzt Stephan auf's Neue all' den Schauder seiner früheren Mordgedanken. Da lagen sie nun offen

in den Augen des Richters, als fluchwürdige, vollendete That. Er konnte und wollte nicht leugnen, was ehedem seine Seele belastet hatte; mußte aber das nicht seine Schuld als offenkundig und erwiesen darstellen?

Margret, entschlossen wie sie war, hatte ihren Mann, als er von der Polizei abgeführt wurde, nur mit einem großen Blicke angesehen; dann griff sie rasch zu und unterließ keinen Belebungsversuch an ihrer Mutter. Glücklicherweise gewann die Alte die Sprache wieder und jetzt, wie das so oft geschieht, in der Stunde vor dem Tode, erlangte sie die volle Kraft des Geistes und erzählte, daß sie die Katze habe haschen wollen, von ihr aber hinabgerissen auf den Boden gestürzt sei. Noch bevor sie am Abende verschied, ward Stephan frei.

Als die Großmutter begraben wurde stand er weinend an der offenen Grube; es waren die letzten Thränen, die er auf heimischem Boden weinte; denn mit unerschütterlicher Ruhe bereitete und vollführte er seine Auswanderung. Er war stark geworden im Kampfe mit sich und der Welt.

Er war aus der schwersten Versuchung errettet worden, hatte in harten Prüfungen sich selbst und die Seinigen kennen gelernt, und war nun einig mit sich und den Seinigen. Mit verjüngtem Muthe konnte er dem neuen Leben entgegen steuern.

Der Lehrer und Stephan hatten nun noch ein neues Band, das sie vereinigte: sie hatten nun auch noch die Gefängnisse des Vaterlandes kennen gelernt. Stephan hatte den Auswanderungsplan fort und fort in sich getragen, aber nur ähnlich wie er an jenem ersten Abende, da wir ihn kennen lernten, aß, weil er sich's einmal vorgenommen hatte, und ohne etwas davon zu schmecken; jetzt

kam ein neues Reizmittel hinzu, er hatte eine öffentliche Buße erfahren für einen Kampf in seinem Herzen.

Stephan und der Lehrer mit ihren beiderseitigen Familien gehörten zu den Ersten, die von dem rasch gegründeten Schutzvereine für Auswanderer unterstützt, nach Amerika auswanderten.

Von der Heimath bis zu ihrem Bestimmungsorte wurden sie aus einer guten Hand in die andere gegeben, und oft gedenken sie stillsegnend derer, die ohne Eigennutz, aus reiner Menschenliebe, ihnen den traurigen Weg der Auswanderung ebneten.

Das jüngste Kind Stephans, welches den Namen der Großmutter trug, lernte in der That erst auf amerikanischem Boden laufen, und er liebte es, das Kind Großmutter zu nennen und dabei der Verstorbenen zu gedenken.

Neuer deutscher Briefsteller.

Brief des schwäbischen Bäckergesellen Anton Händle

aus Berlin, im Juni 1847.

. . . . Und jetzt freut's mich erst rechtschaffen, lieber Bruder, daß ich hierher gekommen und noch da bin; ich hab' das Schönste und auch das Traurigste mit erlebt. Hab' ich dir's aber nicht schon vor zwei Jahren gesagt: hier in Berlin summt's und surrt's wie in einem Bienenstock, der stoßen will? Jetzt haben sie den jungen Bienenstock drinnen im weißen Saal im Schloß; es ist ein Beobachtungsstock wie der Pfarrer daheim einen hat, es ist nur eine Haube von Strohgeflecht darüber gestülpt, drinnen aber ist er von durchsichtigem geschliffenen Glas, daß

man sehen kann, was das Volk macht und treibt. — Nicht wahr, ich könnt' mich für einen Propheten ausgeben, weil ich's vorher gesagt hab? Es ist aber nichts mit dem Prophezeien. Wenn man die Augen und das Herz weit aufmacht und merkt, was Alle denken und wollen, da kann man leicht sagen, was kommen muß: denn was Alle denken und wollen, das muß kommen, bieg's oder brech's.

Ja lieber Bruder, da fällt mir ein, daß du meinen Brief dem Gevattersmann übergeben hast und der hat ihn vor aller Welt drucken lassen. Anfangs bin ich blitzmäßig erschrocken und hernach hat mich's gewurmt und ich hab' mich geschämt, wieder unter meine Kameraden zu gehen, weil die jetzt alle wissen, was ich denk' und wie mir's um's Herz ist. Es war mir, wie wenn ich nicht mehr bei mir selber daheim wär, wie wenn jetzt alle Leut' bei mir aus und eingingen und ich bin gar nicht mehr allein. Ich hab' mich aber wieder besonnen und will's festhalten: Was liegt daran, wenn sie dich auch jetzt ein bisle ausspötteln? In fünfzig, sechzig Jahren ist nichts mehr von dir da und da ist's All eins; wenn du nur ein ehrlicher Kerl gewesen bist. Wenn man gradaus, aufrichtig und wahr ist, kann man vergnügt sein, sei man allein oder unter Menschen; Alles Andere ist nichts.

Wenn ich's aber doch nur vorher gewußt hätt', daß alle meine Worte in die weite Welt kommen, ich meine ich hätte Manches besser oder doch ordentlicher gesagt. So ist mir's aber auch vorigen Winter gegangen, da hab' ich mich im Gesellen-Verein hinaufgestellt und hab' den Preußen gesagt, wie es nicht wahr sei, daß wir daheim einen Haß und Zorn auf sie hätten; die Backen haben mir gebrannt und es war mir wie wenn der Athem der Zuhörer mir

wie warme Sonnenstrahlen in's Herz fließe. Wie ich hernach heruntergestiegen bin und Alles hat gejubelt und hat mir die Hand gedrückt und der schwarzbärtige Kamerad aus Danzig hat mir einen Kuß gegeben, da ist mir's bei alledem doch gewesen, als wenn ich mein Sach' nicht recht gesagt hätt'; ich wäre gern noch einmal hinauf, aber ich hab's fein bleiben lassen. Draußen ist das Wort und das holt man mit zehn Gäul nicht mehr ein.

So ist mir's auch mit dem Brief gegangen. Da und dort möchte ich gerne noch Manches zusetzen; aber wer kümmert sich um den vorjährigen Schnee, wenn die Sommersonne da ist? Und jetzt redet man nichts mehr von alten Sachen, da gilt nichts mehr vor der einzigen großen.

So geht's, jetzt bin ich schon so keck, daß ich dir einen Brief schreib', von dem ich weiß, daß der Gevattersmann davon drucken läßt. Ja sag's ihm nur, er soll's von Haus zu Haus verkünden, daß wir Deutsche erst jetzt recht anfangen tapfer und tüchtig zu werden, und daß die Preußen vorne dran stehen.

Und wie ich jetzt so in die Welt hinaus rede, da ist mir's wie wenn mir alle Menschen denken helfen und ich weiß nicht mehr wer ich bin und Alles ist bei mir.

Freilich will mir das Herz klopfen, weil ich jetzt so zu Allen rede, die deutsch lesen können; aber ich denk' wieder: hat ja der König geredet, was ihm in den Sinn gekommen ist, und hat's nachher noch Wort für Wort drucken lassen, und reden ja die Abgeordneten frei von der Leber weg — nun so meinetwegen, so darf ich's auch und brauch' mich nicht zu schämen und zu fürchten. Kommt auch etwas krumm heraus, es geht nicht Alles gerad' auf

der Welt. Die Oeffentlichkeit ist die Hauptsach' und das ist auch das Beste an der preußischen Verfassung. Hapert's auch sonst noch an allen Ecken und Enden, es muß besser werden. Mir ist's jetzt, als müßte jeder Deutsche seine beiden Herzkammern zu öffentlichen Kammern machen und es drinnen landtagen lassen.

So ist's, lieber Bruder! Ich mein' aber damit nicht bloß dich, mit dem ich Einen Vater und Eine Mutter hab', nein, ich mein' dich lieber Bruder, der du ein deutsches Herz im Leib hast.

Du erinnerst dich noch aus meinem früheren Brief, daß ich mir unsere würtembergische Verfassung angeschafft und eifrig darin gelesen habe. Jetzt bin ich auch noch mit mehreren Landsleuten, mit Studirenden hier bekannt worden, und wir sind gut Freund, und die haben mit mir und mit noch anderen die Geschichte unserer Verfassung gelesen, und alle die Händel, die gewesen sind, bis ein richtiger Vertrag zu Stande gekommen ist. Wie nun die hiesige Verfassung oder wie man's hier heißt das Patent herausgekommen ist, da waren wir alle fuchsteufelswild; wir haben's als eine Beleidigung und als einen Spott angesehen. Das macht sich aber jetzt anders, seitdem die Oeffentlichkeit da ist und die Landstände keinen Heller Geld geben, bis sie ihr Recht haben.

Ich habe schon bei unterschiedlichen Meistern gearbeitet. Da war besonders ein wunderlicher Heiliger, der hat uns wie wir bei ihm angetreten sind, eine meisterlich fromme Rede gehalten, wie er's haben will, wie Alles nach seinem Sinn gehen muß, wie er kein Haarbreit davon nachlassen will, weil er früher selber das Geschäft allein gemacht hat; hernach war er aber doch müd' vom Marktlaufen u. s. w.

und hat sich schlafen gelegt und da haben wir Gesellen Mehl eingethan, gefeuert und gebacken, wie's recht gewesen ist, und wie das Brod fertig gewesen ist, hat er's nicht mehr zu Mehl machen können.

Bruderherz! Es ist doch prächtig, was es für Männer in der Welt gibt, so Kernmenschen durch und durch, und vielleicht gibt's noch mehr und man weiß nichts von ihnen. Das macht einem die Augen hell, wenn man so in das Gewusel und Getreibe hineinsieht.

Ich sag's und bleib dabei: wer einen rechtschaffenen Menschen gern hat, in dem steckt selbst so einer, wenn er ihn auch nicht so herauslassen kann, und er hilft ihm durch das Gernhaben und will auch so werden. Ich bin jetzt viel zufriedener, weil ich wieder neue Menschen habe, die ich so grundmäßig gern haben kann.

Ja, und das freut mich noch überaus: Wenn nun so ein Einziger glauben will, er habe allein allen Verstand gefressen, oder die studirten Beamten meinen, nur sie wüßten wo Bartel den Most holt, da kann man ihnen sagen: denkt an den und den, da drinnen im weißen Saal, und so gibt's noch tapfere Männer überall in Deutschland. Da ruft einem eine Stimme von innen zu: „Frisch auf" oder „Gut Heil" wie man jetzt sagt.

Sie haben dir hier ein Wahlgesetz zum Davonlaufen: da muß einer 10 Jahre Grundbesitz haben, da gibt's noch besondere Stände, von denen man sonst nichts mehr weiß: vielerlei Sorten von Adel, Bürger und Bauern. Darum eben haben wir gezittert, es könnte schief gehen. Es freut einen, wenn's besser geht, als man geglaubt hat; es kommt selten vor.

Ich weiß nicht, ich habe jetzt gar keinen Schlaf mehr,

seitdem der Landtag hier ist. Sonst hab' ich mich in aller Gemüthsruhe zu Mittag niedergelegt und dann — gut Nacht Berlin! Jetzt schlafe ich viel weniger, und es freut mich, daß wir das Brod liefern, wo die Freisinnigen essen und ich möchte ihnen allemal ein „gesegne's Gott" hineinkneten und hineinsalzen.

Die Zeitung kostet mich jetzt viel Zeit und ich kann sie doch nicht ganz lesen. Wenn man nur auch so zuhören könnte, wie bei uns daheim. Froh bin ich manchmal, daß ich nicht Abgeordneter bin. Mir wär's katzenmäuslesangst, wenn ich über etwas abstimmen müßte, was ich doch nicht so recht versteh'. Laß es aber nur einmal 15—20 Jahre in Deutschland landtagen, da wird man viel lernen man weiß nicht wie, das ist die beste Schule.

Einen hitzigen Zorn krieg' ich allemal auf den Mann, der immer schreit: wir wollen machen, daß wir heimkommen; und da gibt es auch noch viele Tölpel, die schreien: der Landtag kostet Geld. Man darf wohl jedes Jahr ein paar Monate den Staat in die Kur nehmen, an dem so viele Angestellte immerfort herumdoktern. Und was kosten denn die? und wie viele Millionen kostet das Soldäterles?

Noch eins verdrießt mich, wenn sich jetzt hier Manche so auf den hohen Gaul setzen und sagen: seht ihr's, das Landtagen in den kleinen Ländern bei euch, das war doch nur den Mäusen gepfiffen. Nein und noch einmal nein, ohne uns wären die Preußen nicht soweit, wie sie sind. Was können die Schwaben, Sachsen, Hessen und Baiern dafür, daß sie in einem kleinen Lande sind und nicht durchführen können, wie sie möchten? Hoch in Ehren muß man sie halten. — Wie herrlich wär's, wenn sie einmal alle bei einander sitzen könnten in Einer deutschen Kammer!

Ich kenne meine Leute hier oft gar nicht mehr, die sind dir wie ausgewechselt. Das war dir ein Jammer und ein Elend, wie so viele nicht gewußt haben, wo aus und ein.

Besonders gekränkt hat's mich, daß so Viele die ich gern haben muß, gesagt haben: Was Verfassung? Was landständische Freiheit und Recht? Brod, Brod müssen die Menschen haben; alles andere ist nicht mehr werth als ein ausgerissener Knopf. Ich habe ihnen recht geben müssen und doch hat mich's gewurmt, denn die Ehre und Freiheit ist doch auch was. Aber wahr bleibt's, zuerst muß man zu leben haben. Jetzt aber hat sich's beim Landtag bewiesen, daß ohne die Mithülfe Aller dem Elend nicht beizukommen ist; zu diesem Loch muß die Sache hinaus. In Allem muß das Land für sich selber zu sorgen das Recht haben. Die Bürger müssen durch ihre Abgeordneten Alles einrichten, da sind sie dann bei einander und müssen auf Alles acht haben. Wie will man's denn anders machen? Die Einkommensteuer, die sie ungeschickter Weise nicht eingeführt haben, das wird der Anfang sein, die Armen zu erleichtern. Und dann muß erst auf's Neue geholfen werden.

Ja, lieber Bruder, gerade weil ich jetzt so glücklich bin (ich will dir ein andermal schreiben warum, und der Gevattersmann darf's nicht ausplaudern), gerade darum schneidet mir die Noth der Menschen tief in die Seele. Ich schäme mich oft, wenn ich satt und vergnügt bin, wie wenn ich's gestohlen hätte.

Ich habe hier den Hungeraufruhr mitgemacht...

Ich habe gar nicht gewußt, daß es so jämmerlich klingt, wenn man Brod, Brod ruft, und das klagende

Gethue der Weiber und der Kinder, es will mir gar nicht aus dem Sinn. Unsere Bäckerei ist verschont geblieben, aber gerade um die Ecke sind zwei ausgeplündert worden. Wie wir nun den Abend alles fest geschlossen haben, wie wir so in der Stube beisammen sitzen und draußen von ferne tobt's wie das wilde Heer, da waren wir alle stumm, als wenn uns ein böser Geist die Kehle zuschnürte. Der Meister ist, die Hände auf dem Rücken, am Fenster gestanden und die älteste Tochter ist bei der kleinsten Schwester gesessen und hat bitterlich geschluchzt und mir ist's gewesen, wie wenn mir alle Gedanken aus dem Kopf genommen wären. Wie jetzt die Meisterstochter laut aufweint, da bin ich dir aufgesprungen, wie aus dem Schlaf geweckt; ich habe fortgewollt, helfen, ich weiß nicht was, ich weiß nicht wie. Sie haben mich gehalten, Alle, und keins hat ein Wort geredet. So müssen Geister stumm mit einander ringen. Jetzt bin ich wieder auf meinem Stuhl gesessen und alle meine Glieder waren mir wie zerschlagen, und ich habe eben auch laut aufheulen müssen. Ich schäme mich nicht und gestehe es offen. Wie tief müssen die Menschen da draußen im Elend stecken, daß sie's soweit treiben! Es ist gewiß auch viel lärmsüchtiges Gesindel darunter; aber wie viele Hunderte sind bisher bloß arm gewesen, sie bleiben arm und werden jetzt noch — Verbrecher. Das brennt sich ein, unauslöschlich für das ganze Leben. So lange ringen und kämpfen und um eine einzige That auf ewig gebrandmarkt werden, das ist schrecklich! In dieser Minute habe ich die Qualen der Kerkerjahre mit all den Unglücklichen durchgemacht. Aber ich sage dir's, in dieser Stunde bin ich ein anderer Mensch geworden; ich gönne mir nichts mehr, ohne daß ich an

Andere denke und ihnen helfe so viel ich kann und mein Glück kommt auch erst neu von dieser Stunde. — Das gehört aber auf ein ander Blatt. Kannst du dir aber denken, wie zwei Menschen sich mitten im Elend erst recht finden und kennen lernen? Gerade wie wir so überselig geworden sind und das Höchste bekommen haben, gerade da haben wir erst recht eingesehen, wie wir für das Vaterland und die Menschheit zu wirken haben.

Ich habe das Letzte da eben durchgelesen und will's wieder ausstreichen, ich lass' es aber doch stehen.

Mein Meister war bisher auch immer mildthätig, aber wie ich meine, hat er es jetzt doch noch besser eingerichtet. Er verzettelt seine Gaben nicht mehr, er hat sich eine dürftige Familie ausgesucht und für diese sorgt er echt menschenfreundlich für Arbeit und Brod, und ich und noch Jemand haben auch unsern Anhang. Das, meine ich, wäre das Beste, wenn man seine Gaben nicht so hinausschmeißt und weiter nicht dran denkt, wo sie hinfallen; es wäre besser, wenn Jeder der's vermag, außer seinen armen Verwandten, denen er beistehen muß, sich, wie man sagt, wildfremde Menschen aufsuchte und ihr ganzes Leben nach Kräften ordnete und an der Hand hielte; kommt dann noch die großartige Fürsorge der Gemeinde und des Staats hinzu, dann will ich einmal sehen, ob es nicht anders wird.

Ja, Bruder, das vergangene Jahr war ein großes Lehrjahr in jeder Weise.

Ich bin jetzt drauf und dran ein Preuße zu werden und will mich als Meister setzen, es wird mir zwar schwer, daß ich ein Preuße heißen soll; aber das Wort Preußen ist ja auch nicht ewig.

Ich spür's schon, daß ich fast auch so etwas von dem Groß-Staatenstolze kriege, aber Preußen steht jetzt einmal vorne dran. Brauchst dich nicht zu ängstigen, daß ich Landstand werde, ich komme nicht hoch genug in die Steuer, und wenn ich mir auch ein Gütchen kaufen könnte, müßte ich doch noch warten auf den zehnjährigen Grundbesitz, bis ich graue Haare habe.

Bruder, gestern war ich draußen im freien Feld; der beste Freund kann's der hiesigen Gegend nicht nachsagen, daß sie schön sei, aber es war doch schön. Die Felder stehen alle im reichsten Segen und im Herzen habe ich gejauchzt und eine Stimme in mir hat gerufen: das Korn blüht! Noch ist es grün, aber die freie Sonne zeitigt's zur vollen Sättigung für alle die da hungern. Und da ist mir der Landtag eingefallen, da hab' ich gedacht: das Korn blüht auch dort! Dort ist die wogende Saat; noch ist sie grün, aber sie wird und muß reif werden, und wir wollen auch das Unsrige thun: du mußt sie schneiden und dreschen und der andere Bruder muß sie mahlen und ich will sie verbacken. Dein getreuer Bruder

Anton Händle.

Nachschrift.

Ende Juni.

Ein Hagelwetter hat in die grüne Saat geschlagen, die vollen Aehren liegen nieder und wollen ersticken. Der Landtag ist aus und nicht einmal das, daß er zur bestimmten Zeit wiederkehren darf, ist bewilligt worden. Jedes Jahr kommt Frühling und Sommer, das hat Gott so als festes Gesetz in die Natur gelegt und Er hat sich's nicht vorbehalten, daß Er's machen will, wie's ihm

einfällt. O! Bruder, was wird nun geschehen und was haben wir zu thun?

Frag- und Antworttafel.

Die Frage, mit welcher der vorstehende Brief schließt, das ist jetzt eigentlich die einzige, die sich jeder deutsche Mann stellen muß; wer weiß augenblicklich die rechte Antwort und wer darf sie aussprechen, wenn er sie weiß?

Anhang.

Nachmärzliches,

oder

Drei Säcke und ein vierter und der ist der größte.

Mit der Frage da oben schloß der Kalender, der zu Neujahr 1848 erschien. Jedermann weiß, wenn er sich nicht mit Gewalt zwingen will es zu vergessen, was seitdem geschehen ist, und die Frage da oben ist kein Prophetenstücklein. Damals folgte bald eine Zeit in der man hoffen durfte, daß das lebendige Wort das geschriebene ersetzen würde, und der Gevattersmann hat, so schwer es ihm auch wurde, sein Theil davon angesprochen und ausgesprochen, und hier stehe nun eine Geschichte, für die er Tausende zu Zeugen anrufen könnte, die sie von ihm gehört als Warnungsruf, und die leider doch zur Wahrheit geworden ist.

Ich will Euch, sprach damals der Gevattersmann, nicht in den Sack hineinreden und nur Euch zeigen, welcherlei Säcke es gegeben hat und welcher noch alle übertrifft:

Es gab eine Zeit und sie war noch gestern, da hieß es: nur der darf mitreden, nur der hat ein Recht in

bürgerlichen Angelegenheiten das Wort zu ergreifen, der studirt hat. Alle unstudirten Menschen haben nichts als beschränkten Unterthanenverstand, haben keine Geltung, müssen kuschen und sich gnädig regieren lassen. Das war die Zeit als da herrschte: der gelehrte Schulsack.

Es gab eine Zeit und sie war noch gestern, da hieß es: nur der hat ein Recht sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen, seine Stimme abzugeben und eine Geltung zu behaupten, wer viel Geld hat; und sei ein Andrer noch so weise und einsichtig, noch so sehr mit seiner Thätigkeit betheiligt an dem öffentlichen Wohl und Wehe, er darf nicht dreinreden, er ist rechtlos weil machtlos. Das war die Zeit als da herrschte: der Geldsack.

Und diese beiden Säcke stritten miteinander und der eine suchte den andern unterzukriegen bis auf den gestrigen Tag.

Es ist eine Zeit und sie ist heute und da heißt es: wer etwas gelernt hat, wer die Dinge zu beurtheilen weiß aus Vergangenheit und Gegenwart, der gilt nun nichts mehr — eben weil er etwas gelernt hat. Die Unwissenheit und Einfalt allein ist weise. Und andererseits: wer etwas besitzt, wer durch Geld und Gut besonders betheiligt ist beim allgemeinen Wohl, der darf jetzt nichts mehr gelten — eben weil er Geld und Gut hat. Unwissenheit und Besitzlosigkeit allein ist fortan berechtigt. Das ist die Zeit in der da herrschen will — der Bettelsack.

Wird er Einsicht annehmen und erkennen, daß Wissenschaft und Reichthum wohlberechtigt sind in der Ordnung der menschlichen Dinge? Oder wird er im Uebermuthe gleich jenen beiden allein herrschen wollen? Wird er das? Nun —

Es gibt eine Zeit und sie ist morgen und da kommt ein Anderes, bewehrt mit Schwert und Kugel, und es wird alle drei Streitenden einthun und sich allein gelten lassen und das ist der größte von allen Säcken: des Soldaten sein Schnappsack.

Briefwechsel zweier Brüder.

I.

Hans an Ernst.

Harthausen am 20. April 1855.

Lieber Bruder Ernst!

Gestern, als ich von der Kirchweih in Hirlingen nach meinem Hofe heimritt, hab ich Deiner gedacht. Summt mir unterwegs ein lustiger Walzer im Kopfe und die Musik ist doch schon lange fern und verklungen und die Musikanten liegen auf dem Ohr und schlafen ihren Rausch aus. Ja, und da hab' ich Dein gedacht. Der Marsch vom achtundvierziger Jahre summt Dir noch immer im Kopf, aber er ist schon lang vorbei und abgespielt, und die Musikanten liegen auf dem Ohr oder blasen Trübsal im Kerker und in der Fremde. Im europäischen Concert geben nur noch ein paar Kapellmeister den Takt an mit dem Stock. Wie kannst Du nur noch immer glauben: es habe in der Welt etwas zu bedeuten, was Der und Jener denkt, was Du und ich und mein Nachbar Hinz und mein Gevatter Michel wünschen und möchten und hoffen; der Weltlauf fragt nichts darnach, die großen Herren spielen jetzt das Stück Weltgeschichte, in das wir

eingepferdt sind, und ich meine oft es ist gut so. Was die Menschen oben auf der Höhe denken, das ist wichtig und entscheidend; was dem gemeinen Soldaten unter der Pickelhaube sitzt, ist ganz gleichgültig, er muß marschiren und pariren. Das hättet Ihr ihm auch nicht ersparen können. Der Generalstab besteht aus wenigen tüchtigen Führern, die machen Alles und haben tausend und abertausend von Händen und Füßen. Ihr Herren von der Feder solltet darauf ausgehen, auf die Feldherren und ihre Schlachtenplane Einfluß zu gewinnen.

Ich niese gerade und das ist ein Zeichen, daß ich die Wahrheit schreibe. Ihr habt ein Sprüchwort wahr gemacht, das ich von meinem Futterschneider gehört hab' und das heißt: der Fisch springt aus der Pfanne und fällt in die Kohlen. Laß dich lieber braten, guter Fisch, dann hat man doch etwas von dir. Mein Futterschneider ist überhaupt ein großer Politiker und hat allerlei seltsame Gedanken. Ich gebe Dir's als Räthsel auf, damit Deine Weisheit erforsche, warum in der Regel die Futterschneider so eigenthümliche Menschen sind; es steckt was dahinter.

Jetzt will ich aber wieder auf die Landstraße fahren und Dich daran erinnern, was unser Vater selig im Jahr 1848 immer gesagt hat: Bei den Demokraten gefallen mir die Grundsätze, aber nicht die Personen, und bei den Conservativen gefallen mir die Personen, aber nicht die Grundsätze; drum kann ich bei keiner Partei mitthun.

Freilich sind jetzt diese Parteibenennungen nichts mehr als ein Maul voll ausgespieener Luft, und es kann keines dem andern Vorwürfe machen. Es ist eins, wenn der Krug zerbrochen, ob der Krug auf den Stein oder der Stein auf den Krug gefallen ist.

Die einzigen, die jetzt noch in Schriften und Versammlungen wirklich an allen Ecken durchdringen, sind die Pietisten und die haben Mittel, die ihr nie haben könnt und dürft.

Ihr mit Eurer Volksliebe und Eurer Volksbildung seid langmüthig wie ein Leineweber, dem alle Minuten der Faden reißt; aber ich sage Dir: die große Masse, das da was Ihr aufputzen möchtet wie eine Puppe, ist nichts nutz, ist nicht werth, daß sich ein ehrlicher Mensch darum einen Finger krumm macht. Ihr kriegt Gestank für Dank. Wer recht auf ihnen herumtrampelt, der ist ihnen am liebsten, vor dem haben sie den meisten Respekt. Versuch's nur einmal, geh hinaus und zeig Dein gutes Herz, und sie lachen Dich hinterrücks aus. Sei noch so hülfreich und ohne Stolz, laß einen kommen mit dem kleinsten Titel und er gilt mehr als Du mit aller deiner Menschenliebe. Wer vor den Menschen Respekt hat, vor dem haben sie keinen. Das steht bombenfest, wie unser Förster sagt.

Ihr wollt der großen Masse Einsicht geben, aber sie will sie nicht und braucht sie eigentlich auch nicht. Nicht alle Menschen die auf die Uhr sehen brauchen zu wissen, wie eine Uhr beschaffen ist, wie das Räderwerk ineinander lauft. Die Hauptsache ist, daß man wisse, welche Stunde es ist und mit der Zeit auf dem Flecke bereit sei.

Ihr wollt alle Menschen in Uhrmacher verwandeln.

Es ist gut, daß du meinem Brief nicht davon laufen kannst; du mußt auch einmal eine Predigt hören, du und Alle mit dir. Ihr seid nichts als der Trumpf-Unter, Trumpf-Sau sticht Alle. Ihr wollt das Volk belehren und ihr wißt nicht, daß das Volk gar nicht belehrt sein will; es

geht an euch vorüber und sieht und hört euch nicht, und wenn auch, so lacht es euch nur aus und denkt bei sich: „der dumme Kerl! könnte auch seine Lunge sparen.“ Höchstenfalls denkt es: „der Mensch dauert mich, daß er sich fruchtlos in Ungelegenheiten bringt.“ — Ihr wollt den Leuten Brillen aufsetzen, aber sie wollen nichts als essen und trinken und viel essen und noch mehr trinken, und dazu, denken sie, braucht man keine Brille. Du guckst ja auch immer mit deinen vier Augen über's Glas weg, wenn du einen guten Zug thust. Und mit einem Wort, laß dir etwas ins Ohr sagen: Volk! Volk! der Gedanke Volk ist nichts als ein Aberglaube, ein neuer Götze, den ihr euch gemacht habt. Es giebt gar kein Volk, es giebt nur dumme und gescheite Menschen. Und damit Punktum. Drum glaub' mir, du vergrämst dir mit deiner Weltverbesserung unnütz dein Leben. Laß dir von unserer Mutter ihr Sprüchwort sagen: Ein Narr wirft einen Stein schneller in einen Brunnen, als ihn zehn Weise wieder herauskriegen. Merk' dir das und du hast alle Vernunft in Einem Wurf. Du willst in einzelnen Pfennigen einbringen, was in Millionen zum Fenster hinausgeschüttet wird? Du willst den Leuten da und dort einen guten Grundsatz einpflanzen, einen Gedanken aufhellen, willst aus deiner gedruckten Baumschule ein Stämmchen setzen und ein Gärtchen am Hause und am Wege anlegen und — schau einmal um: der große Staatssturm reißt in Einer Stunde ganze Wälder von tausendjährigen Moraleichen zusammen und eure singenden Gefühlsnester mit.

Quacksalbern und Medikastern ist verboten, aber an einem ganzen Volke herumquacksalbern, das erlaubt sich Jeder; aber meine Bauern schütten in der Regel die Medicin zum Fenster hinaus und reden dem Doktor vor, sie hätten sie eingenommen.

Sieh dich um, wie man dem Volke den letzten guten Saft durch Brechmittel aus dem Beutel, aus dem Magen und aus der Seele heraus holt und — glaubst du, daß ihr mit euren kleinen Hausmittelchen helfen könnet? Alle eure Hausmittel sind nichts nutz und die Kanzleiheiligen haben Recht, wenn sie das Volk so kurz anbinden, daß es sich zuletzt nicht mehr anders helfen kann, als es muß Streusand fressen und Tinte saufen; ist auch kein' üble Nahrung wenn man's nur gewohnt, und wer nicht dabei draufgeht wird's schon vertragen lernen.

Die Chinesen, über die man so viel gelacht hat, sind doch die einzig natürlichen und offenherzigen Staatsweisen. Ich hab' einmal gelesen, daß dort von Regierungswegen bestimmt ist, genau wie viel Loth Speise jeder Mensch jeden Tag zu sich nehmen darf. Der Hausvater muß bei Prügelstrafe jedem sein Zukömmliches zuwägen und dazu hat er eine Waage, die jeden Monat von dem Beamten geprobt und frisch gestempelt wird. Aller Ueberschuß gehört dem Herrscher. Nun sage: ist das nicht das eigentliche Paradies, das die Herren Communisten sich herbeiwünschten? Könnten sie das nicht viel einfacher von einem despotischen Staat haben? Weißst du keinen Cameralisten, der die Welt mit geaichtem Magen und gestempelten Löffeln beglücken könnte?

So lange ihr das nicht habt, könnt ihr der Welt nicht helfen.

Was ist denn eure Hoffnung und Vertröstung? In Frankfurt am Main haben sie das Sprüchwort: Es gewinnt Jeder einmal das große Loos, aber es erlebt's nur nicht Jeder. Nach der Berechnung muß jedes Loos einmal in so und so viel hundert Jahren den großen

Treffer machen, aber Bruderherz! kannst du darauf warten und willst du dein blinkendes baar Geld, heißt das, deine hellen, gemessenen Lebenstage dafür einsetzen? Mein alter Futterschneider hat vorletzt ein altes Lied gesungen, das paßt ganz auf euch, ich kann dir den Text schicken, wenn du willst, aber der Inhalt ist unverändert so:

„Mutter, Mutter, es hungert mich,
Gieb mir Brod, sonst stirb ich."
„Warte nur mein liebes Kind.
Morgen wollen wir säen."

Als es nun gesäet war, kommt der Trost: morgen wollen wir schneiden. Nach dem Schneiden: morgen wollen wir dreschen. Nach dem Dreschen: morgen wollen wir mahlen. Und als es nun gemahlen war: morgen wollen wir backen.

Als es nun gebacken war,
Das Kind lag auf der Todtenbahr.

Die Gegenwart ist das hungernde Kind und ihr vertröstet's immer weiter hinaus bis es stirbt. Der Welt kannst du nicht helfen aber dir selbst, laß dein eigenes Verlangen nach Lebensglück nicht Hunger sterben. Jeder ist zuerst für sich auf der Welt und es giebt ihm Keiner was heraus, wenn er seine Tage verspielt oder meinetwegen vergrämt hat, denn das ist Eins. Willst du was für Andre thun, so läßt sich's nur von oben machen, nicht von unten. Ich kann dir ein Beispiel aus meiner nächsten Erfahrung geben. Die Kreditlosigkeit nimmt bei uns auf dem Lande schauderhaft überhand, alles Geld läuft den Staatspapieren zu, und Tausende von Menschen, die noch im Lande sind,

sind eigentlich schon ausgewandert; denn sie haben ihr Geld in amerikanischen Papieren angelegt. Was ist nun zu thun? Wuchergesetze sind nichts als Quacksalberei und wo kein Doktor mehr hilft laufen die Gescheitesten zum Schinder. — Wir brauchen nothwendig eine Hypothekenbank. Die Adligen haben für sich eine gemacht, aber der Mittelmann und der kleine Bauer hat keine Hülfe. Sie können sich nicht zusammenthun und ihre Pfandbriefe auch in guten Umlauf bringen. Wie kann da geholfen werden? Nur von oben. Drum sag' ich dir noch einmal: es nützt nichts, wenn ihr wie Samenhändler mit eurem gedruckten Salatsamen hausiren geht. Die landwirthschaftlichen Bezirksstellen können das besser ausrichten, und da sind's wiederum nur ein paar Gescheite, die die Sachen ausführen, und wenn's nicht anders geht, nur für sich allein. Ich sage dir also noch einmal: die Welt ist nicht wegen der großen Masse da; die sind da um die Gattung zu erhalten, damit der Herr der Schöpfung nicht aussterbe, und daß es immer Einzelne gebe, die große Geister und gewaltige Herren sind und sich ihre 70 Jahre mit Zugabe vollauf wohl sein lassen und lustig durch die Welt fuhrwerken und das beste Fuhrwerk ist trinken, denn dabei geht's alleweil bergab wie unser Vetter Knirps sagt.

Ich bitt' dich also, lieber Bruder, vertrinke und verjuble deine Weltsangst und du hast wohlgethan. Volkswohlfahrt und Menschenbeglückung, es ist alles nichts als Schwindel und Flausenmacherei. Die Menschen werden, so lange die Welt steht, immer gleich glücklich und gleich unglücklich sein, wenn man's überhaupt von dem großen Ganzen nimmt. Einzelnen gehts gut, wenn sie's verstehen, sich's wohl sein zu lassen und wenn sie fressen, derweil

sie an der Krippe stehen. Freilich ist ein gutes Gewissen ein ganz nothwendiges Stück zum Wohlseyn, und du kannst dir's zusprechen; du hast Niemand Uebles und für Andere mehr als deine Schuldigkeit gethan.

Drum sei jetzt zufrieden, schreie dich nicht mehr aus wie ein Märzenkalb in Klagen und Ermahnungen. Ihr Märzenkälber seid jetzt achtjährige, mehr als genug zum Mastochsen herangewachsen. Drum laß ab Bruder, schirre dich aus; du wärest gerade das rechte Gespann für deinen Bruder

Hans,

genannt Bruder Lustig oder meinetwegen auch Großhans.

II.

Ernst an Hans.

Gräz in Steiermark im Mai 1855.

Also auf dem Heimweg vom Tanze hast du an mich gedacht, lieber Hans. Glaub' mir nur, ich lebe nicht so traurig als du dir's vorstellst. Der Tag ist so hell, wenn mir auch oft das Herz blutet, das Leben ist doch so reich, und wenn man nur gesund ist, gibt's gute Stunden genug. Ich gehöre nun einmal zu denen, die über erfahrnes Ungemach nicht so mit leichtem Sinn hinwegturnen können. Es hilft mir nichts, wenn du mir sagst und ich selber mir sage: vorbei ist vorbei, jetzt vergiß Alles! und schau, es ist vielleicht minder als du dir einbildest — Es hat keine Haft an mir, ich muß den Sachen auf den Grund gehen und erst dann komme ich davon los. Die ganze Welt macht's jetzt mit dem vorhandenen Elend wie jener Mann,

dem sein Sohn sagt: „Vater, unser Gaul ist krank.“ „Sei still!“ antwortet der Vater, „red' nicht davon, dann vergißt er's!“

Ich kann mir nichts läugnen von dem was ich weiß. Ich habe nicht wie so Viele jetzt thun, meine Vaterlandsliebe zur Ruhe gesetzt, und darum ist mir das Herz schwer. Das Einzige, was ich dabei thun oder eigentlich nur geschehen lassen kann, ist: daß ich mich nicht absperre gegen den Trost, den die Zeit mit sich bringt, daß ich Licht und Luft scheinen und klingen lasse in die Nacht meines Kummers. Und ich sage dir: auch das Versenken in das Unheil, in dem wir stehen, ist nicht lauter Schmerz, denn ich thue dagegen was in meiner Kraft steht, um noch zu nützen, und das macht mich zufrieden, wenn auch nicht froh. Freilich überfällt mich's oft in stiller Nacht wie eine namenlose Wehmuth, und ich möchte weinen und tief in mir tönt eine Klage, daß ich nun auch dahinfahren muß, von der schönen Erde scheiden, und nicht sehen soll das Menschenheil, das ich mir dachte. Verzweiflung will dann über mich kommen, ob Menschenheil und Bruderliebe je wirklich sein werden, ob nicht Alles Trugbild, lächerliche Hoffnung unserer Eitelkeit sei. Da ringe ich dann in stiller Nacht mit den bösen Geistern der Verzweiflung und ich kämpfe sie nieder.

Das Jahr 1848 war die Kugel, die wir schon so lange im Lauf hatten; wir haben losgeschossen und — haben gefehlt. Wir haben uns geirrt in dem dessen wir fähig sind, aber darum sind wir selber und unser ganzes Volk noch nicht verloren. Die Vereinigung von Stubengelehrten- und Kneipenweisheit hat nichts zu Stande bringen können; aber es ist zu allen Zeiten so gewesen, daß

es an der Einsicht Weniger nicht gefehlt hat, dagegen nur an dem Muthe folgerichtiger Handlungsweise. Schon der große Redner Demosthenes sprach zu den Athenern: „Meine Mitbürger zu überzeugen, was in dem gegebenen Falle das Beste für sie wäre, habe ich nie schwer gefunden, denn zur Noth wissen sie das selbst. Schwer aber habe ich's gefunden, sie zu bestimmen, daß sie auch danach handeln."

Doch — du wirst wieder über meine Brille spotten und darum will ich dir getreulich folgend antworten: Sage deinem Futterschneider ein Sprichwort, das er wohl nicht kennt und das heißt: von unnützen Gängen ist der Wolf weise. Das gilt auch in der Weltgeschichte. Dein erster Vorwurf heißt in meinem Sinn: Ihr habt Denken studirt, aber Ihr müßt Gewalt studiren; und darin hast du Recht, aber anders als du meinst. Nicht: was soll sein? sondern: was ist, und was kann demzufolge werden? das muß das erste Augenmerk sein. Aber es hat wohl etwas zu bedeuten, ja es kommt Alles drauf an, was die Menschen denken. Wenn jetzt auch dem Faß mit dem alten Wein der Boden ausgeschlagen ist, man wird den neuen doch wieder gehörig einkeltern und flaschenweise verzapfen müssen.

Du sagst, daß das Volk undankbar sei, und ich sage dir, das ist närrisch oder sündhaft oder eigentlich, da beides meist Eins, beides zugleich. Dank zu erwarten oder gar zu verlangen, dieses Ausschauen nach Belohnungen und Bestrafungen von außen ist noch ein alter Bodensatz, den wir nicht mehr kennen. Ist ein Volk irgend einem Einzelnen Dank schuldig? Wer sich fühlt als ein Glied des großen Gesammtkörpers und demgemäß wirkt, der hat weiter nichts als seine Pflicht oder wenn du's so nennen

willst, seine verdammte Schuldigkeit gethan. So wenig ein Glied eines Körpers von dem andern Dank verlangen kann oder von dem Ganzen, ebensowenig hat einer, der für den Gesammtkörper seines Volkes arbeitet, einen Dank zu beanspruchen als eben den, den er in sich hat.

Der Hauptfehler in dem du stehst ist, wenn du es auch nicht deutlich sagst: die Volksverachtung. Aber wer sind wir denn, daß wir das Volk verachten dürfen?

Niemand hat das Recht, sich so hoch zu halten, daß er über seinem Volke oder gar über seiner Zeit stehe. Der Geist eines Volkes ist höher als der eines noch so großen Menschen, und was Jemand hat, hat er nur aus ihm. Die Völkergeschichte und der Geist, der in ihr waltet, ist größer als der Geist jedes noch so großen Genies, denn er ist der Geist Gottes.

Das größtmöglichste Gute der größtmöglichsten Menge zuwenden, der Gesammtheit dienen heißt Gott dienen, und der Lohn dieser Thaten liegt in den Thaten. Das hat der tapfere Kämpfer Ulrich Hutten auch gewußt, wenn er von sich sagt:

„Daneben mich zu trösten
Mit gutem Gewissen hab,
Daß Keiner von den Bößten
Mir Ehr mag brechen ab.
Ich habs gewagt mit Sinnen,
Und trag deß noch kein Reu;
Mag ich nicht dran gewinnen
Noch muß man spüren Treu.“

Wer da wirkt und lässig wirkt bei dem ausbleibenden Erfolge, der ist ein Knecht der Welt; er wird verzagt und

verdrossen, wenn er nicht durchdringt, sei es zur That oder zur Anerkennung; wer aber wirkt um seine Pflicht gethan zu haben, der ist der Herr der Welt. Du sagst: das Volk wolle keine Belehrungen. Hast du vergessen jenen wahrhaft andächtigen Drang, mit dem Alles herbeiströmte, als es gestattet war im lebendigen Worte die Zahllosen über sich selbst und über die Welt zu belehren?

Wäre das Versammlungsrecht zu einem geregelten geworden, wären die wilden Wasser verlaufen und Alles in ein regelmäßiges Bette gelenkt, wir hätten ein Gesammtleben der Bildung gewonnen, wie keine Zeit und Nation vor uns. Du sagst: wir seien langmüthig wie Leineweber, und freilich, ein Stück Tuch zerfasern ist leichter als es weben. Es giebt Menschen, die bei jeder Versammlung, bei jedem Vereine gleich mit dem Ausspruche bei der Hand sind: Wenn nicht so und so abgestimmt wird wie ich's für gut halte, so trete ich aus, und sie treten nach der Entscheidung der Mehrheit mit diesem oft eben so thörichten als frechen Ausspruche hervor. Sie wollen sich nicht unterwerfen und verkriechen sich in den Schmollwinkel.

So sind jetzt auch Viele ausgetreten aus dem Wirken für das allgemeine Volkswohl, weil nicht das geworden ist, was sie gehofft und wie ich glaube mit Recht gehofft hatten; sie beschönigen ihre verdrossene Nichtsthuerei mit der Ausrede: An meinem Wirken ist nichts gelegen! Aber eben so wenig als zu hoch darf sich Jemand zu nieder stellen. Jeder kann noch nützen und wirken und jeder muß es. Und wieder sagen Andere: Ich spare mich auf für bessere Zeiten! oder auch: Wir Alten sind abgethan, es

müssen ganz neue Menschen dran kommen! Aber was ist jenes Aufsparen anders als falsche Vertröstung? Jeder morgige Tag heißt auch Heute wenn er da ist, und das Heute ist Gestern, ehe man sich umsieht. Jeden Tag fängt die Welt neu an. Hört es in der Natur auf Frühling und Sommer zu werden, weil's einmal Alles verhagelt hat? Das wäre schön, wenn einmal der Acker spräche: ich mühe mich nicht mehr ab die Frucht zu zeitigen, es ist doch umsonst, ein Hagelwetter kann Alles niederschlagen. Dieselben Gesetze, die ununterbrochen in der Natur herrschen, müssen wir aus freien Stücken aus der Willenskraft in uns aufrecht erhalten. Und jene andere Ausrede: Es kommen andre Menschen dran! Freilich ist das wahr und ich bin auch des Glaubens, aber die neuen Menschen kommen nur durch uns, und wir haben die Pflicht, das was wir erlebt und erfahren haben, ihnen treu zu überliefern, damit sie es benützen, und die Errungenschaft der Erfahrung läßt sich nicht als todtes Capital, sondern nur als lebendige That erwerben.

Du sagst, daß zuviel an dem Volke gequacksalbert wird und daß auch unsre Hausmittelchen nichts helfen. Weiß wohl, es geht im großen Ganzen wie mit der Erziehung eines einzigen Kindes: es wird nicht das, was man gewollt hat und Niemand kann sagen was es werden soll, welche Gesinnungsart und Thätigkeit es nothwendig und einzig haben muß. Trotz aller Erziehungsmaßregeln wird jeder Mensch doch wieder etwas Neues, und das ist nothwendig; denn in jedem Einzelnen wird die Menschheit neu geboren und keine Denkweise ist die ausgeführte Vorschrift eines Andern. Soll man aber darum aufhören, nach bestem Wissen und Gewissen den Unerfahrenen zu

leiten? Man muß sich nur zufrieden geben, wenn er dann seinen eignen Weg geht und vielleicht hätte er den nie gefunden, ohne die auch oft vom Wege ablenkende fremde Leitung; auch diese erweckt zur Selbstbestimmung.

Zuletzt aber muß ich die Farbe bekennen auf deinen Haupttrumpf, und ich meine, ich kann ihn übertrumpfen. Du sagst, die Welt sei allzeit nur wegen einiger Auserwählten da und diese sollten sich's wohl sein lassen. Ich könnte dich hierauf mit vielfachen Entgegnungen aus allen Schriften abspeisen. Aber ich gebe dir wiederum lieber hausbacken Brod und sage dir zuerst: daß wir nicht gemeint sind, die Menschen aus ihren gewohnten Lebenslagen herauszureißen, sondern im Gegentheil sie recht einheimisch und glücklich in den gegebenen Thätigkeiten zu machen. Und weil es keine Thätigkeit giebt, die man höhere oder niedere nennen kann, weil Alle mitwirken zur Erhaltung des Gesammtkörpers, so ist es einfach lächerlich zu sagen: die Thätigkeit des Einen sei blos zur Bequemlichkeit des Andern da. Und sieh dich einmal um und du wirst finden wie es nicht wahr ist, daß die Welt immer auf demselben Fleck stehen bleibt. Lache nicht, wenn ich dir ein Wort des großen Weltweisen Hegel anführe; die Worte der Gelehrten sind nicht blos wiederum für Gelehrte da, sondern für Alle, und ich unterschreibe wörtlich den Ausspruch Hegels: die Weltgeschichte ist der Fortschritt zum Bewußtsein der Freiheit! Es giebt heutigen Tages nicht nur weit mehr Menschen auf der Welt, als je zuvor, sondern auch weit mehr Seelen als je zuvor. Unter Tausend, die heut zu Tage leben, ist eine viel größere Zahl solcher die denken können als je.

Macht aber Denken glücklich? fragst du. Es macht zum Menschen! antworte ich, und ob er als solcher glücklich sei, das liegt an ihm. Jeder hat die Pflicht zu erkennen, was es heiße, ein Mensch, ein Bürger sein, und jeder hat die Pflicht dem Andern dazu zu verhelfen. Hierin ist die Bildung Eins mit der Religion. Die Religion verlangt, daß nicht Einer oben stehe der den Glauben habe für Alle, sondern sie macht die Anforderung, daß Jeder in sich selber glaube und sein Heil erfasse. Wie nun dies möglich und nothwendig ist, so will auch die Bildung, daß Jeder für sich wisse und erkenne, und das ist nicht minder möglich und nothwendig.

Man braucht jetzt keine Steinhauerarbeit mehr, um mit Stahl und Stein dem Feuerfunken herauszulocken; da reibt man jetzt nur noch, und man hat Feuer und Licht zugleich mit in einem Stück. Freilich geschieht dadurch auch viel Brandschaden. Es ist jetzt Alles leichter entzündet, aber man wird allmälig lernen damit sorglicher umzugehen und feste Gesetze gegen den Mißbrauch aufzustellen.

Es ist jetzt eine neue Welt, es wird täglich eine neue und sie ist mindestens so schön und groß als je eine zuvor. Sich mit Mißmuth davon wenden, ist Selbstmord. Es gilt mitzuwirken, mitten drin zu sein. Sieh dir nur einmal deinen eignen Beruf an: Es reicht nicht mehr aus, daß man Säen und Pflügen u. s. w. vom Vater und vom Knechte lernt; jeder echte Landwirth muß sich die Ergebnisse der Naturwissenschaften aneignen und Tausende thun es. Das alte Bauernthum stirbt ab und macht der neuen Landwirthschaft Platz, und die Welt wird schön und schöner auf neue Weise. Und nicht nur dieses, sondern

auch Anderes fasse ins Auge und du wirst sehen, daß wir trotz alledem doch immer weiter vorankommen. Deine Geschichte von den chinesischgeaichten Magen und gestempelten Löffeln hast du aus den Schriften des biedern und tapfern Justus Möser (da siehst du, was du doch aus den Büchern hast und nicht bekennen magst), aber denke lieber auch an ein anderes Wort von dem edlen Möser, denn er nennt die Hofdienste und Oblasten, die zu seiner Zeit noch auf den Bauernhöfen ruhten: Gespenster, die darin spuken. Nun sag einmal, haben wir nicht diese Gespenster durch Ablösung erlöst und die andern gebannt und vertrieben? und so sehr man auch diese und jene wieder einführen möchte, man kann sie doch nicht mehr heimisch machen.

Es ist jetzt Frühling und Alles grünt und blüht und die schwarzgekleideten Städter, die auf den Fußwegen durch die grünen Saaten wandeln, sehen aus wie Tintenkleckse in der Natur, aber auch aus ihnen schreibt sich eine helle Erneuerung der Welt.

Ich stand auf hohem Berge und schaut' ins tiefe Thal.

Ja, Bruder, davon kann ich auch ein Lied singen. Ich war auf dem Schloßberge, und unter mir Nebel und die Nacht kam und mein Herz fragte zitternd: soll's Nacht werden und Nacht bleiben so lange du lebst? Da wurde da und dort ein Licht angezündet. In der Nacht hat Jeder sein Licht für sich und diese Lichter sind wie Sprühfunken aus einer großen Urflamme, und da sprach es in mir: Bewahret, ja bewahret das Feuer und das Licht, bis daß der helle Tag anbricht! Und dieser Tag ist angebrochen in aller Weise.

Wir Deutschen wissen jetzt, daß wir nicht schlimmer, ja daß wir in mancherlei besser dran sind als die gebildeten Völker rings um uns her. Es ist vorbei mit dem Ausschauen nach Frankreich, nach England, ja nicht einmal Amerika ist mehr für uns das Land der Sehnsucht; wir kennen die großen Gaunereien, die dort auch an der Tagesordnung sind und daß die Freiheit noch nicht die Rechtschaffenheit pflanzt; wir wissen jetzt mehr als je, was wir für uns haben und was uns noch fehlt, und daß wir dieses Beides wissen, das macht uns muthig und zuversichtlich.

Es giebt leichtfertige Naturen, die da glauben, alles Glück bestehe nur im Lachen und in der lauten Freude. Es giebt aber eine innere Andacht, die noch weit glücklicher macht, und ich gebe meine Zuversicht, mein Vertrauen und mein emsiges Denken auf das Heil des Vaterlandes für keine rauschende Freude hin und damit verbleibe ich Dein Bruder

Ernst.

Fertig!

ruft der Schaffner an der Eisenbahn. Nur wenig Minuten Aufenthalt und der Bahnzug braust dahin. Gieb Acht, hast auch nur wenig Minuten Aufenthalt auf der Lebensstation; gieb Acht, daß du dich nicht versäumst, Manches vergessen habest, wenn der große Schaffner sein Fertig! ruft, und die große Locomotive, Tod genannt, vorgespannt ist.

Aber — und das sagt der Gevattersmann dir und sich selber — fertig werden wir doch nie; und sei auf eine einzelne Arbeit oder auf die ganze Lebensarbeit noch so bedacht, fertig wird sie nie, und was noch fehlt, weiß Niemand besser als der redliche Arbeiter selber. Unser Leben ist Stückwerk; seien wir Gesellen, die auf Stück oder auf Zeitlohn arbeiten. Hast Mühen und Denken aufgewendet, mußt zuletzt doch bekennen: der Preis der Vollkommenheit, den du in Gedanken dir vorgesetzt, du hast ihn nicht erreicht!

Es hat noch keinen redlich wirkenden Menschen gegeben, der am Ende seiner Tage sich bekennen mochte: „Es ist genug, ich habe vollauf Genüge gethan!“ — Die tapfersten Befreier und Wohlthäter der Menschheit haben in letzter Stunde noch gewünscht ihr Werk befestigen, erhalten, weiter führen zu können. Nicht Liebe zum Leben und zu

seinen Genüssen, sondern Liebe zur heiligen Lebensarbeit hat diese schmerzliche Sehnsucht erweckt. Wer nicht diesen Schmerz empfindet, wenn er Geschaffenes aus den Händen giebt, oder gar, wenn er selber scheiden muß aus dem Kreislauf der Neigungen und Pflichten und ihrer Bethätigung, der hat nie das Reine und Vollkommene gewollt, nie den Gedanken Gottes geliebt. Wer aber mit diesem Schmerze die Welt läßt, hat das Vollkommene gewollt und ist selig in ihm. Und Ein Trost ist bei allem Scheiden von einer Thätigkeit, daß Andere ihre erneute Arbeit damit vollbringen. Genug, wenn in unserem Thun ein gesundes Korn zur Aussaat, eine feste Handhabe zum Angriff für Andere sich findet.

Mit diesem Gedanken rufe ich Euch und mir zu: Fertig!

Möge dieser Gedanke in uns leben, wenn es einst heißt: Fertig!

[illegible] reiner Liebe zur heiligen [illegible] hat diese [illegible] Sehnsucht erweckt. Wie [illegible], wenn er Geschaffenes aus [illegible], wenn er selber schaffen muß und [illegible] zu Neigungen und Pflichten und ihrer [illegible], der hat nie das Reine und Vollkommene [illegible], nie den [illegible] Gottes geliebt. Wer aber mit [illegible] Welt läßt, hat das Vollkommene [illegible] in sich. Und Ein Trost ist bei [illegible] Gewißheit, daß Andere ihre [illegible]. Genug, wenn ja nur [illegible] zur Einheit, eine schöne Gottesgabe [illegible] finden.

Mit diesem Gedanken [illegible] mir [illegible]!

Möge [illegible] uns leben, wenn es auch heißt: [illegible]!